chte

chen

tur

H. lit. P. 339 tz/2

Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von Leibniz bis auf unsere Zeit.

Von

Julian Schmidt.

Zweiter Band.

1763—1781.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1886.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Julian Schmidt.

Geschichte der Deutschen Litteratur.

Zweiter Band.

Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von Leibniz bis auf unsere Zeit.

Von

Julian Schmidt.

Zweiter Band.

1763 – 1781.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1886.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Inhalt des zweiten Bandes.

1763 – 1781.

Viertes Buch.

Nach dem Friedensschluß.

1763—1772.

1.

Die productive Kritik.

1763—1769.

Seite

Die Deutsche Litteratur sucht ein Centrum — Berlin bemüht sich vergebens, es zu werden — Centrifugale Richtung. 1
Historische Kritik: Justus Möser (Osnabrück). 5
Winckelmann's Ausgang. 12
Lessing in voller Manneskraft: Laokoon. 13
Minna von Barnhelm. 16
Hamburger Dramaturgie. 18

2.

Die Barden.

1763—1769.

Friedrich's Barden: Ramler — Gleim — Die Karschin. 29
Klopstock in Kopenhagen — Nordische Poesie — Ossian — Herrmannsschlacht. — Gerstenberg (Ugolino und der Skalde) — Begeisterung für das „Vaterland" — Eislauf — Kaiser Joseph's Verheißungen (Denis). . 32

3.

Wieland und seine Schule.

1759—1771.

Bern und Biberach — Julie Bondeli und Sophie Laroche. 43
Die Seraphe in Faunen verwandelt — Idris und Zenide — Französische Einflüsse. 47
Agathon — Der goldene Spiegel — Musarion — Die Klotzianer. . . 53
G. Jacobi — Lorenzodosen — Die schönen Seelen und die Grazien. . 57
Erfurt, Coblenz, Darmstadt — Heinse. 59

4.

Herder.

1766—1771.

Seite

Königsberg und Riga — Kant und Hamann — Fragmente zur Litteratur — Völlige Wandlung der Ideen über Poesie, Mythologie und Religion — Der Orient und der hohe Nord 65
Kritische Wälder — Gegen Lessing und Klotz 73
Herder zur See und in Frankreich 77
Hamburg (Lessing), Darmstadt und Straßburg — Ursprung der Sprache, Volkslieder, Ossian und Shakespeare 81
Bückeburg 87

5.

Lessing in Wolfenbüttel.

1770—1772.

Die Bibliothek 88
Emilia Galotti 91
Eva. — Mißstimmung 99

Fünftes Buch.

Goethe's Jugend.

1771—1781.

1.

Der Wandrer.

1771—1773.

Allgemeine Bedeutung Goethe's — Frankfurt und Leipzig — Die Mitschuldigen. 103
Straßburg: Herder, Lenz, Friederike 107
Frankfurter Gelehrte Zeitung — Merck und Schlosser — Anfänge des Götz. 113
Der Wandrer und die schönen Seelen in Darmstadt 117
Wetzlar: Lotte Buff — Jerusalem's Tod 119
Herder's und Kestner's Hochzeit 125

2.

Der Hain.

1771—1774.

Klopstock in Hamburg — Freiheitsgesänge — Claudius (Herder) 128
Göttinger Bund: Bürger — Hölty — Voß — Stolberg — Haß gegen die Franzosen und gegen Wieland 132
Herder „von Deutscher Art und Kunst" und Bürger's „Leonore" 139
Klopstock's Gelehrtenrepublik 141

3.

Der Unterricht in der Morgenröthe.

1772—1775.

Herder in Bückeburg — Beziehung zu Lavater, Hamann und der Gräfin Marie. — „Auch eine Philosophie der Geschichte" — „Älteste Urkunde" — „Provincialblätter" 143
Stellung Lessing's, Hamann's und Kant's zu diesen Schriften 165

4.

Der Künstler in der Werkstatt.

1773—1774.

Seite
Götz von Berlichingen. 168
Die Antiken — Prometheus und Satyros — Götter, Helden und Wieland. . 173
Werther (Der Landschaftsmaler). 179

5.

Dämonische Beziehungen.

1774.

Die Geniereise: Lavater, Basedow, Fr. H. Jacobi. 191
Clavigo (Selbstschilderung des Dichters). 198
Faust. 202

6.

Allwill.

1775.

Goethe's Jugendgenossen: Lenz und Klinger, Anfänge von Sturm und Drang. Lessing's Widerspruch. 213
Triumphzug des Werther. 218
Goethe und Lilli (Claudine). 222
Stella und Jacobi's Allwill. 227
Goethe's Schweizerreise; Stolberg, Lavater und die Physiognomik; Rückkehr und Scheiden. 231

7.

Weimar.

1775—1776.

Verbindung mit dem Hof, mit Wieland und Stolberg. 240
Bruch mit Klopstock. 246
Lenz und Klinger in Weimar. 249
Beziehung zu Frau v. Stein; Austreibung von Lenz. 252
Herder in Weimar; Verhältniß zu Wieland. 258

8.

Sturm und Drang.

1776—1781.

Apologie der Leidenschaft. 261
Lyrische Dichtung: Bürger. 264
Theater: Wagner — Lenz — Klinger (Leisewitz) — Shakespeare — Lessing's Stellung. 267
— Maler Müller (Heinse). 272
Roman: Wetzel — Miller (Siegwart) — Müller v. Itzehoe — Hippel. . . . 276
— Jacobi (Woldemar). 279
Rousseau's Confessions. 283

Seite

Politische Erregungen: Nordamerika — Illuminaten. 284
— Schubart's Kerker. 285
— Mythus von den glücklichen Inseln der Wilden. 286
Kaufmann als Typus der Sturm- und Drangzeit; Verkehr mit dem Hain. . . 287
Vorbereitungen zum Erbfolgekrieg (Goethe in Berlin) — Unzufriedenheit in Deutschland. 291
Voltaire's Tod — Die Revolution allmälig im Anzug. 293

9.

Goethe's Umkehr.

Abwendung Goethe's von Sturm und Drang (Wilhelm Meister). 293
Iphigenie Elpenor. 296
Goethe und die Natur: Wartburg — Harz — Reise in die Alpen. 302
Frau von Stein und Tasso. 316
Resultat dieser Jahre. 320

10.

Lessing's Ausgang.

1776—1781.

Lessing's Ehe. 323
Lessing's Stellung zur Religion und Philosophie. 326
Erziehung des Menschengeschlechts. 338
Freimaurergespräche. 341
Nathan. 343
Lessing's Ende. 347

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Viertes Buch.

Nach dem Friedensschluß.

1763—1772.

1.

Die productive Kritik.

1763—1769.

Der Krieg hatte dem deutschen Selbstgefühl einen mächtigen Schwung gegeben, und grade der scharfe Windzug hatte manche fruchtbaren geistigen Keime weithin gestreut; aber um aufzugehn und sich zu zeitigen, bedurften sie der milderen Luft des Friedens: die Blüthe der deutschen Litteratur ging aus dem dreißigjährigen Frieden hervor, der nun folgte.

Nationales Leben verlangt eine Hauptstadt, in welcher die höchsten Kreise der Gesellschaft, Adel, Civil, Militär, Kaufmannschaft mit den Denkern und Künstlern in Berührung kommen. An welche andre konnte man denken, als an Berlin? Die Berliner Gelehrten gaben sich alle Mühe, die Superiorität ihrer Stadt auch in der Litteratur geltend zu machen; da es an eigentlich productiven Köpfen fehlte, konnten sie dieselbe nur durch Kritik bethätigen.

1760 bis 1764 führten Nicolai und Mendelssohn mit einigen Andern die „Litteraturbriefe" fort; dann faßte Jener den Entschluß, in einem kritischen Organ die gesammte Litteratur mit Inbegriff aller Wissenschaften zu centralisiren. Seit 1765 erschien die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", welche sich die Aufgabe stellte, überall den Suchenden den rechten Weg zu zeigen, kurz und bündig zu sagen, was der richtige Geschmack sei. Nicolai gewann eine ziemliche Anzahl nicht unbedeutender Gelehrten, die sich jährlich vermehrten; zwei gute Menschenalter hat die „Bibliothek" gewirkt. Die eifrigsten Mitarbeiter waren die Rationalisten, die in Berlin an Spalding und Sack eine mächtige Stütze hatten: die Bibliothek ist recht eigentlich die Fabrik, in welcher die wohlgemeinte

Unwissenschaftlichkeit dieser Schule verarbeitet wurde. Nicolai entwickelte als Buchhändler eine große Rührigkeit; er stand mit den Buchhandlungen von ganz Deutschland in Verbindung, gab an, wie die Recensionen gemacht werden sollten, schrieb selber, und mit der nämlichen Sicherheit des Urtheils wie früher Gottsched. Die Einseitigkeit, mit der die Bibliothek urtheilte, gab ihr zwar den Anschein eines kräftigen und entschiedenen Zusammenwirkens, aber sie schreckte zugleich die frei und eigenartig denkenden Köpfe ab, und gewöhnte sie an eine stille, stetig wachsende Opposition gegen Berlin.

Zudem merkte man bald, daß der Einfluß der Berliner Kritik nach oben hin gering war, daß man von ihr nicht die Förderung, wie sie früher durch Gottsched seinen Anhängern gewährt wurde, zu erwarten hatte. Der König, der in der Academie das geeignetste Mittel besaß, die ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands in Berlin zu versammeln, mochte nur von den Franzosen etwas hören, von denen ihm auch die minder bedeutenden immer noch gebildeter und brauchbarer vorkamen als seine Landsleute.

Ein junger Gelehrter, Meinhard, der bald nach Abschluß des Friedens nach Berlin kam, suchte diesem Verhalten des Königs die gute Seite abzugewinnen. „Man irrt sehr, wenn man den Mangel großer Genies dem Mangel an Aufmunterung zuschreibt. Durch den Schutz, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, wird die Begierde zu schreiben unnatürlich ausgebreitet, und blos witzige Köpfe wagen sich an Arbeiten, die nur dem Genie zukommen; da sie die großen Züge der Natur nicht erreichen, suchen sie sich durch Künstelei zu unterscheiden. Auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste folgten allemal Zeiten des falschen Witzes."

Das war in einer Beziehung wohl richtig. Die deutsche Litteratur war im Frühlingskeim, sie hätte schwer eingebüßt, wenn man sie um Spaliere gezogen und nach der Schnur beschnitten hätte. Was aber Preußen betrifft, so ließ sich Friedrich ein sehr wichtiges Mittel entgehn, den Anspruch auf deutsche Hegemonie in der öffentlichen Meinung zu kräftigen.

Seine Academie hätte ein Ziel des Ehrgeizes für alle aufstrebenden Kräfte Deutschlands werden können, da sie aber die Hoffnung auf Berlin aufgeben mußten, suchten sie naturgemäß ein andres Centrum, und überließen die Berliner ihrer einseitigen und im Ganzen beschränkten Richtung.

Die Berliner Academie hatte die Preisaufgabe gestellt: ob die metaphysischen Wissenschaften überhaupt einer solchen Evidenz fähig

wären wie die mathematischen? — 4. Juni 1763 wurde über die eingegangenen Arbeiten erkannt: den ersten Preis erhielt Moses Mendelssohn (34 J.); er war inzwischen ein verheiratheter und angesehener Mann geworden. Seine Abhandlung hielt sich in der landläufigen Wolfischen Denkweise, Stil und Gesinnung untadelhaft. Eine Schrift, die den zweiten Preis erhielt, von Kant (39 J.), konnte den Akademikern wohl Kopfzerbrechen machen, denn sie war eine offene Kriegserklärung gegen die herrschende Methode der Philosophie.

Mendelssohn hatte einen großen Respect vor Kant, aber seine Paradoxien waren ihm noch lästiger als die seines Freundes Lessing. Als 1766 Kant's „Träume eines Geistersehers" erschienen, meinte Jener: der scherzende Tiefsinn jener Schrift lasse den Leser zuweilen in Zweifel, ob der Verfasser die Metaphysik habe lächerlich, oder die Geisterseherei glaubhaft machen wollen. Mendelssohn war eben im Begriff, im „Phädon" die Unsterblichkeit der Seele aus Gründen der reinen Vernunft zu erweisen.

Kant wurde bei Beförderungen fortwährend übergangen, aber er war zu seßhafter Natur, um an Auswanderung zu denken. Seit Friedrich April 1764 mit der Kaiserin Katharina ein Bündniß geschlossen hatte, übte Rußland eine große Anziehung aus; auch die französischen Philosophen erwarteten von Katharina eine neue Epoche. Der Astronom Euler nahm einen Ruf nach St. Petersburg an, der junge Herder Ende 1764 einen Ruf nach Riga: vor seiner Abreise mußte er sich eidlich zur Rückkehr verpflichten, wenn er zum Militärdienst einberufen würde: diese Aussicht auf die Fuchtel war der letzte Eindruck, den er aus seinem Preußischen Vaterland mitnahm! „Vaterland!" sagt er in einer Rede, die er in seinem neuen Aufenthalt hielt: „wäre der Begriff an das Geburtsland geknüpft, man müßte verzweifeln! Glücklicher Weise kann man sich ein Vaterland durch Verdienste erwerben; wo man segensreich wirken kann, da ist das wahre Vaterland!"

Hamann, der einmal den Versuch gemacht hatte, durch K. Fr. Moser's Unterstützung eine Stelle in Darmstadt zu erhalten, ging Juni 1765 nach Mitau ab. „Ich werde niemals", sagt er in der Eingabe an die Regierung, „die Treue eines Preußen in dieser Brust erkalten lassen, und auch in fernen Landen nicht vergessen, den Ruhm Preußischer Helden und die noch weit glücklichere Ruhe Preußischer Invaliden bis an mein Ende zu verkündigen. Sollte aber dem gemeinen Wohl an meiner Asche und übrigem Nachlaß jemals etwas gelegen sein, so werde ich keinen Augenblick versäumen, mich unter den Schatten der

heiligsten Eiche dieses Königreichs zu verpflanzen, und daselbst mit der Devotion eines aufrichtigen Druiden ersterben als Ew. Majestät unterthänigster" u. s. w.

Diese centrifugale Richtung der deutschen Litteratur hat nicht wenig dazu beigetragen, den politischen Particularismus zu fördern, und damit das lebendige Vaterlandsgefühl abzuschwächen; wenn es den Spießbürgern jedes Kleinstaats von ungeheurer Wichtigkeit war, einen eignen berühmten Litteraten zu besitzen, an welchem die Deutschen draußen keinen Antheil hätten, so fügten sie sich auch in die verkehrtesten Einrichtungen ihres Sonderstaats, um etwas für sich zu haben, und die „draußen im Reich", namentlich die überklugen Berliner, zu ärgern.

Die politischen Zustände Deutschlands nach dem Frieden waren nicht sehr erbaulich. Erst 25. Sept. 1764 ermannte sich der Reichshofrath dazu, den Herzog Karl Eugen von Würtemberg zur Freilassung Joh. Jak. Moser's zu nöthigen, den er so lange ohne Urtheil und Recht im Kerker gehalten: Moser war Manns genug gewesen, das Ansinnen eines Gnadengesuchs entschieden abzulehnen. Damit die Zelle nicht leer werde, sperrte der Herzog noch in demselben Jahr den Regierungsrath Huber ein: „lese Jeder seine Biographie", schreibt Herder, „der unter der Willkür des straflosen Despotismus den Traum von der Freiheit eines Deutschen träumt!"

Auch die bessern Fürsten litten unter dem Fluch der Kleinstaaterei. Möser's nächster Freund aus der Zeit der „Litteraturbriefe", Abbt, mit dem er sehr viel und intim verkehrte, war Sept. 1765 in die Dienste des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg getreten, eines Manns von großem Bildungstrieb, der in Abbt hauptsächlich einen Freund zu fruchtbarem Ideenaustausch suchte und fand. Der Graf, ein tüchtiger Militär, hatte nach vielen Reisen die Portugiesische Armee reorganisirt, wollte nun sein Ländchen zu einem militärischen Musterstaat machen, er vergeudete mit dieser Spielerei mehr als sein Vater mit einer wüsten Maitressenwirthschaft. Abbt, seinem Landesherrn innig ergeben, ließ sich trotz Möser's Warnungen zu sehr in's Hofleben ziehn, wurde darüber krank, und starb schon 3. Nov. 1766, erst 28 J. alt.

Joh. Jak. Moser fuhr nach seiner Freilassung in unermüdlicher Thätigkeit mit seinen juristischen Sammlungen fort. Seine Schule, die hauptsächlich in Göttingen blühte, legte sich ausschließlich auf Feststellung der Thatsachen; auf die Ermittelung des Zusammenhangs mit den bleibenden Bedingungen des wirklichen Lebens kam es ihr wenig an. Aber eben in Göttingen machte sich auch der entgegengesetzte Voltaire'sche Ein-

fluß auf die Geschichtschreibung geltend: immer lebhafter spricht sich die Neigung aus, unwesentliche Notizen einfach wegzulassen, und nur diejenigen Thatsachen aufzubewahren, in denen ein wesentlicher Umschwung sich bemerklich macht.

In dieser Vereinfachung des Materials, keineswegs in der liberalen Tendenz Voltaire's, zeichnet sich vor allem Pütter in Göttingen aus, der angesehenste Jurist der Zeit, dessen Rechtsgutachten auch auswärts sehr gesucht und reich bezahlt wurden, und dessen Auditorium von Grafen und selbst Fürsten strotzte. Er stellte sein „Lehrbuch der Deutschen Rechtsgeschichte“ nicht in der Art einer Chronik, sondern nach Materien zusammen; die ältere Geschichte zeichnete er in perspectivischer Art nur im Allgemeinen, die neuere desto vollständiger. Es kam ihm nur darauf an, das Aufkommen der besondern deutschen Staaten und ihr Verhältniß zum Reich anzuzeigen, zum Gebrauch für Juristen und Staatsmänner, für welche Göttingen die rechte Pflanzschule war. Er begann mit Rudolf von Habsburg: Möser, dem die relative Berechtigung dieses Standpunkts einleuchtete, empfahl statt dessen den Landfrieden von 1495, mit welchem die alte Reichsverfassung sich völlig auflöste. Pütter ließ sich nach dem Vorbild Voltaire's nur auf die Hauptsachen ein, um aus dem Wust des historischen Materials nur das hervortreten zu lassen, was den pragmatischen Zusammenhang deutlich machte: nach denselben Grundsätzen schrieb Gatterer, gleichfalls in Göttingen, sein „Handbuch der Universalgeschichte“. Ein kräftigerer Ton kam in Göttingen erst 1767 durch Schlözer auf, der in seinen Journalen dem Willkürregiment der deutschen Regierungen scharf zu Leibe ging.

Ganz in der Richtung der Encyclopädisten gingen die Rechtslehrer in der Schweiz, die sich in der Aug. 1762 gegründeten „Helvetischen Gesellschaft“ förmlich organisirt hatten, und denen es darauf ankam, sich philosophisch mit Voltaire und Rousseau auseinanderzusetzen. — „Nur die freigebornen Schweizer“, meint Mendelssohn, als des Berner Dr. Zimmermann Werk „über den Nationalstolz“ erschien, in welchem doch der Helvetische Republicanismus ziemlich ungünstig beurtheilt wurde, „können solche Bücher schreiben: die deutschen Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität schöpfen, ohne einen Blick in die große Welt.“ Diese Schweizer Philosophen glaubten unbedingt an den stetigen Fortschritt der Menschheit. In den „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit“, die zahlreiche Auflagen erlebten, vergleicht Rathsschreiber Dr. Iselin in Basel die Geschichte der Menschheit mit den Lebensaltern

des Individuums. Der Orient habe in den Banden der Kindheit gelegen, das Jugendalter der Griechen habe glänzende aber vergängliche Erscheinungen hervorgebracht. Dem Sturz der Griechisch-Römischen Bildung sei eine tausendjährige Finsterniß gefolgt, bis endlich in der Renaissance die Menschheit sich wiederfand und nun, zur vollen Manneskraft gereift, in sicherm Schritt ihrem Ziel entgegengehe, der Einheit von Tugend und Glückseligkeit. Diesem Ideal der Geschichtschreibung setzte Justus Möser ein sehr abweichendes entgegen.

Nach Abschluß des Hubertsburger Friedens hatte sich Justus Möser neun Monate in London aufgehalten, um die brittische Verfassung gründlich zu studiren. Durch Montesquieu und Voltaire war diese Verfassung das leitende Interesse der Europäischen Geschichtsforscher geworden; aber jene hatten sie hauptsächlich mit den Augen Locke's angesehn, der in jeder Staatsverbesserung das ordnende Werk menschlichen Verstandes erblickte, und sie in französischer Art auf die denkbar einfachste Formel zurückgeführt. Ein gründlicheres Studium ergab, daß sie äußerst verwickelt war, und daß sie trotz der großen Revolution sehr allmälig mit einer Art Naturwuchs sich entwickelt hatte, und noch heute auf uralte Rechtsbeziehungen zurückführt. Was Möser, der auch später Fühlung mit den brittischen Juristen behielt, als Thatsache richtig erkannte, wurde für ihn allmälig historisch-politisches Ideal.

Als Möser aus England zurückkam, war in Deutschland wieder einmal das religiöse Interesse rege: seit 1763 setzten des freisinnigen Weihbischofs v. Hontheim (Febronius) „Betrachtungen über die Zustände der Kirche" die ganze katholische Welt in Bewegung; es schien sich nun auch in ihr die rationalistische Richtung geltend zu machen, und man träumte selbst auf protestantischer Seite von einer Wiederannäherung der Kirchen. Möser lächelte über diesen Traum. „Der dogmatische Gegensatz freilich wäre nicht unüberwindlich: aber wie sollen wir die politischen Interessen ausgleichen? Unsre Kirche wird allein von der Bibel beherrscht, einem Fürsten, der ruhig auf dem Thron sitzt, nicht den geringsten Aufwand fordert und sich von Jedem sprechen läßt. Die Römische Kirche hat ein Oberhaupt mit dem repräsentirenden Charakter der Gottheit; das erfordert 72 Cardinäle und eine Suite. Aus der Vereinigung wird nichts! wir sind zu sehr an unsern guten Herrn und an die Freiheit gewöhnt." „Zehn Millionen vernünftiger Menschen müssen Luther's Andenken segnen, weil sie der Aufhebung der Klöster verdanken, daß sie überhaupt auf der Welt sind." — Möser war fester Protestant,

aber nur als Politiker; zu dem dogmatischen Inhalt der beiden Kirchen verhielt er sich ironisch.

Jan. 1765 schickte Möser seinem Verleger Nicolai die ersten Bogen der „Osnabrückischen Geschichte", die April 1768 ihren vorläufigen Abschluß fand, aber Fragment blieb: in ihr deutet sich zuerst die „historische Schule" des 19. Jahrhunderts an.

Die Geschichte Deutschlands hat eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als den eigentlichen Körper der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, und die großen und kleinen Bedienten der Nation nur insoweit berücksichtigen, als sie Einfluß auf die Beschaffenheit desselben gehabt haben. Die wahre Geschichte soll zeigen, wie Gesetze und Gewohnheiten, Handel, Geld, Dienst, Sprache, Meinungen auf jenen Körper und dessen Ehre und Eigenthum gewirkt, wie sich die Rechtsbegriffe allmälig danach gebildet, durch welche wunderbare Engen und Krümmungen sie sich endlich in die gegenwärtige Lage gefunden haben; genaue Betrachtung des Heerbanns, der Dienstmannschaft, des Adels, des Städtewesens, der Hand- und Spanndienste, der Steuern, kurz alles dessen, was Freiheit und Eigenthum nahe und fern berührt hat, giebt den allein richtigen Faden für die Geschichte: „mit der moralischen Schnur ist es Kinderei!"

Die „Osnabrückische Geschichte" sollte für ein kleines Segment ein Gemälde der allgemeinen deutschen Entwickelung geben: eine Aufgabe, welche die reine Kunstform ausschloß. Was Möser als Schriftsteller konnte, sieht man durchweg mehr aus den rechtshistorischen, überaus lehrreichen Monographien, trotz ihres gelehrten Tons, als aus seinem größern Werk.

Möser verfügte über ein sehr umfassendes historisches Wissen: ihm waren für die modernen Rechtsbegriffe treffende Analogien aus allen Zeiten und Ländern gegenwärtig, und er ließ beides in einander spiegeln; Geschichte, Rechts- und Sprachwissenschaft griffen bei ihm in einander. Er war nicht blos gelehrter Jurist, sondern zugleich praktischer Verwalter; er hatte nicht nöthig, verwickelte sittliche Verhältnisse erst aus den Acten zu studiren. In seinem historischen Wissen duldete er keine bloßen Namen; jeder Begriff mußte sich ihm in sinnliche Anschauung übertragen. Um verständlich zu werden, stellte er sich recht auf den Boden der Gegenwart: er lehrte, im noch bestehenden Westphälischen Bauernhaus die Art der alten Cherusker, in der Organisation der Deichgenossenschaften die Entstehung der Staatenbildung überhaupt, in der Colonisation Nordamerikas die Völkerwanderung begreifen. Die Lykurgische Verfassung

machte er verständlich, indem er die Spartanischen Vollbürger mit den Besitzern von Brauhäusern verglich, deren Pflicht und Ehre darin bestand, auf eigne Kosten gerüstet zu Felde zu ziehn; die Heloten mit Heuerlingen. Im Gegensatz zu Voltaire ist ihm in der Geschichte die Localfarbe das Wichtigste; für jede Periode will er ein eignes Costüm.

Die Kritik der ältern Geschichtschreiber muß mit der Kritik der sittlich-politischen Begriffe beginnen, die sie anwenden, sonst wird durch die verschiedene Bedeutung des nämlichen Worts das Verständniß verwirrt: es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, die Geschichte der einzelnen Worte und ihr wechselndes Costüm von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen. Unsre ältesten Geschichtschreiber haben Latein geschrieben, und als man anfing, unsre Muttersprache zu gebrauchen, hatte die Lehnsverfassung die gemeine Freiheit schon gefesselt, und die Sprache der vorherigen Verfassung theils verdunkelt theils zu einem andern Verstand umgebildet. Der Freeholder ist die höchste Stufe des freien Mannes, die wir ausdrücken können; den Quiriten, den „Wehr", kennen wir nicht mehr. Die Römer verloren den Begriff des Quiriten, und es verwandelte sich alles in Civis. Das ursprüngliche Bauernrecht Roms, das sich in zahlreichen Gesetzen, z. B. dem Minorat des Erbrechts, ausprägt, verwandelte sich bei ihren Geschichtschreibern allmälig in Bürgerrecht, wie die Römischen Bauern sich mehr und mehr verbürgerten. So hat auch die deutsche Sprache die Worte eingebüßt, welche die Geschichte der Sachsen vor Karl dem Großen verständlich machen könnten. Bei uns hat die Religion mit einer gefälligen Philosophie gewetteifert, den Menschen über den Bürger, die Menschenrechte über die bedungenen und verglichenen Rechte der Rechtsgenossen zu erheben; der alte Begriff des Eigenthums und der Ehre ist verloren gegangen, und die Menschenliebe mit Hülfe des Christenthums eine Tugend geworden, die über der Bürgerpflicht steht. Der Begriff des göttlichen oder Naturrechts hat den Begriff des positiven Rechts verdunkelt.

Es ist ein verhängnißvoller Irrthum moralisirender Schriftsteller, diesen Unterschied des wirklichen vom formellen Recht zu übersehn. Für streitende Parteien ist förmliches Recht, was ein erwählter oder verordneter Richter dafür erkannt hat: ob sein Spruch mit dem wirklichen Recht übereinstimmt oder nicht, thut nichts zur Sache. Es würde die größte Verwirrung entstehn, wenn jeder Einzelne nach seinem eignen Rechtsbegriff handeln wollte. Alle Menschen können irren, der König wie der Philosoph, und letztere vielleicht am ersten, da sie Beide zu hoch stehn, und bei der Menge der Sachen, die ihnen vor Augen

schweben, keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten können. Deswegen haben es sich alle Nationen zur Grundveste ihrer Freiheit und ihres Eigenthums gemacht, daß dasjenige, was ein Mensch für Recht erkennt, nicht eher als Recht gelten soll, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten.

Schon in der frühsten Jugend sollten die Knaben in dem historischen Recht ihrer Heimath unterrichtet werden: sie sollten lernen, was ein erbrechteigner Heerd sei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe, wer dieselbe führe, wie weit die Vollmacht des Vertreters gehe, wieviel sie selbst von ihrem Eigenthum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Besten aufzuopfern haben. Sie sollten wissen, daß alles, was sie einst an der schuldigen Aufopferung ermangeln lassen, eine politische Sünde, und alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der Obrigkeit genommen wurde, ein politisches Verbrechen sei.

Wenn die demagogischen Neuerer die Freiheit und das gemeine Beste anders verstehn, und ohne Rücksicht auf historisches Recht die Verfassung nach allgemeinen Vernunftbegriffen einrichten wollen, so gehn sie darin mit der Büreaukratie Hand in Hand. „Die Herrn beim Generaldepartement möchten gern Alles auf einfache Grundsätze zurückgeführt sehn. Wenn es nach ihrem Wunsch ginge, sollte der Staat sich nach einer einheitlichen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande sein, nach einem allgemeinen Plan den Localbeamten ihre Ausrichtungen vorschreiben zu können. Sie wollen Alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß Jemand seinen Proceß nach den Rechten eines Dorfs verlor, den er nach der Sitte eines naheliegenden gewonnen haben würde, keine andre als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich, um sich die Regierungskunst um so viel bequemer zu machen, und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu sein."

„In der That entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenig Regeln zwingen will. Die römischen Gesetze bewundert man, weil jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat, und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeinen Regeln seien, und wie sehr die Neuern durch allgemeine Ideale gehindert werden, sich über das Mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunst-

werk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurückbringen, sich im Prospect, im Grundriß und im Durchschnitt auf einem Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herrn beim Departement mit Hülfe eines kleinen Maßstabs alle Größen und Höhen sofort berechnen können." —

Alle Popularschriftsteller aus Gellert's Schule hatten das Publicum vor Processen gewarnt; Möser hält es im Gegentheil für eine edle Leidenschaft des Menschen, für dasjenige, was ihm seiner Meinung nach zukommt, Gut und Blut einzusetzen, und sich gegen alles, was ihn unterdrücken will, nach Kräften zu wehren. Die geringern Leute, deren Menge den Staat unterhält, würden gar bald zu Grunde gehn, wenn sie sich heute ein Stück, morgen ein andres nehmen ließen, ohne sich zu wehren. Es galt, der Verkümmerung des Volks abzuhelfen, das, unter der Vormundschaft des Beamtenthums niedergedrückt, jeden eignen Willen verloren hatte. Mösers Schelten galt dem deutschen Lakaienthum, das allen Sinn für freie Bewegung erstickte, und der vom Pietismus angehauchten Spießbürgerei.

Wenn die übrigen Schriftsteller nur die psychologische Sonde an den Menschen legten und für die Seelenbewegungen jeder Individualität Verständniß suchten, so betrachtete ihn Möser als historisch und juristisch bestimmt. Die Aufklärer sahen in den Menschen wesentlich gleichartige Individuen, die sich nur durch den Grad der Civilisation unterschieden; Möser ließ nur sittlich gebundene Bürger als Träger von Rechten und Pflichten gelten. Er fragte bei historischen Menschen nicht, was sollten sie sein? sondern: was konnten und mußten sie sein? Er suchte die eigentlichen Volkstypen unter den Bauern, die der lateinisch gebildete Gelehrte als eine untergeordnete Race ignorirt hatte. Der weichlichen Humanität, die allen Eigenwillen, allen Trotz auf das Recht abschwächen wollte, setzte er den überlegenen Spott des geschulten Juristen entgegen.

„Unsre neuern Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füße binden, sie mögen ihm Schwert und Rad vormalen; er wird seine Kraft allemal gegen den Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht, dies angeborne Recht zu unterdrücken; sie gönnten ihm seinen Lauf, aber sie lenkten es durch Gesetze, und das Faustrecht war das Recht des Privatkriegs unter Aufsicht der Landfriedensgerichte. Der Pflug war geheiligt; da man nicht mit großen Lagern zu Felde zog, so brauchte man die Fluren nicht zu verderben, die Länder nicht auszusaugen; es werden jetzt in Einem Feldzug mehr Menschen unglücklich gemacht als damals in einem Jahrhundert. Da-

mals entschied im Treffen persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit; das heutige Heer bezeichnet eine einförmige Uebung, und Homer selbst würde nicht im Stande sein, drei Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln zu lassen. Die Zeiten des Faustrechts waren diejenigen, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat; sie waren ein Kunstwerk des höchsten Stils, mögen sie die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen noch so sehr verschreien."

Die Periode der freien Landgemeinden ist Möser die eigentlich sympathische; von dem Ritter- und Lehnswesen will der Niedersächsische Geschichtschreiber nicht viel wissen. Dagegen wird sein Interesse wieder rege in der Zeit der Hansa. Freilich haben die Städte, welche die alten Sachsen so lange nicht hatten dulden wollen, mit ihren bürgerlichen Sitten die Begriffe von Ehre und Eigenthum, worauf sich die sächsische Gesetzgebung ehedem gegründet, verwirrt und verdunkelt; die Ehre verlor sogleich ihren äußerlichen Werth, sobald der Geldreichthum das Landeigenthum überwog. Der obrigkeitlichen Willkür mußten verschiedene Streitfragen und Strafen überlassen werden, worauf sich die alten Rechte nicht mehr anwenden ließen, und der ganze Staat arbeitete einer neuen Verfassung entgegen, worin allmälig jeder Mensch, wie unter den Römischen Kaisern, in seiner Eigenschaft als Unterthan zum Bürger oder Rechtsgenossen aufgenommen wurde.

Auch unter der bürgerlichen Verfassung hätte Deutschland glücklich werden können, wenn es seine Größe immerfort auf den Handel gegründet, diesen zu seinem Hauptinteresse gemacht, und dem persönlichen Fleiß und baaren Vermögen gleiche Ehre mit dem Landeigenthum gegeben hätte. Dann würden die verbundnen und mächtigen Städte das Nationalinteresse auf dem Reichstag mehrentheils allein entschieden, Schiffe, Soldaten und Steuern bewilligt, und die Zerreißung in soviel kleine Territorien, deren jedes seinen Privatvortheil im Nachtheil des andern sucht, wohl verhindert haben.

Selbst in der Territorialverfassung, der schlechtesten, die Deutschland gekannt, könnten die Städte noch eine wichtige Rolle spielen. In verschiedenen Aufsätzen macht Möser Vorschläge dazu. Die Gesetzfabrik der Obrigkeit soll durch eine strenge Sitte, durch eine unabläßige Controlle der Bürger unter sich, die bureaukratische Verwaltung durch Selbsthülfe ersetzt, die Ehre des Vollbürgers durch Gesetz und Sitte wiederhergestellt werden. Der Kaufmann soll sich im Ausland umsehn; er soll ein Packhaus in Cadix und Lissabon, Agenten in Japan und

Westindien, einen Markt in Alexandria und Kairo halten; er soll wissen, was für Waaren in Curaçao am meisten verschleißt, in der Levante erfordert und im Norden gebraucht werden. — Noch heute schwindelt einem, wenn man hört, was Möser alles dem verkümmerten Spießbürger zumuthete!

Obgleich seiner Lebensstellung nach Particularist, hatte Möser doch den gesunden Blick für die Möglichkeit, aus dem Particularismus heraus ein nationales Interesse zu erwecken. „Vorläufig haben wir nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland; für die Erhaltung des Reichs würde kein Curtius sich in den Abgrund stürzen. Erst unter dem Eindruck mächtiger Thaten kann ein Nationalgefühl, und mit ihm ein höherer Stil der Historie aufblühn. Den Anfang findet Möser (1780) in der Entwickelung des Preußischen Staats, der uns unsre eigne Geschichte wichtiger und werther gemacht hat.

„Man giebt sich jetzt viel Mühe um die Kunstwerke der Alten, und sucht alle ihre Ruinen auf, um den großen Geist jener Werke nicht ganz zu verlieren. Allein das Gebiet der Kunst erstreckt sich weiter als auf jene sichtbaren Gegenstände. Ich rechne dahin besonders die großen Anstalten der alten Deutschen, wodurch sie sich in ihren politischen Verfassungen bei Freiheit und Eigenthum zu erhalten gewußt haben. Soweit die wahre Glückseligkeit einer freien Nation über alle Arten der bildenden Künste erhaben ist, soweit muß man ein Volk, welches all seinen Kunstfleiß auf die erstern verwendet, demjenigen vorziehn, das blos einige Maler und Bildhauer gezogen oder einige geschickte Sänger und Tänzer aufzuweisen hat. Nur der Despot, der in der Abwürdigung des ihm gehorchenden Menschen seinen Vortheil sucht, wird die letztern allein mit seinem Beifall krönen; der edle Mann hingegen, der den Werth der Verdienste nach der Größe des Erfolges für das gemeine Beste abwägt, wird beiden Gerechtigkeit wiederfahren lassen."

Justus Möser, als er das schrieb, dachte ohne Zweifel an Winckelmann; er wollte aus dem Bildersaal der Antike in deutsches Leben einkehren. Idealist wie Winckelmann, wollte er für die geschichtliche Gruppirung des deutschen Lebens etwas ähnliches leisten, was Winckelmann für die Kunstgeschichte geleistet; aus den Trümmern der alten Verfassung sollte sich ein lebendiges Gemälde erheben.

Winckelmann hatte Febr. 1764 die Kunstgeschichte vollendet, aber auch in dieser Form genügte sie ihm nicht; eine Umarbeitung folgte auf die andre. „Ich bin wie jener Tänzer des Alterthums, welcher beständig ging, ohne von der Stelle zu kommen; morgen verwerfe ich zu-

weilen, was ich gestern als richtig erkannte. . . Wo ich den oft unsichtbaren Punkt, auf den es ankommt, nicht treffe, muß ich den ganzen Weg zurückmachen. . . Ich hätte an dies Unternehmen vor dem dreißigsten Jahr gehn sollen; ich merke, daß ein gewisser feiner Geist anfängt zu verrauchen, mit welchem ich mich auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung des Schönen erhob."

Winckelmann war nun der allgemein Gefeierte, der erste Kenner und Meister der Alterthumskunde. Die Verhandlungen mit Berlin wurden wieder lebhafter; er erklärte sich Aug. 1765 bereit, dem Ruf nach Berlin zu folgen. Aber er verlangte 2000 Thaler, und das fand der sparsame König zu viel. Schwerlich würde er sich auch in Berlin wohl gefühlt haben.

Die fortgesetzte Arbeit an der Kunstgeschichte spannte ihn nervös ab, er sah sich nach einer Auffrischung um; nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit regte sich die Sehnsucht nach dem Vaterland. Endlich entschloß er sich zu einer Reise nach Berlin. 10. April 1768 trat er die Reise an. Der Weg ging über Venedig durch Tyrol. Hier änderte sich seine bisher heitre Stimmung auffallend; er konnte die schroffen Felswände und später die spitzen Dächer nicht ertragen, und wurde täglich niedergeschlagener. In Regensburg ließ er sich nicht länger halten, er kehrte um, zunächst nach Wien, dann eilig nach dem geliebten Italien zurück. 8. Juni 1768 wurde er in Triest von einem Bösewicht, der sich seiner Kleinodien bemächtigen wollte, umgebracht.

Vor seinem Tode hatte er 1766 durch Lessings „Laokoon" eine sehr scharfe Kritik erfahren. Lessing war April 1765 nach fünfjähriger Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt. Seiner amtlichen Geschäfte in Breslau war er müde. „Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Was ich wollte, habe ich erreicht; ich habe ausgeruht, meine Gesundheit ziemlich hergestellt, und mir eine treffliche Bibliothek angeschafft."

Er war nun ein Mann geworden (36 Jahre), reif, concentrirt, in der vollen Kraft seines Strebens. Er war in Breslau aus dem engen Litteratenkreis herausgetreten und hatte die wirkliche Welt gesehn, tüchtige Menschen, die ihn mehr durch ihren Charakter als durch ihre Bildung anzogen. Ueber seinen politischen Tagesgeschäften hatte er seine gelehrten Studien nicht versäumt, und brachte als Resultat derselben ein unsterbliches Werk fast vollendet mit, den „Laokoon". Auch der Dichter war in ihm zur Reife gekommen: „Minna von Barnhelm", die natürliche Frucht seines halben Soldatenlebens, harrte nur noch auf die letzte Hand.

Nicolai's Zumuthungen, für die „Bibliothek" zu arbeiten, wich er aus, wenn er auch den Verkehr mit den alten Freunden fortsetzte. Für sein Schaffen sah er sich nach einem Centrum um: der „Laokoon" wies ihn an die Academie oder an eine Bibliothek, die „Minna von Barnhelm" ans Theater. Die Aussicht, eine Stelle an der Academie zu erhalten, gab der philologischen Arbeit den Vortritt.

Lessing war der Philologie ebenso treu geblieben als dem Drama. Wenn er den gelehrten Notizkram verachtete, so wußte er doch besser als die Dilettanten, was mikrologische Forschung bedeute. „Der Alterthumskrämer denkt kaum mit seinen Augen, der Alterthumskenner sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe Jener noch sagt: so war es! weiß dieser schon, ob es so sein könne. Im antiquarischen Studium ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben als das Wahre selbst; bei Ausbildung des erstern war unsre ganze Seele geschäftig, beim Erkennen des andern kam uns vielleicht ein glücklicher Zufall zu statten."

„Laokoon, über die Grenzen der Malerei und Poesie" erschien April 1766 gleichzeitig mit Kant's „Träumen eines Geistersehers". Hier zum erstenmal zeigte sich Lessing der Nation in seiner vollen Kraft. Das Buch ist künstlerisch gedacht und angelegt, von einer unaussprechlichen Anmuth und Frische; das Interesse des Lesers wird nicht blos für den Gegenstand in Anspruch genommen, sondern auch für die Gedankenarbeit des Schriftstellers, die sich in dramatischer Lebendigkeit entfaltet. Das Buch hat offenbar auch den Zweck, der gelehrten Welt den Verfasser als einen Vollbürtigen zu zeigen; es enthält eine Fülle von Gelehrsamkeit, die mit dem zu erweisenden Grundgedanken nur mittelbar zusammenhängt. Dieser Grundgedanke ist folgender.

Winckelmann hat nach dem Vorgang der Schweizer die Gesetze der Malerei zu sehr in die der Poesie gewirrt. Zwischen den Gesetzen der beiden Künste liegt vielmehr ein Gegensatz, den Winckelmann verkennt, wenn er den Laokoon Virgils dem des Bildhauers nachstellt. Er tadelt den Dichter, daß er seinen Helden den Schmerz so laut äußern läßt. Aber diese Forderung, alle Schmerzen mit stoischer Gelassenheit zu ertragen, haben wir nur von den Nordländern überkommen: der Grieche schämte sich keiner Schwäche, wenn sie ihn nur nicht an der Erfüllung seiner Pflicht hinderte, und das ist echt menschlich: nur das Leiden, das sich voll äußert, ruft unser Mitleid hervor. Dem verdammten oder feilen Gladiator kam es zu, alles mit Anstand zu leiden; von ihm durfte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung gesehn werden:

da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten, so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren; die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleid geweckt, und öfters erregtes Mitleid würde diesen frostig grausamen Spielen ein Ende gemacht haben.

Die Mäßigung des Schmerzes in der Statue des Laokoon hat einen andern Grund. Die eigentlichen Gegenstände der bildenden Kunst sind Körper, darum ist die Schönheit ihr höchstes Gesetz. Die griechischen Künstler versagten sich alle Leidenschaften, die sich durch Verzerrungen äußern und den Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß die schönen Linien verloren gehn. Wuth und Verzweiflung schändete keins von ihren Werken, sie haben nie eine Furie, sie haben den Tod nicht als gräßliches Gerippe, sondern als schönen Genius mit der umgestürzten Fackel abgebildet.

Der Künstler kann von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick darstellen; dieser kann also nicht fruchtbar genug gewählt werden. Das aber allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt: jemehr wir sehn, desto mehr müssen wir hinzudenken können; jemehr wir hinzudenken, desto mehr müssen wir zu sehn glauben. Dazu eignet sich aber am wenigsten die höchste Staffel des Affects, die der Phantasie die Flügel bindet, weil sich darüber hinaus nichts weiter denken läßt. Dazu eignet sich ferner nicht ein Moment, der sich nur transitorisch denken läßt: denn ein solcher erhält durch die Verlängerung des Anschauens ein so widernatürliches Ansehn, daß uns zuletzt ekelt oder graut.

Die Poesie verfügt über ganz andre Kunstmittel: nicht über Figuren und Farben im Raum, sondern über articulirte Töne in der Zeit. Der Poet kann nie darauf ausgehn, zu malen. Wir gelangen zur Vorstellung eines Dings im Raum, indem wir erst die Theile einzeln betrachten, hierauf die Verbindung derselben, endlich das Ganze; unsre Sinne verrichten diese Operationen so erstaunlich schnell, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedünken. Diese Schnelle kann aber die Rede nie erreichen, sie kann uns nie einen Körper zeigen, ihr höchster Endzweck kann also nicht die Schönheit sein. Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich *auf einmal* übersehn lassen; sie erfordert also, daß diese Theile *neben einander* liegen. Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur *nach einander* zeigen kann, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit gänzlich: er zeigt sie entweder in Bewegung d. h. als Reiz, oder in ihrer Wirkung auf Andre.

Der wahre Gegenstand einer Kunst, die nur geben kann, was in der Zeit auf einander folgt, ist die Handlung. — Dieser entscheidende Satz Lessings ist das Programm des dramatischen Dichters, der mit sich völlig ins Reine gekommen ist; er mußte wohl einer Zeit einleuchten, die eben an Friedrich erfahren hatte, was männliches Handeln ist. „Man muß ein Jüngling sein", schreibt Goethe, „um sich die Wirkung des Laokoon zu vergegenwärtigen! Wie von einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, wir fühlten uns von allem Uebel erlöst!" —

Lessing's Hoffnung, durch den „Laokoon" eine Anstellung in Berlin zu gewinnen, ging nicht in Erfüllung: weder die Academie noch das Berliner Theater nahm Notiz von ihm. Rasch entschlossen griff er zu, als man ihn Nov. 1766 aufforderte, Dramaturg am neu errichteten Hamburger National-Theater zu werden. „Es soll mir nicht schwer werden", schreibt er an Gleim, „Berlin zu vergessen! Sie hören es freilich ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu thun!"

Lessing brachte als Gabe für das Hamburger Theater die „Minna von Barnhelm" mit. Es ist ein rührendes Stück, nicht rührend in gemeinem Sinn, sondern weil man die Personen herzlich lieb gewinnt, und den wärmsten Antheil an ihrem Schicksal nimmt. In der Fabel schließt sich der Dichter einem ältern, ziemlich mittelmäßigen Englischen Lustspiel an; Charaktere und Situationen hat er unmittelbar aus der Gegenwart genommen. Ein wirklicher Vorfall liegt zu Grunde; vielleicht dachte Lessing bei der Figur des Helden an seinen Kleist. Er ist ganz Soldat, ganz Preuße, im Zorn zum bittersten Ausbruch geneigt, die Pistolen hängen nicht umsonst über seinem Bett. Sicher und natürlich im Verkehr mit allen Ständen, brav und ehrlich, ein voller edler Mann. Viel steckt in ihm von Lessing selbst: so hätte er selbst unter ähnlichen Umständen empfunden, gedacht, gehandelt; auch das reizbare Ehrgefühl war ihm nicht fremd. Auch alle übrigen Figuren sind typisch, sie wirken noch heute wie vor hundert Jahren, weil für ihre Idee der prägnanteste Ausdruck gefunden ist. Dennoch sind sie streng an eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort gebunden. Der zweite Titel „das Soldatenglück" ist nicht obenhin gewählt; der Preußische Soldatenstand des Jahres 1764 stellt sich uns in allen denkbaren Nuancen vor Augen: der gebildete Edelmann, der Lanzknecht, der, wenn es in Europa Frieden giebt, dem Prinzen Heraklius dienen will, der trotz seines neu erworbenen Wohlstands sich ohne besondern Verdruß der Fuchtel erinnert; der Train-

knecht, der hinter seiner rohen Außenseite ein treues Gemüth verbirgt; der französische Abenteurer. „Minna“ ist ein specifisch Preußisches Stück, die Situation entspricht genau der des Jahres 1764.

Wie viele seiner Kameraden ist der Major von Tellheim unmittelbar nach dem Frieden verabschiedet. Es war freilich nie seine Absicht gewesen, in diesem Stand zu bleiben: „ich ward Soldat aus Grille, daß es für einen Mann gut sei, sich mit allem was Gefahr heißt vertraut zu machen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“

Aber er hat seinen Abschied erhalten, ohne ihn erbeten zu haben. Eine menschenfreundliche Handlung während des Kriegs ist falsch ausgelegt, er ist in Untersuchung wegen Bestechlichkeit, ja wegen Unterschleifs. In dieser Lage hält er es für unwürdig, die Hand seiner Geliebten anzunehmen. Hatte er so unbedingt Unrecht? War es für ein zartes Ehrgefühl nicht unerträglich peinlich, einen Namen, an dem ein Makel klebte, auf ein edles Mädchen zu übertragen? — Nicht alle Zeiten denken so. Aber in kriegerischen Monarchien, wo die Ehre zum Theil vom Urtheil des Monarchen abhängt, werden edle Gemüther meistens so empfinden.

Seine Unschuld wird endlich anerkannt, seine Ehre durch den Spruch des Königs wiederhergestellt. Die Frage nach dem Grund des Ehrbegriffs, wenn auch nur angestreift, giebt der leichten Handlung einen ernsten Hintergrund; die Wirklichkeit wirft ihren Schatten in das Spiel. Hätte sich die Unschuld Tellheim's aus irgend einem Zufall nicht herausgestellt, so endete das Stück tragisch, trotz aller Liebenswürdigkeit des sächsischen Fräuleins; die Sophistik der Ehre hätte über die Sophistik der Liebe den Sieg davongetragen.

Noch ein andres bittres Gefühl deutet sich an, obgleich so abgerissen, daß man es leicht übersieht. Als einmal der Name Othello erwähnt wird, verfällt Tellheim in zerstreutes Nachsinnen. „Sagen Sie mir doch, wie kam Othello in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und seinen Muth einem fremden Staat?“ — Der bei weitem größere Theil der Preußischen Offiziere war aus märkischem Blut; aber so mancher war auch aus dem Ausland dem Stern Friedrich's gefolgt, und konnte wohl in eine Lage kommen, die Tellheim's Frage erklärt.

L e s s i n g war kein geborner Preuße: er hatte sich gegen den überschwänglichen Preußischen Patriotismus gewehrt, er hatte oft genug Veranlassung gehabt, mit F r i e d r i c h zu grollen; aber es lag etwas in seinem

Gemüth, das ihm den Sinn dieser Soldaten-Ehre vollkommen verständlich machte.

Das Ausklingen des ernsten Spiels durch Minna's schönen Muthwillen, die sich nicht erwehren kann, ihren Freund gleich Portia durch das Spiel mit den Ringen zu necken, war nöthig, den Zuschauer mit dem Ernst der Handlung zu versöhnen.

„Minna von Barnhelm" ist noch heute das beste Lustspiel, das wir in Deutschland haben; das beste, das seit Molière in Europa geschrieben wurde. Es gehört nicht zur Schule Molière's, obgleich manche Französische Wendungen vorkommen: es ist nicht blos Charakterbild wie „der Misanthrop", es enthält eine durchgeführte Handlung, mit meisterhafter Exposition und lebendigem Fortgang; eine Handlung, welche uns eine ganze Reihe unterhaltender und lebenswürdiger Figuren sichtbar macht. Lessing hat ausgeführt, was den jüngeren Französischen Lustspieldichtern nur vorschwebte.

Nicht ganz ohne Einfluß auf die Conception des Stücks war Diderot gewesen, dessen Schriften Lessing eifrig studirte und dessen Stücke er übersetzte. Gleich ihm bekämpfte Diderot mit Geist und Feuer das Gemachte und Phrasenhafte des Siècle de Louis XIV. Sein „Hausvater" wurde 27. Juli 1767 in Hamburg aufgeführt. „Diderot", schreibt Lessing, „hat auf das deutsche Theater mehr Einfluß gehabt als auf das französische. Wir hatten es satt, einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen unter einem Halbdutzend alltäglicher Personen auf der Bühne herumtoben zu sehn. Im „Hausvater" erkannte der rechtschaffene Mann das allgemein Menschliche; auch der Schauspieler lernte von ihm: er sollte nichts ausdrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte; und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte Diderot gesorgt." Es war also die Humanität und die Naturtreue, was Lessing bei Diderot anzog. Der imitative Charakter des französischen Lustspiels war immer mehr hervorgetreten, je weiter man ins 18. Jahrhundert kam. Der Realismus, bei Shakespeare nur Mittel, war in dieser gemischten Gattung höchster Zweck: sie führt den Zuschauer nicht wie Shakespeare in eine Welt unbändiger Leidenschaften ein, wo jedes Herz seinen eignen Schlag hat, sondern in die gewöhnliche bürgerliche, durch Rücksichten und Vorurtheile aller Art eingeengte Kleinwelt, wo das Netz, das uns im Alltagsleben hemmt, sich noch enger zusammenschließt.

22. April 1767 wurde in Hamburg das „Nationaltheater" eröffnet. Es hatte große Versprechungen gemacht: aller Sinnenreiz sollte

ausgeschlossen, Ballet und Oper verbannt, nur durch Gediegenheit der Leistungen das Publicum gewonnen werden. Lessing — er hatte Berlin verlassen, ohne auch nur von seinem Bruder Abschied zu nehmen — schrieb eine Ankündigung, in der jeder unbefugte Tadel streng untersagt wurde; wohl das einzige Mal in seinem Leben, daß er mit der Amtsmiene spricht, und es steht ihm drollig genug.

Es waren recht tüchtige Kräfte bei der Truppe: Eckhoff, anerkannt damals der erste Schauspieler Deutschlands namentlich im bürgerlichen Rührstück; Madame Hensel; Ackermann mit seinen Töchtern Dorothee und Charlotte. Sein Stiefsohn Schröder, ein wilder Jüngling, der einen halsbrechenden Bildungsgang durchgemacht hatte; er zeichnete sich vorläufig nur als Groteskkänzer aus, war mit der Reform des „Nationaltheaters" garnicht einverstanden, und verließ die Gesellschaft.

„Minna von Barnhelm" wurde 28. Sept. 1767 aufgeführt: Eckhoff gab den Tellheim, Ackermann den Wachtmeister.

Das Nationaltheater ging von demselben Streben aus, das Gottsched vor zwanzig Jahren angebahnt; es wollte eine „regelmäßige" Bühne im Stil der Franzosen herstellen; zum Theil waren es noch die alten Stücke, die es vorführte, und was neu hinzukam, bewegte sich in der nämlichen Richtung. Gegen dies Bestreben an sich hatte Lessing nichts einzuwenden. „Die Bühne der Franzosen ist wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in den deutschen Residenzen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich rühmen, einen prächtigen Hof, die würdigsten Männer des Reichs, die feine Welt zu unterhalten, da der Deutsche zufrieden sein muß, wenn ein paar Dutzend ehrliche Privatleute zuhören wollen. „Was sollten auch" meint Lessing „die Großen bei unsern Schauspielern suchen?" — Aber er gab nicht zu, daß die Franzosen bereits eine wirkliche Kunst hätten, die wir ohne Weiteres nachahmen könnten. Dies Vorurtheil zu widerlegen, an den berühmtesten Dramen der Franzosen nachzuweisen, wie sehr sie hinter dem wahren Begriff der Kunst zurückgeblieben sind, ist eine Hauptaufgabe der Dramaturgie, und sie ist völlig gelungen.

Aus theatralischer Convenienz versagen sich die Franzosen jede wirkliche Handlung, sie begnügen sich, die Charaktere in Reden zu entwickeln, da der Charakter sich doch nur in Handlungen zeigt, die man vor sich sieht. Sie haben ferner durch den Begriff des Schicklichen das ewig Wahre in der Natur erstickt, die menschliche Natur in Schnürleiber eingezwängt, alle ihre Töne nach dem Hofton gestimmt. Sie

finden es unpassend, wenn auf dem Theater eine Königin in der Leidenschaft sich so ausdrückt wie ein Weib aus dem Volk, da die wirklichen Königinnen zu gut dazu erzogen seien. „Desto schlimmer für die Königinnen, wenn sie wirklich nicht so sprechen dürfen! Wenn Etikette aus Menschen Maschinen macht, so ist es die Aufgabe des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wirklichen Königinnen mögen so gesucht sprechen wie sie wollen; seine Königinnen müssen natürlich sprechen." Das Gesuchte in der Form verkümmert auch den Charakter der dargestellten Leidenschaften. Voltaire's „Zaïre" z. B. wird freilich noch lange ein Lieblingsstück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein Sultan ohne Polygamie; ein Serail, in den freien zugänglichen Sitz einer unumschränkten Gebieterin verwandelt; ein verlassenes Mädchen, zur höchsten Staffel des Glücks durch nichts als ihre schönen Augen erhöht; ein Herz, um das Religion und Zärtlichkeit streiten, das gerne fromm sein möchte, wenn es nur nicht aufhören sollte zu lieben: — diese schmeichelnden Ideen müssen ja das schöne Geschlecht bestechen! — Aber nicht die Liebe hat Voltaire die „Zaïre" dictirt, sondern die Galanterie. Er läßt seiner verliebten Heldin ihre Empfindungen sehr anständig ausdrücken; er versteht den Kanzleistil der Liebe vortrefflich, d. h. denjenigen Ton, den die Liebe braucht, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei dem kalten Kunstrichter verantworten darf. Aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste. Was ist die Zaïre gegen „Romeo", jenes lebendige Gemälde all der kleinen Ränke, durch die sich die Liebe in unsre Seele einschleicht! aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andre Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unsrer Begierden wird! Was ist der eifersüchtige Orosman gegen Othello, aus dem wir ein vollständiges Lehrbuch über diese traurige Raserei entnehmen! —

Wie vorher in den Litteraturbriefen, werden in der Dramaturgie die Götzen des Tages todtgeschlagen: aus dieser wüsten Trümmermasse erhebt sich riesengroß die Büste Shakespeare's.

Shakespeare war dem continentalen Publicum zuerst durch Voltaire näher gerückt, der schon in den Briefen über England 1734 auf einige geniale Schönheiten desselben aufmerksam gemacht, auch Einzelnes übersetzt hatte, wenn er auch die Kunstform verwarf. Seine Abneigung hatte sich seitdem gesteigert, er verglich Shakespeare mit einem betrunkenen Wilden, und wußte auch Friedrich diese Ansicht beizubringen.

In Deutschland hatte Elias Schlegel 1743 eifrig auf Shake-

speare hingewiesen; ebenso Nicolai 1755: „freilich die Wildheit seiner Stücke, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen.“ Gleichzeitig Zimmermann: „ein himmlisches Feuer leuchtet aus Shakespeare's Werken hervor; die Englische Nation setzt ihn über alle Sterbliche. Allein der Mangel des wahren Geschmacks verstellt seine Schönheit und macht sie einem Strohfeuer ähnlich, das wohl leuchtet aber keine Wärme zurückläßt.“ — „Ich liebe diesen außerordentlichen Menschen“, schrieb ihm Wieland April 1758, „mit all seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen nach der Natur zu malen. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich, er ist bald der Michel Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne treffende Gedanken, mehr lebendige glückliche Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie!“ — Bodmer, Juli 1758: „Wenn ich Shakespeare's Heinrich V. lese, bedaure ich Friedrich, daß seine Poeten allzu schwach sind, um seine erhabenen Entwürfe durchzubringen.“

Febr. 1759 versicherte Lessing in den „Litteraturbriefen“, Gottsched habe dem deutschen Theater eine ganz falsche Richtung gegeben. „Aus unsern ältern Stücken, die er vertrieb, hätte er merken sollen, daß wir auf dem Theater mehr sehn und denken wollen als das furchtsame französische Trauerspiel zu sehn und zu denken giebt; daß das Große, Schreckliche, Melancholische kräftiger auf uns wirkt als das Artige, Zärtliche, Verliebte; daß uns große Einfachheit mehr ermüdet als große Verwickelung. Er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn gradeswegs auf das Englische Trauerspiel geführt haben. Wenn man Shakespeares Meisterstücke mit einigen bescheidenen Veränderungen übersetzt hätte, es wäre besser gewesen, als daß man uns mit Corneille und Racine bekannt machte.“

Lessing's Vorwurf gegen Gottsched war insofern unbillig, als Gottsched so gut wie Lessing wußte, wohin die Neigung des deutschen Publicums ging; noch waren die Versuche der herumziehenden Englischen Komödianten unvergessen, ebenso wenig Christian Weise's Schuldramen; aber grade diese Neigung aus allen Kräften zu bekämpfen, hielt Gottsched für seine Lebensaufgabe, und man darf Niemand zumuthen, etwas gegen seine Ueberzeugung zu befürworten. Wenn ferner Lessing, um Gottsched zu ärgern, die Wiedereinbürgerung des Hanswurst auf dem deutschen Theater verlangte, so darf man sich nur Hanswurst in die „Minna von Barnhelm“ eingeschoben denken, um sich zu überzeugen, daß Lessing wieder einmal über die Schnur hieb; grade das Realistische

und Individualisirende seiner Kunstform schloß die blos typische Figur unbedingt aus. Lessing hatte eigentlich nicht den deutschen Hanswurst im Auge, sondern den Clown, wie ihn Shakespeare nach den Sitten seiner Zeit dargestellt und zu höhern dramatischen Zwecken verwerthet hatte.

Seit 1762 gab Wieland eine Uebersetzung Shakespeares heraus, die freilich mit dem Dichter ziemlich willkürlich umsprang, aber sich sehr gut las. „Man tadelt", schreibt er in der Vorrede, „an Shakespeare, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen vom König bis zum Bettler am besten gekannt und durch und durch gesehn hat — daß seine Stücke meistens keinen oder doch nur einen schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß Komisches und Tragisches durcheinander geworfen ist, und oft dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, wenig Augenblicke darauf durch irgend einen barocken Ausdruck uns abkühlt. Man denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darum desto natürlichere Abbildungen des menschlichen Lebens sind. Wie oft sehn wir das Ernsthafte leichtsinnig, das Nichtsbedeutende mit einer lächerlichen Gravität behandelt! Wieviel große Aufzüge auf dem Weltschauplatz hat man nicht durch Hanswurst ausführen sehn!"

Diese Erläuterung ließ Lessing nicht gelten. „Es ist keineswegs eine dichterisch treue Nachahmung der Natur, wenn man nur die Natur der Erscheinungen nachahmt, ohne die Natur unsrer Empfindungen und Seelenkräfte zu beachten. In der Natur ist Alles mit Allem verbunden; Alles durchkreuzt sich, alles wechselt. Aber in dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist die Natur ein Schauspiel nur für den unendlichen Geist. Wenn wir Zeugen einer wichtigen, rührenden erschütternden Begebenheit sind, und eine andre von geringerm Belang läuft quer ein, so suchen wir vielmehr der Zerstreuung, die uns droht, möglichst auszuweichen. Ohne dies Vermögen, abzusondern, unsre Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte zu fixiren, würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzu verschiednen Empfindungen nichts empfinden.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns dieser Absonderung zu überheben. Alles was wir in der Natur von einem Gegenstand oder einer Verbindung von Gegenständen absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns den Gegenstand so lauter und bündig, als es die Empfindung, die er erregen soll, verlangt. Nur wenn die Begebenheit in ihrem Fortgang alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andre folgt, sondern nothwendig

aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Absonderung des einen oder des andern unmöglich fällt; nur dann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehn.

Nur Begebenheiten, die ineinander gegründet sind, Ketten von Ursachen und Wirkungen, gehören in die Kunst: diese auf jene zurückzuführen, jene gegen sich selbst abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles was geschieht, so geschehn zu lassen, daß es nicht anders geschehn können, ist die Aufgabe des echten Dramatikers. Er wird, wenn er eine tragische Geschichte darstellen will, vor Allem bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher auch die unwahrscheinlichsten Verbrechen sich als nothwendig ergeben. Er wird die Charaktere seiner Personen so anlegen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen lassen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abmessen, diese Leidenschaften durch so allmälige Stufen durchführen: daß wir bei jedem Schritt, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden, in dem nämlichen Grad der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sache, ihn selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet als die unmerkliche Annäherung eines Ziels, vor dem unsre Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich befinden, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahinreißt, und voll Schreck über das Bewußtsein, auch uns könne ein ähnlicher Strom hinreißen, Dinge zu begehn, die wir bei kaltem Blut noch so weit von uns entfernt glaubten. Diesen Zwang übt das Genie aus, während der blos witzige Kopf sich vergebens martert, es ihm nachzumachen. Dem witzigen Kopf wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr eben darin das Wunderbare zu finden meint; um Schreck und Mitleid zu erregen, glaubt er, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche Dinge genug häufen zu können, und zu den gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten seine Zuflucht nehmen zu müssen. Begebenheiten, die weiter nichts mit einander gemein haben als daß sie zugleich geschehn, mit einander zu verbinden, ihre Fäden so durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andre gestürzt werden: das kann der Witz, und nur das. In diesem Sinn ist Shakespeare das Genie, die Franzosen sind die witzigen Köpfe.

Wie kam es, daß Lessing seiner Begeisterung für Shakespeare

keine praktische Folge gab? Warum drängte er nicht die Leiter des „Nationaltheaters", statt der schlechten deutschen und französischen Schauspiele einmal ein Shakespear'sches, vielleicht in Wieland's Uebersetzung, die er warm lobte, aufzuführen? Nur wenige Jahre darauf ist unter Schröders Leitung der Versuch in demselben Hamburg mit bestem Erfolg gemacht worden; ohne Zweifel hat Lessing's Empfehlung wesentlich mitgewirkt; aber hätte nicht Lessing den Ruhm der That für sich gewinnen können?

Seine eignen Stücke suchen keineswegs die Kunstform Shakespeare's nachzubilden, die, wie Lessing richtig erkannte, von der Einrichtung der Englischen Bühne abhängig war. So schien vorerst seine Empfehlung Shakespeare's nur einen theoretischen Zweck zu haben. Der Begriff der dramatischen Handlung war im „Laokoon" doch nicht genau genug bestimmt; er wählte zur weitern Ausführung, statt der principiellen Herleitung aus dem Grundgedanken, den Weg der Induction, an einzelnen Beispielen das Wesen der Handlung zu entwickeln, um durch kritisches Zusammenfassen dieser einzelnen Fälle den allgemeinen Begriff zu finden.

Nicht blos die dramatische Praxis, auch der dramatische Geschmack brauchte bei Lessing Zeit, zu reifen: erst von den Lateinern ging er zu den Griechen, erst von den Engländern der Restaurationszeit zu Shakespeare über, und das rechte Verständniß des Aristoteles ging ihm erst auf, als er auch in der Praxis die höchste Staffel zu erklimmen im Begriff war. Die Gesetze der dramatischen Kunst, die er in der Zeit dieser Reife feststellte, sind heute mannigfach erweitert und ergänzt, aber in keiner Weise widerlegt.

Die Tragödie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser: der ist ohne Zweifel der beste Mensch, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat. „Die Liebe, die wir gegen unsre Nebenmenschen unter keinen Umständen ganz verlieren, die unter der Asche, mit welcher sie andre stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; diese Liebe bildet in der Tragödie das höchste Motiv. Die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen, um diese beiden Affecte in uns selbst zu reinigen: so ist die bekannte Stelle des Aristoteles von der Katharse zu verstehn.

Nur dem Leiden, dessen Motive wir begreifen, gilt unser Mitleid: sind die Motive uns unverständlich, so werden wir nur erschreckt. Die

Ausrede, daß dergleichen in der Wirklichkeit vorkommt, will nichts sagen: das Kunstwerk soll ein Schattenriß von dem Gang des ewigen Schöpfers sein, und der Dichter verfehlt seine edelste Bestimmung, wenn er die unbegreiflichen Wege der Vorsehung in seine kleinen Cirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder erregt. Bei dem echt tragischen Mitleid verweilt man gern, und dankt dem Dichter für eine so süße Qual.

Alle Personen, für deren Unglück die Tragödie unser Mitleid in Anspruch nimmt, müssen gute Eigenschaften haben; aber in ihrer Güte selbst muß Etwas liegen, was das Unglück heranzieht; Entsetzen ohne Mitleid würde es erregen, wenn zwischen ihrer Güte und ihrem Schicksal kein Zusammenhang wäre. Der Held darf nicht gleich einem Gott seine Tugenden ruhig und ungekränkt verüben; der Dichter muß ihm nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf unanständige Art seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen, sonst können auch wir es nicht fühlen; nur dann und wann muß er ihn lassen einen Effort thun, der auf wenig Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß; er setzt seines Helden Vollkommenheiten ans Licht, nur um uns sein Unglück desto schmerzhafter zu machen.

Die Figuren der Tragödie wie der Komödie müssen typisch sein: d. h. sie müssen sprechen und handeln, wie ein Jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen und handeln würde. Geringe Dichter beeifern sich mit ängstlicher Sorgfalt, die Besonderheit ihrer Figuren keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, während bei Shakespeare ihre Eigenart nur gelegentlich zum Vorschein kommt, wo die Umstände eine ungezwungene Aeußerung veranlassen.

Um sich in Sitte und Empfindung dem allgemein Menschlichen zu nähern, muß der Dichter von dem sittlichen Instinct seines Volks und seiner Zeit ausgehn. Motive, welche außerhalb des Gewissens unsres Landes und unsrer Zeit liegen, sind von der Bühne zu verbannen. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen Umständen gethan haben würde: nicht äußere Zeugnisse machen uns eine Geschichte glaubwürdig, sondern die innere Wahrscheinlichkeit.

Alle diese Grundsätze spricht schon Aristoteles aus: „Was mich versichert, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich halte

die Dichtkunst dieses Philosophen für ein ebenso unfehlbares Werk wie die Elemente des Euklid."

Durch eine falsche Auslegung des Aristoteles hatte man sich eingebildet, Lustspiel und Trauerspiel hätten den Zweck, gegen die dargestellten Laster und Leidenschaften anzukämpfen, das eine durch Spott, das andre durch Abschreckung. Diese unmittelbare moralische Wirkung verwirft Lessing ganz. Die Komödie will das Lachen veredeln; ihr wahrer Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unsrer Fähigkeit, das Lächerliche unter jeder Verhüllung rasch zu bemerken; sie will die Gesunden in ihrer Gesundheit befestigen. —

Das Interesse des hamburger Publicums am Nationaltheater war im Anfang recht lebhaft, erlahmte aber bald, wie es mit allen ähnlichen Unternehmungen in Deutschland geschehen war. Man wurde der ernsthaften Stücke müde, und verlangte die gewohnten Belustigungen: Possen, Hanswurstiaden, Tänze; die Regie mußte sich zu einem Zugeständniß nach dem andern verstehn, und kam doch nicht recht weiter.

Lessing eiferte wiederholt über diese unpatriotische Gleichgültigkeit des Publicums, und merkte nicht, daß er selbst nicht wenig dazu beigetragen hatte, dieselbe zu steigern. Man hatte erwartet, er werde jeden Morgen die am Abend aufgeführten Stücke kurz, lebhaft und anziehend besprechen, die Verdienste der Schauspieler rühmen und dem Publicum einschärfen, daß es durch den Besuch des Theaters nicht blos eine patriotische Pflicht erfülle, sondern sich auch eine gute Unterhaltung verschaffe. Statt dessen ließ er immer einige Tage verstreichen, ehe er an die Besprechung ging, und verwandte, wenn ihn ein Stück besonders reizte, drei bis vier Nummern, auch wohl mehr, an die Kritik desselben. So kam er mit seinem Urtheil überall zu spät, und das Publicum erfuhr, was es von einem Stück halten sollte, erst wenn es dasselbe längst vergessen hatte. Noch schlimmer war die schonungslose Härte, mit der er fast alle einzelnen Stücke besprach. Wenn das Hamburger Publicum hörte, daß, was im Nationaltheater täglich geboten wurde, nicht das mindeste tauge: sollte es dadurch zu fleißigerm Besuch angeregt werden?

Lessing's anfängliche Zufriedenheit mit seinem Hamburger Aufenthalt währte nicht lange. Er war im Grund eine heitre Natur, sanguinisch und leicht beweglich, aber was er einmal das Beste am Menschen nennt, die Galle, fehlte ihm nicht, und braufte zuweilen auch da auf, wo keine ausreichende Ursache vorlag. Er war leicht versucht, sich auf's bitterste über was grade vorlag auszusprechen, ohne sich dadurch von seinem Verdruß zu lösen, der sich vielmehr bei ihm fixirte. Bei

jedem neuen Versuch, eine angemessene Beschäftigung zu finden, bestimmte ihn meistens ein zufälliger Umstand; fast jedesmal begann er die neue Thätigkeit mit voller Zuversicht, fiel bald in Mißmuth, und endete im äußersten Verdruß. So war es ihm in Leipzig, in Berlin, in Breslau gegangen, so ging es ihm in Hamburg.

Er begann seine dortige Thätigkeit in der rosigsten Laune. Er hatte mit den bedeutendsten Männern Fühlung gewonnen, mit Klopstock, Gerstenberg, Claudius, Wieland, und wurde von ihnen nunmehr als Ebenbürtiger begrüßt. Aber grade diese sanguinische Stimmung sollte ihm starken Verdruß bereiten.

Zu seinen nähern Bekannten in Hamburg gehörte der Buchhändler Bode, ein talentvoller, geistreicher, unternehmungslustiger, etwas abenteuerlicher Mann. Er spielte u. a. bei den Freimaurern, denen sich auch Lessing zugesellte, eine ansehnliche Rolle, und hatte Verbindungen im Ausland. Dieser regte bei Lessing die Idee an, daß die Schriftsteller am besten thäten, den Vertrieb ihrer Werke selbst in die Hand zu nehmen; Lessing ging mit Feuer darauf ein, und wollte die Sache gleich ins Große treiben: die besten Werke berühmter Schriftsteller, gut ausgestattet, sollten in einem Gesammtverlag erscheinen, dessen Leitung er übernahm. Er überhörte die Warnungen seiner sachverständigen Freunde und kam bei seiner geringen Geschäftskenntniß bald in die äußerste Verlegenheit. „Ich erliege unter Arbeit und Sorgen", schreibt er schon 20. März 1768; „bald kommt die Zeit, daß ich keinen Pfennig mein nennen kann, als den ich erst verdiene!" Er warnt seinen Bruder aufs äußerste vor der litterarischen Laufbahn, in der man doch über kurz oder lang darben müsse.

Durch seine „Dramaturgie" hatte er zwar sein Ansehen sehr gesteigert, sich aber auch viel Feinde gemacht. Dazu kam der Aerger über einen schlechten Gesellen, den Professor Klotz in Halle, der ihn wegen des „Laokoon" angegriffen hatte und den er seit Juni 1768 in den „Antiquarischen Briefen" geißelte, wie er früher die Litteraten in den Litteraturbriefen gegeißelt hatte. Er trug wieder den Sieg davon, Klotz wurde das Gespött aller Welt; aber ihm selbst hatte die Sache sehr viel Verdruß gemacht.

In dieser allgemeinen Verstimmung regte der unerwartete Tod Winckelmann's, 8. Juni 1768, eine neue Idee in ihm an: er wollte nach Rom und dort versuchen, sich auf eigne Hand zu erhalten. „Es muß sich in Rom lustiger und erbaulicher betteln lassen als in Deutschland", schreibt er 28. Sept. 1768: „Ich denke freilich nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird als an irgendeinem andern Ort der Welt."

„Das Schreiben für die Ewigkeit will ich andern Schwärmern überlassen! So dann und wann ein kleiner Faustkampf, um sieben Neuntel von meinen schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist alles, was ich mir vornehme.“

In eben dieser Verstimmung schloß Lessing April 1769 die Dramaturgie ab. Er war empört über die Dilettanten, die, weil sie die sogenannten Regeln der französischen Tragödie überwunden zu haben glaubten, sich über alle Regeln hinwegsetzten: es sei Pedanterie, dem Genie Gesetze vorschreiben zu wollen; was das Genie thue, sei Gesetz! „Wir sind auf dem Punkt, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und zu verlangen, daß jeder Dichter die Kunst aufs Neue erfinde!“ — „Man erweist mir manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu halten: aus einigen dramatischen Versuchen sollte man nicht so freigebig folgern! Was in den neuern derselben erträglich ist, davon bin ich mir bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik verdanke. Die Kritik soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt! Freilich, wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, was besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich soviel Zeit, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten versorgen soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich.“ — Der Ausspruch fällt mitten zwischen „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“, die besten Stücke, die seit einem halben Jahrhundert in Europa geschrieben waren! Die Nothwendigkeit des Studiums wollte Lessing behaupten, nicht die Entbehrlichkeit des Genies.

In seiner Jugend hatte Lessing mit der äußersten Leichtigkeit gearbeitet: er konnte sagen wie später Goethe von sich, daß unter seinen Händen sich jeder Stoff dramatisire; noch 1755 hoffte er an Fruchtbarkeit mit Goldoni wetteifern zu können. Das hatte nun aufgehört, er arbeitete gewissenhaft aber auch schwer, nicht mehr aus dem Handgelenk; ihn interessirte die Poesie erst, wenn er in ihr denken, wenn er mit klarem Bewußtsein arbeiten konnte. Er glaubte an ein festes und bleibendes Gesetz der Poesie, das er im Aristoteles gefunden und endgültig begründet zu haben meinte. Nach diesem Gesetz verfuhr er in seinen eignen Werken und legte es laut oder stillschweigend als Maßstab an die Leistungen Andrer, ohne die historischen Voraussetzungen, unter denen sie gedichtet, irgendwie in Betracht zu ziehn: da die Natur des menschlichen Mitleids sich gleich bleibt wie die Vernunft, ließ er auch für die Dichtung nur Eine bestimmte Methode gelten, dasselbe in Bewegung zu setzen und zu läutern

Als der Schluß der „Dramaturgie erschien, April 1769, war das „Nationaltheater" völlig gescheitert. „Wenn das Publicum fragt: was ist denn nun geschehn? und mit einem höhnischen: Nichts! antwortet, so frage ich: was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geschehn könne? — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir noch keine Nation sind!" — Lessing hatte Recht: mit einem Theater kann man nationales Leben nicht schaffen; das Staatsgefühl gehört dazu; aber er verkannte, daß dieses durch Friedrichs Thaten allmälig angebahnt war, und daß es keineswegs eine bloße Schmeichelei war, wenn man später diese Epoche der deutschen Litteratur das Zeitalter Friedrich des Großen nannte, wie die Epoche der Minnesänger das Zeitalter der schwäbischen Kaiser, obgleich diese direct für die Litteratur grade so wenig gethan als der König von Preußen.

2.

Die Barden.

1763—1769.

Als König Friedrich nach Abschluß des Friedens 30. März 1763 nach Berlin zurückkehrte, bereiteten ihm die Berliner einen feierlichen Einzug; er wich demselben aus, und ließ sich ganz allein von Graun eine Messe vorspielen. Diesen Umstand benutzte Ramler in seinem Triumphgesang.

„Schäme dich, Camill! daß du mit vier Sonnenpferden in dein errettetes Rom zogst! und du, Romulischer Heere glücklicher Sieger, o Julius! daß dich, umgeben von Städten und Schlachten aus nachahmendem Silber und aus Indischem Elfenbein, und mit Adlern und Spolien umgeben, zum hohen Capitol dein stolzer Wagen trug!" Friedrich hat viel mehr gethan: und nun werden, in geziert lateinischen Masken, alle die Völkerschaften vorgeführt, die er besiegt hat. „Friedrich kehrte nach sieben blutigen Jahren so mächtig zurück als er auszog, nur an Ehren reicher, und triumphirte nicht. Siehe er lenkt unsern Ehrenbogen aus, und unsern goldbehängten Rossen, und besteigt den prahlenden Wagen nicht. Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit ansehn, ist der Triumphe höchster; und des Dichters allerhöchster Triumph ist, solchen König besingen. Drum schweige nie dein Lied von

ihm, stolzer als der Ceïsche und Thebanische Päan! Und ob er auch dem Ehrenbogen von deinen Händen auslenkt, und nicht gewöhnt an deine Töne, sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt: so singe du doch den Brennussöhnen ihren Erretter unnachgesungen!" —

In der That las der König diese Ode nicht, die ihm wohl sehr frostig vorgekommen wäre; er las auch nicht die Dithyramben des Professors Willamowius in Thorn, die begeistert seine Thaten feierten; er las nicht einmal die Kriegslieder des guten Gleim.

Es war den vernachlässigten Poeten ein geringer Trost, wenn Friedrich, um zu zeigen, daß durch den Krieg sein Schatz noch nicht erschöpft sei, bei Potsdam das „Neue Palais" aufführen ließ; vornehm gedacht, prächtig in der Ausführung; auf einen stolzen Park ausmündend; aber von der andern Seite sah es in den öden Sand. Selbst Ramler wollte diese Art, sich mit den Künsten abzufinden, nicht gefallen. „Ach kein Denkmal aus Stein himmelan aufgethürmt sagt der Nachwelt dein Lob. Hebe zur herrlichsten aller Städte . . . deine Thronstadt empor; alle die Tempel, der Pallas und dem Apoll und dem unbezwinglichen Mars heilig, sind Trümmer einst! Zwar das Jahrbuch der Welt nennt einst dich den Eroberer, den Großen; doch ach, heißt das ein Leben für deine Tugenden? . . . Selbst der unsterbliche Macedonier, wie lebt er? Bewundert nur, nicht geliebt! denn er fand keinen dircäischen Herold, dessen Gesang noch Thaten erzählt, wenn das Geschichtbuch schweigt. . . Dagegen Augustus lebt, ewig ein Muster für alle Herrscher, durch zwei Edle Roms. — Glücklicher Barde, der, unverdächtig dein Lob, reiner als beider Lob, in sein Saitenspiel singt! der nicht den Feldherrn allein, der auch den fröhlichen Weisen singt, in der Kunst jeder Kamöne groß! — Götter, wäre doch ich dieser beneidete Barde!" — —

Frostig und gespreizt wie in diesen beiden Oden ist Ramler fast überall; selbst seiner Beredsamkeit fehlte die Wärme, und die Latinismen seines Ausdrucks sind im Grunde akademischer Schwulst. Indeß galt er nicht blos in Berlin als großer Dichter. Er hatte allmälig seinen Stil so abgeglättet, daß seine Cantate „Ino" als Muster jede Anthologie zieren konnte. Er fühlte die Verpflichtung, die Versuche Andrer, Verstorbener und Lebender, nach denselben Grundsätzen zu corrigiren, und that das in einer „lyrischen Anthologie", die ihm aber viel Feinde machte, darunter Gleim; nicht alle Poeten ließen sich willig seine Verbesserungen gefallen. Sein „Tod Jesu", von Graun componirt, hatte ihn mit den musikliebenden Prinzessinnen in Verbindung gebracht.

Zu den Poeten, die Friedrich's Thaten verherrlichten, gehörte auch eine „Sappho", die Karschin (40 J.), die sich der König 24. Oct. 1763 vorstellen ließ; er versprach, ihr ein Haus bauen zu lassen, hielt aber sein Versprechen nicht, so oft sie ihn in poetischen Episteln daran erinnerte.

Die Tochter eines schlesischen Schankwirths, war sie im 16. J. an einen Tuchmacher verheirathet, der sich nach elfjähriger Ehe von ihr scheiden ließ, weil sie zuviel Verse schrieb und darüber den Haushalt vernachlässigte. Kurze Zeit darauf heirathete sie einen jungen Schneidergesellen, der sie übel behandelte. Durch vielfache Gratulationsgedichte und Improvisationen wurden Leute aus den höhern Ständen auf sie aufmerksam; ein Baron, dem sie ihre Noth klagte, entführte sie auf ihre Bitte Jan. 1761 nach Berlin, wo sie mit offnen Armen empfangen und als Improvisatrice bewundert wurde. Sulzer, Ramler, Mendelssohn, Nicolai wurden ihre eifrigen Gönner; am lebhaftesten trat Gleim für sie ein; er gab ihre Gedichte heraus und verschaffte ihr dadurch eine Rein-Einnahme von 2000 Thlr. Auch für ihre litterarische Bildung sorgte er, bis ihr endlich der Kopf verdreht wurde.

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe, ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe, ward zur Mutter, wie im wilden Krieg unverliebt ein Mädchen werden müßte, die ein Krieger halb gezwungen küßte. . . Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner, dann denk' ich den zärtlichsten der Männer, den ich immer wünschte, nie erhielt! Keine Gattin küßte je getreuer, als ich in der Sappho sanftem Feuer Lippen küßte, die ich nie berührt."

Zuletzt wurde diese Zärtlichkeit Gleim doch bedenklich: „In den Liedern an Thyrsis führt unsre Freundschaft oft den Namen Liebe, und sie ist auch nichts andres als Liebe der Gemüther; wieviel sanftere Empfindungen giebt sie als die andre Liebe! In Liedern und größern Gedichten kann diese nicht heftig genug vorgestellt werden, aber im Herzen, wertheste Freundin! wollen wir jener sanfteren den Vorzug geben."

Friedrich verdiente Tadel, daß er die deutschen Prosaiker, in denen sich das Aufstreben der Sprache kund that, für seinen Staat nicht zu benutzen verstand; mit den damaligen Poeten hätte er in der That nicht viel aufstellen können; die Begeisterung für seine Thaten mochte er sich wohl gefallen lassen, von Talent war wenig die Rede.

Allgemein hielt man vor allen Andern den Sänger des Messias für berufen, den Helden zu feiern. Aber Klopstock, der es als die erste Pflicht der Fürsten ansah, sich der vaterländischen Dichtung anzunehmen, schrieb an Gleim, die deutsche Muse folge ihm in seiner Be-

geisterung für Friedrich nicht. Wohl habe dieser zu Anfang schöne Hoffnungen erregt, er hätte ein zweiter Augustus werden können: „so verkündete ihn, als er noch Jüngling war, sein auffsteigender Geist. Noch da der Lorbeer ihm schon vom Blute der Schlacht troff, floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm abzuwaschen die Schlacht. Aber er wandte sich", (der Quell), „strömt' in Haine, wohin ihm Heinrichs Sänger" (Voltaire) „nicht folgen wird!" Ursprünglich hatte Klopstock ein Schlachtlied zu Ehren Friedrichs gedichtet, adressirte es aber nun gegen alles Costüm an Heinrich den Vogelsteller, da Jener nur von Voltaire etwas hören wollte. — „Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete, was er werth war zu sein! Aber sie hört es doch; sagt's ihr traurig, und fordert ihre Söhne zu Richtern auf!" —

Trotz aller krampfhaften Anstrengung, sich dem Eindruck des Gewaltigen zu entziehn, tauchte das mächtige Bild doch immer wieder in seiner Seele auf; er verrieth sich einmal, viel später, 1788. „Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, so dacht' ich sonst, wie Herkules Friedrich die Keule führte, von Europa's Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!" — Klopstock studirte eifrig die Geschichte des siebenjährigen Krieges, fand aber an Friedrichs Führung viel auszusetzen.

Seit 1751 hatte Klopstock sein Heim in Dänemark, obgleich er von Zeit zu Zeit Deutschland besuchte: einmal in Quedlinburg hatte er wieder eine Liebe (Sidonie Dietrich), die ungefähr wie die zu Fanny endete. Juli 1764 kehrte er nach zweijährigem Aufenthalt in Quedlinburg nach Kopenhagen zurück. Eine kleine aber mächtige Deutsche Colonie, um den Minister Graf Bernstorf gesammelt, schien Dänemark zu beherrschen; sie gab sich nicht einmal die Mühe, die Landessprache zu lernen. An Klopstock schloß sich der Hofprediger Cramer an, sein alter Leipziger Freund; der Züricher Rahn, der Klopstocks Schwester geheirathet, der Darmstädter Sturz, Rittmeister v. Gerstenberg aus Tondern u. A. Diese Schleswig-Holsteiner hegten eine kräftige deutsche Gesinnung, die in Klopstock den lautesten Ausdruck fand. Den deutschen Helden, meinte dieser, sei Eroberung nur ein Spiel, und ebenso sei es den deutschen Dichtern ein Spiel, ihre Empfindungen kraftvoll und fein auszudrücken. Er fordert im Namen der deutschen Dichtung selbst die brittische Muse zum Wettlauf heraus: „noch ist Jene eine bebende junge Streiterin, doch sie bebt männlich, und glühende siegswerthe Röthen überströmen flammend ihre Wangen."

Daß der Siegeskranz in diesem Wettlauf ihm selber zufallen müsse, daran zweifelte Klopstock nicht; in der epischen Gattung glaubte er ihn

schon errungen zu haben, er versuchte es nun in der dramatischen. Aber seine biblischen Dramen ließen das Publicum kalt, und mit Recht. Im „Tod Adams" hat ihm vielleicht der „Oedipus in Kolonos" vorgeschwebt; allein wenn Sophokles durch die großartig edle Sprache die Schwäche der Handlung vergessen macht, so ist's in dieser weinerlichen Prosa unerträglich, wie Adam sich drei Acte durch abquält, dem Zuschauer zu zeigen, daß „des Todes sterben" etwas viel Fürchterlicheres ist als „Sterben" überhaupt; und zuletzt erfährt es der Zuschauer doch nicht. Im „David" ist in dem Gemälde der heranrückenden Pest einige Kraft und Anschaulichkeit; die alttestamentliche Gesinnung aber widerstrebt dem natürlichen Gefühl; und im „Salomo" vollends erräth man kaum, wovon die Rede ist.

In diesen biblischen Dramen wie in den weitern Gesängen des Messias spricht sich mehr das Bedürfniß des Dichters aus, seine Vergangenheit nicht ganz zu verleugnen, als ein eigentlich schöpferischer Trieb; er war selbst nicht recht bei der Sache, und hatte mitunter das Gefühl, daß auch die Theilnahme des Publicums sich abgekühlt hatte. Seine messianische Dichtung fußte auf dem Pietismus, und dieser spielte in der aufstrebenden Jugend keine Rolle mehr. Um ihre Führung wiederum zu gewinnen, mußte sich der Dichter nach einem neuen Ideal umsehn, und es bot sich ihm eins, das ihm schon in seiner Frühzeit von weitem geschimmert hatte: ein vaterländisches, und doch von der prosaischen Wirklichkeit der deutschen Zustände himmelweit abliegendes Ideal, der Traum einer großen poetischen Vorzeit.

Durch den siebenjährigen Krieg war der Geschmack des deutschen Publicums sehr verändert: es verlangte auch von der Dichtung Helden, wie es sie in der Wirklichkeit gesehn, mochten sie herkommen wo sie wollten! Es lag nahe, daß man auf den Sieger über die Römer, auf Arminius, verfiel. Bald nach dem ersten Druck des Tacitus hatte ihn Ulrich von Hutten gefeiert, ganz war er nie in Vergessenheit gerathen. Schon 1747 forderte Klopstock seinen Freund Cramer auf, Hermann zu besingen. „Jupiters Adler weckt dein Lied von Hermann schon zu Entzücken auf; sein Fittig wird breiter, der Schlummer wölkt sich nicht mehr um sein feurig Auge. Die deutsche Nachwelt, wenn sie der Barden Lied (wir sind die Barden!) künftig in Schlachten singt, die wird dein Lied hoch im Getöse eiserner Kriege gewaltig singen." — Fast um die nämliche Zeit hatte Elias Schlegel in Kopenhagen aus Hermanns Geschichte ein Trauerspiel gemacht, ebenso gleich darauf (1748) Justus Möser in Osnabrück; 1752 war Baron Schönaich mit einem Helden-

gedicht „Herrmann" gefolgt, war dafür von Gottsched, der ihn gegen Klopstock ausspielen wollte, gekrönt, und eben deshalb von allen Gegnern Gottscheds grausam verspottet worden.

— „Ha, dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war Herrmann niemals! so hat's ihm nie vom Auge geflammt! Komm! ich bebe vor Lust. Reich' mir den Adler und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh' aus in meiner Umarmung von der zu schrecklichen Schlacht! Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange! — Herrmann! Herrmann! so hat noch niemals Thusnelda geliebt!" — Diese Ode dichtete Klopstock in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Kopenhagen.

Einige Zeit schwankte Klopstock, ob er nicht lieber Wittekind, der den Niedersächsischen Dichtern immer als Vorkämpfer gegen den fränkischen Eroberer galt, zum Helden eines epischen Gedichts wählen sollte; nach reiflicher Ueberlegung indeß entschied er sich für Hermann und für die dramatische Form. Es ist eine förmliche Trilogie daraus geworden, von der „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod" freilich erst in der Mitte der achtziger Jahre erschienen.

Nach dem Vorbild der Griechen dichtete Klopstock zunächst Chöre, die vor und während der Teutoburger Schlacht von Barden gesungen werden sollten. „Wodan! unbeleidigt von uns, fielen sie bei deinen Altären uns an. Wodan! unbeleidigt von uns, erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk. Weit halle dein Schild! dein Schlachtruf töne wie das Weltmeer am Felsengestade! Furchtbar schwebe dein Adler, und schaue nach Blut, und trinke Blut, und die Thale des heiligen Hains decke weißes Gebein!" — „Wie wehten die Mähnen! wie wölkte sich der Staub! wie schäumten die kleinen Heerden des Felsenwalds! Ueber dem Strom wieherten die Rosse und weideten an des Ufers Schilfgebüsch." — „Wodans Adler blickt glühend herab auf das Blut, das im Thal raucht. Sein schattender Flügel schlägt, ihr dürstendes Geschrei ertönt im Felsenhain. Weit hallen die Klüfte des Widerhalls von des Flügels Schlag und dem Todesgeschrei." — „Purpurblumen sind auf dem Schild meines Herrmann, blühend ist seine Wange bei dem Fest, blühender in der Schlacht. Schön flammt's ihm von dem blauen Auge, wenn er Tod gebeut." — „Einst seh' ich, daß diese Purpurblumen sich röthen von meinem Todesblut; dann steh' ich an Hertha's geweihtem Wagen, und sehe die Göttin im Bade des einsamen See's." —

Zwischen diese Chorgesänge, später von Gluck mit Begeisterung

componirt, wurden dann weitschweifige Dialoge eingeschoben; von Handlung ist nicht die Rede. Herrmann's alter Vater, der immer darüber nachdenkt, wo er begraben sein will, reflectirt mit einigen Druiden über die Schlacht, die hinter der Scene vorgeht; Jeder bemüht sich, bei jedem Wort erhabne und absonderliche Empfindungen zur Schau zu tragen, und so wird keine einzige Physiognomie kenntlich.

Klopstock's dramatische Anlage war äußerst gering; darin lief ihm sein Freund und Gesinnungsgenoß, Rittmeister v. Gerstenberg, den Rang ab. Er hatte sich früher in „Tändeleien" im Rococostil versucht, und damit 1759 Lessings Beifall gewonnen; gründliche Studien der auswärtigen Litteratur hatten ihm einen höhern Begriff von der Poesie verschafft. In seiner Zeitschrift „Schleswigsche Nachrichten", trat er nicht ohne Geist für Shakespeare und Calderon ein; die Lectüre Dantes regte ihn zu dem Trauerspiel „Ugolino" an.

Ein seltsamer Stoff! Es geht nichts vor, als daß vier Menschen verhungern, und die Kunst des Dichters besteht nur darin, die Verschiedenheit dieses physiologischen Processes in den verschiedenen Individuen aufzuweisen. Schon im „Laokoon" hatte Lessing die Poesie, nicht blos die dramatische, vor einem Schrecken gewarnt, „zu dem der Weg fast einzig durch das Ekelhafte offen stehe"; selbst Dante habe das Ekelhafte und Gräßliche nicht vermeiden können. Nun hatte Gerstenberg als Kritiker wie als Dichter mit Lessing Fühlung gesucht, sie correspondirten mit einander, theilten sich ihre Arbeiten mit, und gedachten sie gemeinsam herauszugeben. „Ugolino", schreibt ihm Lessing 25. Febr. 1768, „hat mir ein Gefühl erregt, das ich mich bei keiner andern Tragödie gehabt zu haben erinnere: mein Mitleid ist mir zur Last geworden, oder vielmehr mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal wohl, als das Stück zu Ende ging, das ich ohne meine Neugier, die jedoch weniger auf das Ziel ging als auf die Art, mit welcher der Dichter zu diesem Ziel gelangen werde, schwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von dem Eindruck zu befreien, und werde schwerlich wagen, diesen Eindruck wieder zu erneuern." — In diesem Tadel liegt doch zugleich das Geständniß, daß das Drama in der That wirkt, wenn auch häßlich, und diese Wirkung, die Nerven auf die Folter zu spannen, hat es nicht blos damals sondern einige Jahrzehnte länger ausgeübt: es hat mit seinem Toben und Zähneknirschen „Sturm und Drang" vorbereitet.

Nicht minder bedeutend wurde Gerstenberg für die Bildung der Zeit durch sein Interesse an der Germanischen Vorzeit. Das Studium

der altdeutschen Dichter hatte nie ganz aufgehört, selbst Gottsched und Bodmer hatten in Ausgaben derselben gewetteifert. Aber man behandelte sie als etwas Fremdes: daß sie einen innern Zusammenhang mit der modernen Poesie gewinnen könnten, fiel Keinem ein. Nun übersetzte Gottfried Schütz, der schon früher manches für die altdeutsche Litteratur gethan, Mallet's „dänische Geschichte", worin auch die Edda aufgenommen war, und plötzlich gewahrte man, daß die Nordische Mythologie eine willkommene Ergänzung zu der deutschen Helden- und Göttersage bieten könne. Gerstenberg trat nicht blos als Journalist lebhaft für diese Idee ein, er suchte auch in dem „Gedicht eines Skalden" die Beziehungen zwischen dem Nordischen Heidenthum und dem christlichen Glauben anschaulich zu machen.

Der Geist eines Skalden kommt in seine Heimath, die er ganz verändert findet; er erinnert sich an die alten Götter, von denen eine ausführliche Nomenclatur gegeben wird: Farbe hat in dem ganzen Gedicht nur das Bild vom Bade einer Göttin, das allenfalls auch von Wieland hätte sein können. „Vom Hügel braust im Bogenschuß ein breiter Quell, schwillt auf zum breitern Fluß, springt donnernd über jähe Spitzen, und diamantne Tropfen blitzen im Lichtstrahl und im Sonnenschein erzitternd durch das Laub im Hain, indeß die Wellen schmeichlerisch sich regen, ihr Bild in die glanzvolle Luft zu prägen. Die Göttin sah ihr himmlisch Bild, wie es die Wasserscene füllt. Bescheiden schlüpfte sie zur Tiefe nieder, allein das Ebenmaß der weißen Glieder strahlt durch die heitre Fläche wieder. Es scherzt um ihren Hals ihr blondes Haar, verbirgt ihn halb, stellt halb entblößt ihn dar. Die seidnen Locken spielen mit den Lüften, und thauen dann herab auf Marmorhüften, die Wangen blühn in seelenvoller Glut; die runden Arme rudern durch die Flut; die kleinen Füße rudern, sanft gebogen, der volle Busen wallt auf zarten Wogen. Die sternenvolle Nacht umschwebet sie, die Flur ist Duft, der Wald ist Melodie. Sieh den gelinden West ihr Haar umfließen! o sieh den hellen Mond zu ihren Füßen! Wir sehn das Wunder, staunen, beten an. Schnell hören wir aus einem Zauberkahn fremde Spiele der Saiten mystische Lieder begleiten u. s. w." — das alles klingt nicht sehr nordisch!

Nun aber wird es ernst: die Götterdämmerung tritt ein, nicht wie die alten Heiden sie geträumt. „Sie sind gefallen, die Götter! gefallen! Laßt Erd' und Himmel wiederhallen! . . . Vom Krachen heult die Riesenwelt, des Himmels Trümmer sind ein Waffenfeld. . . Mit schwarzem Antlitz entsteigt die Sonne dem Dunkeln, die Sterne hören

auf zu funkeln. . . In neue Gegenden entrückt, schaut mein begeistert Aug' umher, erblickt den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt und diese Himmel, ihr Gezelt. Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt, faßt diese Wunder nicht, und schweigt." — So gießt sich über das vermeintlich nordische Heldenbild christliche Verklärung aus.

Abgesehn von einigen lästigen Aufzählungen skandinavischer Götter und Helden liest sich das Gedicht artig genug; auf Klopstock hatte es eine seltsame Wirkung. Voll von den Namen der neuentdeckten Mythologie beschränkte er sich nicht darauf, sie in neuen Gedichten zu verherrlichen, sondern er arbeitete seine alten, theils auf griechische theils auf biblische Mythologie zugeschnittenen Gedichte danach um: er verwandelte Hebe in Gna, die Harfe in eine Telyn, und versündigte sich schwer an seiner eignen poetischen Vergangenheit; die neuen Namen passen in keiner Weise zu den alten Bildern, fast in jedem Vers stolpert man über eine gelehrt klingende Nomenclatur, und gewinnt auch nicht die Spur einer wirklichen Anschauung. Zu einem ernsten Studium der älteren Dichter und Geschichtschreiber fühlte sich Klopstock nicht aufgelegt, Deutsche, Celten, Skandinavier, das alles wurde bunt durcheinander geworfen. Zu einer Wiedererweckung des wirklichen deutschen Lebens in der Vergangenheit war das Zeitalter noch nicht reif.

Klopstock mit seinen Teutonischen Anhängern hatte sich zwar von den Griechischen Mustern mehr und mehr abgewandt, aber immer mit einigen Bedenken; es zeigte sich nun, daß es mit einer Europäischen Bewegung zusammentraf. Und zwar waren es die stammverwandten Engländer, welche das Wort nahmen. Young, der Dichter der „Nachtgedanken", die ihre melancholische Stimmung über den ganzen Erdtheil, namentlich über Deutschland ausbreiteten, warnte vor einseitiger Verehrung und Nachbildung der Alten; angesehene Kritiker versicherten, das Zeitalter der Königin Anna habe die doch immer etwas rohen Anfänge der griechischen Bildung übertroffen, Pope habe in seiner Uebersetzung des Homer sein Urbild wesentlich verbessert. Nun trat 1763 Macpherson mit Fragmenten eines Heldengedichts „Fingal" hervor, das im Gälischen Hochland im dritten Jahrhundert nach Christus entstanden sein und noch im Munde des Volks leben sollte; bald folgte der ganze „Ossian". Man rühmte an diesem Gedicht, daß es mit der Kraft einer ursprünglichen Natur den reinen Idealismus der classischen Kunst vereine, daß es den Regeln des Aristoteles vollkommen entspreche. Die Helden des Gedichts waren sämmtlich tugendhaft, edel, großmüthig, correct in ihren Sitten wie die Figuren des Amadis; die Heldinnen

schön und seelenvoll, freilich stark melancholisch, wie es bei einem im Untergang begriffenen Volksstamm natürlich schien. Das bemooste Gestein, an dem zarte Liebende sich begegnen, Geier, die finster über den Todten schweben, der Nebel, in dem man nicht grade viel sieht, aber dessen Halbdunkel man als etwas Poetisches empfindet; die nicht tief aber voll klingenden Klagelieder; das alles gefiel einer Zeit, die sich am Weh zu schwelgen bereitete. Die Verehrer des Gedichts fanden den Ossian, in dem freilich von Gestaltung oder von Begebenheiten wenig die Rede war, dieser Stimmung wegen viel poetischer als den Homer, dessen Helden und Götter sich beständig im Tageslicht bewegten, und mit ihrem robusten Fleisch und Blut zarte Gemüther nicht rühren konnten.

Freilich wurden an der Echtheit des hochländischen Barden bald Zweifel laut, aber diese wurden niedergeschrieen, und erst nach einem halben Jahrhundert stellte sich mit voller Evidenz heraus, daß Ossian eine Mystifikation war, die verwegenste, die je gewagt ist. Inzwischen hatte er seinen Triumphzug durch Europa gemacht.

Deutschland war augenblicklich in Feuer. Klopstock begrüßte schon 1767 den Ossian als den glücklichen Nebenbuhler des Homer; er bat Macpherson, ihm die „eisgrauen" Melodien des großen Barden zu schicken. Er las wiederholt den Tacitus; er beschäftigte sich mit dem Angelsachsen Caëdmon und dem Dichter des „Heljand", erfreut über „die Kernsprache und manches bedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben." Nicht blos Gerstenberg in Kopenhagen und Herder in Riga schwärmten für den „alten Barden", sondern selbst der nüchterne Sulzer in Berlin; man fand in der melancholisch zerfließenden Empfindung wilde, rauhe Kraft. Der Jesuit Denis in Wien, Klopstocks Anhänger, übersetzte das ganze Gedicht in Hexametern.

Aus Ossian lernten nun die deutschen Dichter, die düstre Farbe sei die eigentlich poetische; sie vermieden seitdem das Sonnenlicht, und bemühten sich, die Welt im Mondschein zu betrachten. — „Willkommen, silberner Mond, schöner stiller Gefährt' der Nacht! du entfliehst! . . . Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin. . . Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab in die Wälder sich ergießt, und Gerüche mit den Düften von der Linde in den Kühlungen wehn: so umschatten mich Gedanken an das Grab der Geliebten, und ich seh' im Wald es dämmern. . ." — Es sind schöne und neue Töne, welche die deutsche Poesie aus dieser Neigung gewonnen hat.

Das größte Interesse für Klopstock hat der Mond, wenn er die nordische Winterlandschaft beleuchtet.

„O Jüngling! laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir, wo des Krystalls Ebne dir winkt! Wie erhellt des Winters werdender Tag sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich, streute die Nacht über ihn aus. Wie schweigt um uns das weiße Gefild! wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!" — „Säumst du noch immer?" singt ein Barde. „Weckt dich der silberne Reif des Decembers, o du Zärtling! nicht auf? noch die Gestirne des krystallnen Sees? Lachend erblick' ich dich am Feuer, in des Wolfs Pelz, blutig noch vom Pfeil. Auf denn, erwache!"

„Ich sah fern in den Schatten am Dichterhain Braga; unter dem Fuß tönte wie Silber der Stahl, da gewandt er aus der Nacht in den Glanz schwebt', und nur leise den Krystall betrat; es umkränzte die Schläfe ihm der Eiche Laub; schimmernder bereift war ihm der beschattende Kranz! so schön schwang sich Apollo Patareus nicht her!" — Es liegt etwas Humoristisches in diesem Bild eines nordischen Apoll auf Schlittschuhen.

„Ich fürchte fast", schreibt Klopstock 6. Juni 1767 an Denis, „daß Sie garnicht wissen, wovon die Rede ist? Also haben Sie es nicht verstanden, wenn die Edda den Gott Tialf vornämlich im Bogenschuß und im Schlittschuhlauf rühmt?" — „Eislauf" berichtet Klopstock's Freund Sturz, „predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Eine Mondnacht auf dem Eis ist ihm eine Festnacht der Götter. Im Eislauf entdeckt sein Scharfsinn alle Schlangenlinien der Schönheit. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

Wenn die Helden und Götter der Edda ohne Weiteres für deutsch genommen wurden, so ließ sich manches zur Rechtfertigung sagen; seltsamer war es, daß man auch die Celten, das angebliche Volk des Ossian, als Landsleute in Anspruch nahm. Einerlei! Für Klopstock und seine Anhänger war nun der Bardengesang der nationale, aus dem „Lehrling der Griechen" war der Barde geworden. Zwar führt er die griechische Muse noch öfters auf, aber nur, um sie von „Skulda" beschämen zu lassen; der „Hügel" (Pindus, das Symbol der griechischen Poesie) tritt zurück hinter den „Hain" der Barden, wenn aus demselben die Schatten der Teutonischen Vorzeit auftauchen. In einer Vision zeigt sich ihm „Unsre Sprache": „an der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal sein fliegendes Getön, mit Silber bewölkt, stürzet, da erblick' ich — zeug' es, Hain! — die Göttin! sie kam zu dem Sterblichen herab! Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah die Geister um sie her, die den Liedern entlockt, täuschen ihr Gebild. Die

Wurdi's Dolch, Unschuldige, traf, die begleiten sie fern wie in Dämmerung, und die Skulda's mächtigerer Stab errettete, die schwebten umher in Triumph, hatten stolz mit Eichenlaub die Schläfe sich bekränzt." — „Die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht ertönten dem zürnenden Vaterlandsheer, folgen mit der Todeswunde. Bilder des Gesangs, ich beschwör' euch, ihr Geister! lehrt, führt mich den steilen, kühnen Gang des Hains, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!"

Nächtlich lauscht der Dichter dem fernen sterbenden Wiederhall des Bardengesangs im Hain. „Ach ihr Gesang ist nicht mehr! lange Jahrhunderte schon hat ihn in ihre Nacht herabgestürzt die Vergessenheit, und nur in öden dunkeln Trümmern der alten Celtensprache seufzen einige seiner leisen Laute, wie um Gräber Todesstimmen seufzen."

„Des Hügels Quell ertönt von Zeus, von Wodan der Quell des Hains. Weck' ich aus dem alten Untergange Götter zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf, so haben die in Teutoniens Hain edlere Züge für mich; mich weilet dann der Achäer Hügel nicht, ich geh' zu dem Quell des Hains. Ich seh' an den wehenden Lorbeer gelehnt, mit all ihren goldnen Saiten, o Grieche, deine Leier stehn, und gehe vorüber. Er hat sie gelehnt an den Eichensproß, des Weisen Sänger und des Helden, Braga, die inhaltsvolle Telyn; es weht um ihre Saiten und sie tönt von sich selbst: Vaterland! Ich höre des heiligen Namens Schall! durch alle Saiten rauschet es herab: Vaterland!"

Es ist ein weiter Umweg, auf dem der Dichter sich nach Deutschland gefunden hat, aber nun ist er auch entschieden, und sein Patriotismus wird streng und herausfordernd. „Was that dir, Thor! dein Vaterland? dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht bei seines Namen Schall!" Bei dieser Wärme seiner neugewonnenen Ueberzeugung scheint ihm nöthig, sich vor sich selber zu rechtfertigen, warum sie so spät erst gekommen.

„So schweigt der Jüngling lang, dem wenige Lenze verwelkten, wenn er dem silberhaarigen thatenumgebenen Greise, wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will. So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm winkte mir stets die strenge Bescheidenheit. Die Flügel wehten, die Laute schimmerte, und begann von selber zu tönen, allein mir bebte die Hand. Ich halt' es länger nicht aus, ich kann es nicht mehr verschweigen, was in der Seele mir glüht. Dir ist dein Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhm! O schone mein: — — Ich liebe dich, mein Vaterland! — — Ach sie sinkt mir, ich hab' es gewagt, es bebt mir die Hand die Saiten herunter! — Schone! schone!"

43 Jahr war Klopstock alt, als er sich zu diesem Geständniß entschloß. Eigen genug, daß in Kopenhagen, Riga und Zürich die Idealgestalt des deutschen Vaterlands aufgehn mußte!

„Nie war gegen das Ausland ein andres Land gerecht wie du. Sei nicht allzu gerecht! sie denken nicht edel genug, zu sehn, wie schön dein Fehler ist. — Einfältiger Sitte bist du, und weise, bist ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst, wohl dir! von dem Blut nicht der andern Welten. — Ich schweige und sinne dem edeln, schreckenden Gedanken nach, deiner werth zu sein, mein Vaterland!" — —

Im Geist dieser patriotischen Phantasien stimmte man jetzt Kriegslieder an, wie früher im Geist des Messias religiöse Klänge; die Flöte wurde durch dröhnende Blechmusik abgelöst. In allen Provinzen tauchten massenhaft „Barden" auf, welche die Altvordern priesen und sich gegenseitig anräucherten. Es war alles wieder gemachte Dichtung; im Streben nach dem Erhabenen verfiel man in Schwulst, die fehlende Kraft ersetzte man durch tobenden Lärm; der Empfindung wie dem Gedanken wurden Stelzen untergelegt, die alle freie natürliche Bewegung hemmten. Einer der lautesten dieser „Barden" war der Advocat Kretschmann in Zittau, dessen „Gesang Rhingulf's des Barden, als Varus geschlagen war", fast ebensoviel gelesen wurde als die „Herrmannschlacht". In Wien, unter Denis' Leitung, war eine rechte Brutstätte dieser Vorstellungen; auch bei Hofe wurden diese Heldendichter mit der Zeit populär, am Namenstage der Kaiserin Maria Theresia wurde ein glänzend ausgestattetes „Bardenfest" in Scene gesetzt.

So schmeichelte man sich, in der Kaiserstadt das lange gesuchte deutsche Vaterland endlich gefunden zu haben. Der junge Kaiser Joseph II. erregte große Hoffnungen, Denis, der Uebersetzer des Ossian, sammelte eine ganze Bardenschule; Männer von Stand, v. Gebler, v. Retzer, v. Ayrenhoff u. A. nahmen sich nicht blos als Mäcene der Litteratur an, sondern schrieben selbst Stücke; Sonnenfels, Sohn eines Landrabbiners, wußte als Journalist wie als Beamter für die Gesittung zu wirken: ein zweiter Gottsched, kämpfte er gegen die Zoten des Hanswurst, aber auch gegen die verkehrte Justiz.

9. März 1769 schreibt Gleim an Lessing: „Der Kaiser, sagt man, wolle eine deutsche Academie stiften; Klopstock soll ihr Präsident sein, Katholiken, Protestanten, Preußen und Sachsen zu Mitgliedern aufgenommen werden. Zwölf, in Wien gegenwärtig, sollen jeder 2000 Thaler

haben, 24 auswärts, jeder 1000." — Ueber solche Dinge verhandelte Klopstock allerdings mit Wien. Als höchste Schiedsrichterin über das Verdienst sollte die Academie beauftragt werden, Schriftsteller zu belohnen, junge Genies zu unterstützen, der Litteratur eine bestimmte Richtung zu geben. Für die beste Behandlung der Nationalgeschichte sollte man Preise aussetzen. Dazu kam eine Kupferstichsammlung und Aehnliches. Lessing und Gerstenberg bezeichnete Klopstock als die künftigen Dramaturgen des kaiserlichen Theaters.

Klopstock setzte Mai 1769 für die „Hermannsschlacht" eine Widmung an den Kaiser auf. „Diese Zuschrift soll zu den seltnen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob! Wenn der Geschichtschreiber redet, so lobt er nicht, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist und bald geschehn wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland — nicht aber Friedrich! und Deutschland war doch auch sein Vaterland! — und das will er durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen — Ich wünsche meinem Vaterland und Ew. Majestät selbst Glück. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen als bei dieser Vorstellung. Und mich deucht, ich höre schon mit dem frohen Beifall Aller, welche von Werth urtheilen können, die unentweihte Leier der Dichtkunst erschallen, und sehe die Geschichte aufstehn, den goldnen Griffel nehmen und sich dem dauernden Marmor nah'n." — Nachdem Klopstock auf Befehl den Ausfall auf Friedrich gestrichen, erhielt er zur Belohnung eine goldne Dose: — weiter erfolgte von Wien Nichts! — „Dein ehrenvoll Wort", seufzte Klopstock, „hältst du das dem Vaterland nicht, so schweigt auch von dir" (wie von Friedrich) „die ernste Wahrheitsbezeugerin, Deutschlands Telyn!" — Das deutsche Vaterland blieb noch lange eine gesuchte Größe! Auch Lessing, der, von Klopstocks Hoffnungen angesteckt, noch Aug. 1769 sich von Wien immer noch mehr versprach, als von dem „französirten Berlin", sollte bald enttäuscht werden.

25. Aug. 1769 besuchte Kaiser Joseph den König von Preußen in Neiße; das Publicum nahm an, es hätte eine vollständige Aussöhnung stattgefunden, und der Kaiser wurde seitdem auch von Preußischen Barden, z. B. Ramler, begeistert angesungen: wie recht hatte Lessing gehabt, als er vor zehn Jahren seine Berliner Freunde vor zu eifriger Parteinahme warnte! In der That hatten sich die beiden Fürsten nur sondirt; Joseph's Hauptzweck, das Russisch-Preußische Bündniß zu lockern, war mißlungen, und Friedrich schreibt unmittelbar nach der Unterredung: „j'ai pénétré, que c'est un homme dévoré d'ambition qui couve

quelque grand dessein, qui actuellement retenu par sa mère s'impatiente du joug qu'il porte." —

Wenn Klopstock sich nach Helden für sein Vaterland umsah, mußten seine Augen doch auf Preußen fallen. „Wenn ich der Erbprinz wäre", schreibt er nach Braunschweig, „so ließe ich Hermanns Schlacht unter freiem Himmel im Harz, just auf einem solchen Felsen im Thal der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen, und lüde einige Preußische Bataillons dazu ein!" — Er meinte die Roßtrappe: dort wollte er ein Hermannsdenkmal aufrichten. Die junge Freundin Winckelmanns, Angelika Kaufmann, die jetzt in London lebte, und von dort 29. Mai 1764 einen begeisterten Verehrungsbrief an Klopstock schrieb, mußte sich für ihn als Thusnelda malen, in einem mit Purpur verbrämten Leinengewand, einem Köcher auf der Schulter, die Arme bloß, einen Kranz von Feldblumen und Eichenlaub auf dem Haupt, auf einen eroberten römischen Adler freudetrunken herabblickend.

Es ist schwer, dieser vaterländischen Dichtung gegenüber, die doch im Grund nur aus ästhetischen Bedürfnissen entsprang, einen gewissen Humor zu unterdrücken. Doch hat sie auch eine andre Seite. Ohne Klopstocks feurige Oden wären Goethe's Oden kaum denkbar gewesen, und die Begeisterung für die deutsche Art, so stofflos sie schien, hat doch die Herzen der Jugend ergriffen. Freilich wußte man noch immer nicht, wo das Vaterland zu suchen sei: Wien und Berlin entzogen sich den Hoffenden, und in Kopenhagen empörte sich endlich das dänische Nationalgefühl gegen die deutschen Eindringlinge. 1770 mußte Graf Bernstorf weichen, Klopstock begleitete ihn in sein Exil nach Hamburg: 19 Jahre hatte er, mit geringen Unterbrechungen, in Dänemark zugebracht; er hat es nicht wiedergesehn, und die Freistadt Hamburg, in der er sich seitdem aufhielt, gab seinem Patriotismus eine andre, republicanische Färbung.

3.

Wieland und seine Schule.

1759—1771.

Klopstock's bardische Poesie und Denkart scheint gegen seine seraphische einen harten Gegensatz zu bilden; in dem herrschenden Zug seines Geistes war nichts geändert: er suchte für den Adel seiner Seele den angemessenen Boden erst in der Religion, dann im Patriotismus;

aber in beiden Perioden kam es ihm auf den Adel der Seele, den er auch Andern einflößen mochte, hauptsächlich an. Mit Wieland war indeß eine viel durchgreifendere Wandlung vorgegangen, eine ganz erstaunliche, er schien wie ausgetauscht; und doch hatten kühle und aufmerksame Beobachter es ihm vorhergesagt.

„Wieland's Muse", schrieb der Berliner Nicolai schon Febr. 1755, „ist ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen will wie die Bodmerische, die betagte Matrone, die beständig von Kasteiung des Fleisches redet und auf die verderbte Welt schilt, weil die Welt sie vergessen hat. Der alten Witwe zu Gefallen hüllt Jene sich in ein altväterisches Käppchen ein, welches sie garnicht kleidet; sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Wie bald sollte das in Erfüllung gehn!

Die Charakteristik Wieland's, welche Lessing Jan. 1759 in den Litteraturbriefen gab, ist hart bis zur Grausamkeit: er zählt sein ganzes Sündenregister auf, und geht bis zu seiner Knabenzeit in Klosterbergen zurück; er nennt ihn einen bedeutenden Dichter, weist aber nur auf seine Schwächen hin. Wieland wird gescholten wegen eines Standpunkts, den er bereits völlig überwunden zu haben glaubte: seine Werke aus dem Jahr vorher, ein Epos in Hexametern nach der Cyropädie und eine Tragödie „Johanna Gray" in fünffüßigen Jamben, mit starker Anlehnung an ein brittisches Vorbild, lernte Lessing nun erst kennen. „Herr Wieland", schreibt er Oct. 1759, „hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Freilich hat er von dort ein Idealbild mitgebracht, nach dem alle seine Figuren gleich farblos und unbedeutend aussehn: „der Mann, der sich so lange unter lauter Seraphim aufgehalten, findet auch unter uns schwachen Menschen eine Menge Seraphim. Wenn er lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, wird sich dieser Fehler des Gesichts schon verlieren." Was Wieland bisher geleistet, wird mit gerechtem aber bitterm Hohn besprochen.

Als Wieland 13. Juni 1759 aus Zürich nach Bern übersiedelte, war die Umstimmung bereits eingetreten. „Ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen. Die Zeit, wo Plato und Young mich entzückten, ist vorbei; mein Absehn ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury so bewundernswürdig gezeichnet hat. Der Weise, der alle seine äußern und innern Sinne

ausbildet, versteht allein die Kunst, zu leben. Ich werde mich nach und nach so zeigen wie ich bin.

In Bern verschenkte er schnell wieder sein Herz; diesmal war es eine geistreiche Häßliche, Julie Bondeli: sie stand vielen bedeutenden Männern ihres Landes nahe, verwünschte aber selbst zuweilen „le chien de métier d'une femme lettrée!"

„Mlle. Bondeli ist ein schreckliches Mädchen", schreibt Wieland 4. Juli an Zimmermann. „Sie redete mir in einem Zuge von Plato und Plinius, Cicero und Leibniz, Aristoteles und Locke, von gleichschenkligen Dreiecken — sie redete von Allem! Sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen. Sie hat Geist, Lectüre, Philosophie, sphärische Trigonometrie, aber — es giebt kein Mädchen im Oberland, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehn würde!" — 23. Juli: „Ihre Ahnung war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand ich schon ein vortreffliches Herz." — 29. Juli: „Sie ist nicht schön und nicht ganz gesund. Sie will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund sein."

23. Sept. „Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußere Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe . . . Ihr Besitz würde mich unaussprechlich glücklich machen, aber ich sehe keine Möglichkeit; ich müßte auf eine sehr anständige Weise etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen."

Der Aufenthalt in Bern dauerte nicht lang; seine Verwandten in seiner Vaterstadt Biberach verschafften ihm daselbst die Stelle eines Kanzleidirectors. Mai 1760 ging er dahin ab und blieb neun Jahre.

Die kleine Reichsstadt war paritätisch: ein katholischer, ein reformirter Bürgermeister; auch der große Rath halb der einen, halb der andern Confession angehörig. Hier lernte Wieland die ganze Misère kleinbürgerlicher Intriguen kennen, die er später in der „Geschichte der Abderiten" verwerthete. „Nirgend findet man eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgend hartnäckigere Vorurtheile, nirgend mehr Eifersucht, Neid, Trägheit zu Unternehmungen, Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen, als in kleinen Republiken."

Der Aufenthalt wurde Wieland um so mehr verleidet, da er um sein Amt einen verdrießlichen und langwierigen Proceß führen mußte. „Diese unseligen Geschäfte werden in die Länge meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben zu Grunde richten . . . Die Acqui-

sition eines Vermögens, das mich unabhängig machte, ist das einzige Mittel, dieser Katastrophe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heiraths-vorschläge gethan."

Wieland war wohl der verliebteste unter seinen Zeitgenossen. Kaum in Biberach angekommen, hat er schon eine Leidenschaft zu einer jüngern Schwester seiner früher angebeteten Sophie, einer Frau v. Hiller, und erzählt das ruhmredig seiner Julie: „Il en devînt amoureux", schreibt diese, „dès qu'il la vit, au bout de trois semaines il la crut déjà un modèle de perfection." Das dauerte einige Monate, dann kam eine zweite daran; eine dritte! es war, wie Julie schreibt, eine Reihe égarements du coeur et de l'esprit.

Bald darauf starb Juliens Vater: „ich behaupte", schreibt Wieland an Zimmermann, „daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind. Ich habe allerdings großes Unrecht gegen sie gehabt! Wäre ich in diesem Augenblick bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt" u. s. w. und an Julie selbst, etwas unverschämter: „je me prosternerai la face contre terre, je baiserai l'empreinte du sublime soulier de la céleste Julie, et si j'avais des moustaches, je vergeterai la poussière de ses pieds . . . et lorsque tout cela ne pourra rien obtenir, je l'insulterai, puisqu'elle n'est pas aussi céleste qu'il me convient qu'elle le fût . . ."

21. Oct. 1761 bemerkt Julie, die trotzdem den Briefwechsel fort-setzt: „Madame Laroche, sa véritable déesse de jadis, est dans son voisinage." — Sophie, gleichalterig mit Julie, wohnte mit ihrem Gatten Laroche im Schloß Warthausen, eine Stunde von Biberach, bei dem Grafen Stadion, einem Greis von höchster Bildung, Lebenskenntniß und Genußfähigkeit, ungläubig bis zum Cynismus. Laroche war von frühster Kindheit vom Grafen erzogen, der ihn abrichtete, Liebesbriefe im verschiedensten Stil zur Auswahl zu verfertigen, die dann der alte Herr je nach Stimmung benutzte. Die schöne Sophie hatte für Unterhaltung des vielverlangenden Herrn zu sorgen, ihr Gatte ordnete zu dem Zweck ihre Lectüre. In diesem Herrenhaus kamen Wieland, der sofort Zu-tritt fand, die Kleinstädtereien seiner Abderiten in Biberach doppelt ab-geschmackt vor. „Warthausen ist mir der Mittelpunkt der Welt! ich ziehe es allen bezauberten Schlössern Ariost's vor."

Nebenbei huldigte er andern Reizen: seit Mai 1763 hielt er ein junges Mädchen aus den untersten Ständen aus, ein Naturkind wie Demokrit's Gulleru, was den Abderiten von Biberach großen Anstoß gab.

Sophie stattete über diese Dinge ihrer neuen Freundin Julie getreulich Bericht ab. In seinen Dichtungen spricht sich die veränderte Stimmung aus.

„Es ist lange her, daß ich Enthusiast, Ascet, Hexametrist und Mystiker gewesen bin; jetzt hat Plato dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz gemacht; die Harmonie der Sphären ist den Arien des Galuppi gewichen. Ich amüsire mich, die ungereimtesten Possen zu Papier zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine Sprache zu reden, welche sie nicht verstehn, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit an."

Um den Aberglauben an die übersinnliche Welt zu bekämpfen, schrieb Wieland seit 1763 „Don Sylvio de Rosalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei": das Buch sollte ein Feldzug gegen die Feenmärchen sein, die in Paris verschlungen wurden: eigentlich hatte Wieland für die Feenmärchen mit ihren üppigen Farben und Abenteuern eine entschiedne Vorliebe, und das in „Don Sylvio" eingeschobene Märchen vom Prinzen Biribieker — wenigstens ebenso schmutzig als „les bijoux indiscrets" oder „le sopha" — leistet an bunter Ueppigkeit das Mögliche: eine Probe von dem, was man im eleganten Cirkel von Warthausen goutirte! Von der Einkleidung des Buchs ist nicht viel Gutes zu sagen: Sprache, Periodenbau, Erfindung, alles ist langweilig, der Humor bei allem Cynismus nicht kühn, und die Lebensklugheit, der denn doch das Beste fehlt, spreizt sich im Uebermaß.

„Qui semel verecundiae fines transiit", schreibt Wieland Mai 1764 an Geßner, indem er ihm den „Endymion" überschickt, „eum oportet graviter esse impudentem. . . Wenn die Uz, die Lessing, die Nicolai sich lustig machen über mich und die Erfüllung ihrer Weissagungen: grand bien leur fasse!" — „Endymion" war die erste der „Komischen Erzählungen", in denen Wieland sich dem erstaunten Publicum zeigte, wie er nun geworden war; es folgten „das Urtheil des Paris", „Ganymed", „Aurora und Cephalus", großentheils nach dem Lucian, aber die Zoten des alten Schriftstellers sind bei weitem überboten. Eudämonistisch war seine Gesinnung bereits, als er noch unter den Seraphim weilte; auch im Jenseits suchte er, was er sich vorläufig im Diesseits versagte: wollüstigen Farbenschmelz. Nun hatte er eingesehn, daß man das näher haben könne, und wie ein Mönch, der die Kapuze abgeworfen, tobte er lärmend gegen alle Ideale; die crudesten Farben waren ihm grade recht, er konnte nicht anders. Als Refrain geht durch die „Komischen Erzählungen": alle Liebe ist nur verschleierter Geschlechtstrieb! Er sprach mit der Hitze eines Neubekehrten: wenn er

alles was über das Sinnliche hinausging, als Schwärmerei oder Heuchelei verspottete, glaubte er der Welt eine segensreiche Wahrheit zu verkünden.

„Wieland triumphirt in seinem Elend!" schreibt Bodmer entrüstet 29. Aug. 1764. Zuletzt mußte Julie für den treulosen Liebhaber eintreten. „La grande franchise l'a perdu: il sentait assez qu'il eut été plus utile pour lui de menager la décence civile et de conserver son ancienne réputation, mais il ne peut et ne veut abuser personne. On devrait lui tenir compte de ce caractère de vérité qui le suit jusque dans les choses que les plus honnêtes gens aiment à cacher". Julie war indeß mit Rousseau in Briefwechsel gekommen: „elle réunit", urtheilt dieser, „la solidité et le coloris, la raison d'un homme et l'esprit d'une femme, la plume de Voltaire et la tête de Leibniz!"

Oct. 1765 heirathete Wieland. „Ich bin in meinen Arbeiten durch eine Vorfallenheit unterbrochen worden. . . Ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Ich habe ein Weib genommen oder, eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn sie ist ein kleines, ganz artiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe zulegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind. . . Meine Frau ist hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätension, die man bei den großen Schönheiten vergebens macht. . . Sie ist kein bel esprit und hat keine einzige meiner Schriften gelesen."

So war nun Wieland dahin gekommen, in der häuslichen Existenz von den poetischen Idealen völlig zu abstrahiren und sein ideales Bedürfniß theils im Harem platonischer Jugenderinnerungen, theils in dem Gaukelspiel phantastisch-orientalischer Einbildungen zu sättigen. Sophie spielte immer die Hauptrolle; die Correspondenz ist mitunter sehr possirlich.

„Femme divine! comment peut-on vous connaître, comment peut-on vous avoir aimé, et être sensible pour aucune autre femme du monde! Cruelle! vous ne sentez pas combien vous me devez de réparations! Vous qui avez privé la postérité de tous les beaux vers que j'aurais faits, si vous aviez continué de jouer le rôle de ma Muse! vous qui êtes la véritable et unique cause de toutes les infidélités que j'ai fait à tant d'aimables femmes, m'ayant ôté le droit de vous aimer sans me rendre la faculté d'aimer autre chose que Vous." In diesem Jargon geht es Bogen lang fort; die gute

Ehefrau läßt sich bei der Gelegenheit immer der verehrten Freundin empfehlen, von der sie menschlich behandelt wird.

Der wunderliche Anfang dieser Ehe würde geeignet sein, über den weiteren Verlauf derselben bedenkliche Vorstellungen zu erwecken; sie fiel aber sehr gedeihlich und glücklich aus. Obgleich Wieland's Gattin nur ausnahmsweise in die Poesien ihres Mannes blickte, wuchsen sie immer inniger ineinander, und Wieland hatte am Abend seines Lebens allen Grund, seine Wahl glücklich zu preisen. Seine eigne romantische Frivolität spielte nur auf der Oberfläche; er war im Grund des Herzens ein braver Mann, von Natur auf das ehrsame bürgerliche Familienleben angewiesen, das er in seinen poetischen Versuchen als Spießbürgerei verhöhnte. Dieser Hohn entstammte hauptsächlich aus der Lectüre der französischen Rococodichtungen, die ihm seine nächsten Umgebungen verleidete.

„Es war eine Zeit", erzählt Wieland's Freund und Biograph Gruber, „wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Reifröcken angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisirthurm eingeschnürt dasaß, während die alten Basen in Gottschedscher Breite sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten." — Das treffendste Bild dieser ehrbar possirlichen Spießbürgerei giebt der Verfasser eines komischen Heldengedichts in Prosa, „Wilhelmine", das bald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens erschien. „In einem Städtchen voller Zwang, dem Sitz verjährter Kleinigkeiten, wo Lust und Scherze zu verbreiten, es keinem Dichter noch gelang, wagt' ich's aus Einsamkeit, und sang." So leitet der Verfasser, Kammerjunker v. Thümmel in Gotha, seine Erzählung ein. „Der Gott der Jugend und der Liebe verlieh mir Lust und Feuer zu diesem Heldenlied. Ich spielt' es ohne Kunst und Müh' zum Spotte der Pedanterie. Doch hab' ich auch erhabne Thoren, schön, reich geputzt und hochgeboren, die Lieblinge der großen Welt, dem schwarzen Helden zugesellt." Der „schwarze Held", der „Pedant", ist ein Pastor, Magister Sebaldus, dem ein Hofmarschall seine abgelegte Mätresse zur Frau giebt. Die vorausgehende Intrigue und die Hochzeit ist mit so übermüthiger Laune und so drollig erzählt, daß man herzlich lachen muß; aber es bleibt arg, wie übel dem so wichtigen Stand der Geistlichkeit mitgespielt wird! Seit Rabener's Satiren hatte sich darin die Gesinnung nicht verbessert, ja Thümmel wagt, wovor man sich früher doch gescheut, ein spöttisches Licht selbst auf Luther zu werfen: derselbe

erscheint dem Magister im Traum, und räth ihm zu. Als die Freunde daran Anstoß nahmen, wurde der Reformator in den Amor verwandelt.

In diesem geist- und gemüthlosen Rococotreiben findet sich der Dichter der „Wilhelmine" vollkommen zurecht, und schildert es mit Behagen, als ob es so sein müßte. Nicht so Wieland, der sich wohl die Frivolität, nicht aber die Geistlosigkeit gefallen ließ, und es für seine Aufgabe hielt, den Abderiten seiner Umgebung ein neues romantisches Ideal poetisch darzustellen.

Ein Ideal, wie er es bei Crebillon, Voltaire und Gresset fand: die eleganten, leicht beweglichen Marquis, die kein andres Geschäft hatten, als verliebte Abenteuer zu suchen; zierlich, geputzt, in den buntesten Farben. Und diese modernen Marquis versinnlichten ihm ein weiteres Ideal, wie er es in den Ritterbüchern fand, im Amadis, in den Fabliaux, im höheren Sinn bei Ariost, Cervantes und Shakespeare. In dies alte romantische Land wollte der Weltbürger einen Ritt machen, daß dem deutschen Pfahlbürger der Mund wässern sollte!

Freilich suchte er das Ritterthum nicht als Gläubiger, so wenig es Ariost gethan; nur spielen wollte er mit den Idealen. Wie die alten Troubadours sann er in seiner einfachen Wohnung lustige Geschichten aus, um die vornehmen Gönner auf dem Fürstenschloß zu unterhalten, und namentlich die Châtelaine, welche zugleich die Dame seines Herzens war. Diese auserlesene Gesellschaft, und die ihr sonst im Reiche glichen, war dem materiellen Glanz seiner lüsternen Bilder zugänglicher als der Kreis des Bürgerthums, zu dem er gehörte.

Quellen für seine Erfindungen fand er genug in der Bibliothek zu Warthausen, hauptsächlich französische.

„Ich amüsire mich", schreibt er Juli 1766, „schon Jahr und Tag an einer Composition in Stanzen; von 1200 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, habe ich schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und unter uns, ich bewundre mich bisweilen selbst wegen des seltnen Talents, welches ich für die Reimerei habe. Aber — was für ein Stoff! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unsrer Nation zu einem Werk sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines Gleichen weder hat noch hoffentlich je bekommen wird. Die Quintessenz aller Abenteuer und Feenmärchen. . . Und unter dieser frivolen Außenseite Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satire, Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz Alles, was Sie wollen, mit Zaubereien,

Geistergeschichten, Zweikämpfen, Centauren, Hydern und Gorgonen so schön durch einander geworfen, in einem so mannigfachen Stil, so leicht gemalt, so leicht versificirt, so tändelhaft gereimt! Sie haben schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehn als Idris und Zenide, diese heteroklite Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr."

„Die Welt ist längst der Kurzweil satt, den zornigen Achill, die zärtlichen Aeneen mit andern Namen auferstehn und lächerlich verkappt in neuer Tracht zu sehn. Was in Homer das Recht, uns zu gefallen hat, wird in der Neuern Mund oft schwülstig, öfter platt! Fühlt dein Busen Muth genug, so wage dich in Welten, worin die Phantasie als Königin befiehlt, wo alle Dinge nur so viel wir wollen gelten. Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt, mißfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten."

„Durch ein verwickeltes Gewinde von Feerei und Wundern fortgeführt, sei, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich finde, und nahe stets dem Ziel, indem er es verliert." Die Fäden laufen im „Idris" grade so verworren durch einander wie im „Rasenden Roland." Aber Ariost verfügte über eine wohlbekannte, vielfach bearbeitete, mit der ganzen Bildung der Zeit verflochtene Sagenwelt; dadurch kam bei aller Tollheit der Erfindung in die Thatsachen wie in die Figuren eine größere Consistenz; bei Wieland ist Alles willkürlich. Sein Zweck ist Reichthum der Bilder, und Einzelnes ist kunstvoll ausgeführt, z. B. die Versteinerung der in einer wüsten Orgie begriffenen Gruppe von Faunen und Centauren; aber das Ganze ermüdet. Eigentlich geht in dieser Schlaraffenwelt, wo das Schwert nur zum Schein gezückt wird, gar nichts vor, das Heldenthum ist ein wohlfeiles Geschäft geworden, und auch die Genüsse in dieser weichen, lauen, erschlaffenden Atmosphäre kommen immer auf dasselbe heraus: persische Weine, kostbare Perlen, elegante Toiletten, blendend weiße Körper, schmachtende Augen, wollüstige Küsse u. s. w. Man würde wie im Traum sein, wenn für den Traum die Erzählung nicht zu lärmend wäre.

Von den beiden Helden geht Idris einer Dulcinea nach, und bewahrt trotz aller Angriffe die Treue, während Itifall unbesehens jede Schöne an sein Herz drückt. Wer behält Recht? — Wieland hat die Geschichte nicht zu Ende geführt. „Idris" muß, so gut wie die koïsche Venus, ein ewiger Torso bleiben, die folgenden Situationen sind insoutenabel!" so schrieb Wieland, als er (April 1767) sieben Gesänge fertig hatte.

Im Versbau geht **Wieland** auf der Bahn Hagedorn's und Gellert's weiter: der Alexandriner liegt zu Grunde, aber er wird frei behandelt, mit beliebigen Abkürzungen, und doch wird ein gewisser Strophenbau angestrebt. Aber die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des poetischen Ausdrucks hat durch ihn sehr gewonnen. Im „Amadis" versucht er es anders: die hüpfenden Anapäste sollen eleganter klingen, sie sind aber viel unruhiger.

Der „Neue Amadis" macht wieder Jagd auf Ideale, eine Liebesirrfahrt folgt immer auf die andre: Leoparde, Chatouilleuse, Colifichon, Dindonette u. s. w. Die Originale gab die Gesellschaft zu Warthausen her. Ziemlich starke Dinge gehn vor. „Ich bitte tausendmal ab, daß solche Lästerungen, wobei mir selbst die Haare zu Berge stehn, auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehn! Doch wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt und scherzend Weisheit lehrt, für fremde Sünden zu hassen?" — Am Schluß der Irrfahrten gewinnt eine geistreiche Häßliche, deren Namen Olinde anagrammatisch an Bondeli erinnert, den Preis.

„Ich habe", schreibt **Wieland** Aug. 1766 an **Zimmermann**, „eine Menge Sujets; das Publicum wird vielleicht eher müde werden zu lesen als ich zu reimen, so groß ist der Reiz bei diesem seltsamen Hexenwerk." Diese lustige Romantik war Wieland's echter dichterischer Beruf, und er hat noch vieles Schöne darin geleistet; aber sein Ehrgeiz ging noch einer andern Aufgabe nach.

Da **Wieland** seine Schwärmerei überwunden hatte, bildete er sich ein, eine ungemeine Menschenkenntniß erworben zu haben. Weil er die kleinen Schwächen seiner Umgebungen leicht durchschaute, schmeichelte er sich, hinter das tiefere Gesetz des Lebens gekommen zu sein, und hielt sich für verpflichtet, diese neu gewonnene Weisheit dem Publicum nicht vorzuenthalten. Daraus ging ein zweiter Stil seiner Dichtung hervor, der lehrhafte, der sich am bequemsten in der Form des Romans durchführen ließ.

Er war Schwärmer gewesen, und lachte nun darüber; aber sein ehemaliger Bildungszustand fuhr fort, ihn zu interessiren und ihn zur Darstellung zu reizen. Cervantes' Humor gab ihm einen Wink, wie das zu machen sei. „Die meisten Romanschreiber und selbst einige Historiker schildern Helden, wie sie nie gewesen sind; sie schieben uns statt der wirklichen idealische Personen unter. Nun meine ich, es würde lustig zu lesen und nicht unnützlich sein, die Helden einmal zu schildern, wie sie wirklich sind, das heißt als eine Art von Don Quixoten."

Eine Art von Don Quixote sollte auch „Agathon“ sein. Geplant war der Roman schon früh. „Ich schildre“, schreibt er Jan. 1762, „mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünsche.“

Also eigne Erlebnisse, aber nach Griechenland in die Zeit des Sokrates zurückverlegt: der erste Culturroman, den wir in Deutschland haben. Freilich werden die griechischen Sitten stark nach französischen Modellen ausgemalt.

Der schöne Agathon, wie der Jon des Euripides, wird in Delphi zum Priester erzogen und, ohne daß er es merkt, von der verehrten Pythia mit wilder Brunst verfolgt. Er hat eine unschuldige Neigung zu Psyche, die sich später als seine Schwester erweist; er ist Schwärmer, wie Wieland zur Zeit der seraphischen Gedichte. Durch sonderbare Zufälle kommt er als Jüngling an die Spitze der Republik Athen, und regiert recht gut, wenn auch etwas schwärmerisch; der Undank der wankelmüthigen Republicaner schickt ihn in die Verbannung. So finden wir ihn bei Eröffnung des Romans. Eine Schaar rasender Mänaden will ihn zerreißen oder todtküssen, eine prächtige Scene. Seeräuber nehmen die ganze Schaar gefangen; auf dem Schiff findet er Psyche wieder, die durch die Eifersucht der Pythia aus Delphi vertrieben war; in Smyrna wird er als Sclave verkauft. Erfindung und Farbe sind aus Heliodor, die Nachbildung ist vortrefflich.

Nun aber tritt die lehrhafte Seite des Dichters hervor. Agathon's neuer Herr, Hippias, ein atheistischer Doctrinär, will ihn zu seinem Schüler machen, und disputirt mit ihm über die Natur der Liebe, der Tugend, der Glückseligkeit sehr ausführlich, sehr oberflächlich und sehr langweilig. Hippias' Weisheit ist ungefähr die des Helvetius. Es gelingt ihm nicht, den jungen Platoniker zu bekehren, der ihm vielmehr mit glühender Röthe im Gesicht, ein zürnender Apoll, antwortet: „Du erklärst die Ideen von moralischer Vollkommenheit für Phantasien? So wie ich hier bin, Hippias, biete ich den Verführungen aller deiner Tänzerinnen Trotz; eine einzige jener Phantasien ist hinreichend, all deine Blendwerke zu zerstreuen! Die Schwärmerei der Tugend würde den Erdboden in ein Elysium verwandeln, wenn nicht deine Grundsätze, so weit ihr Gift reicht, Elend und Verderben ausbreiteten!“

Den ungelehrigen Knaben zu beschämen, führt ihn Hippias in das Haus einer vornehmen Buhlerin, der schönen Danae, ehemaligen Geliebten des jungen Cyrus. Diese läßt die gefährlichsten Künste spielen,

und die Erzählung wird wieder sehr unterhaltend. Agathon hatte zu sehr auf seine Grundsätze gebaut. „Die Stärke seiner Empfindungen rieb sich an sich selbst ab. Seine Einbildungskraft pflegte in solchen Fällen so lange in gradem Lauf fortzuschießen, bis sie sich genöthigt fand, umzukehren. Nun glaubte er, daß seine Leidenschaft für Danae durch die Vollkommenheit des Gegenstandes gerechtfertigt würde." — Danae siegt.

„So vorzüglich ihm vorher die unschuldigen Freuden der ersten, noch unerfahrenen Liebe schienen, so wesenlos fand er sie jetzt im Vergleich mit dem, was ihn Danae in ihren Armen hatte erfahren lassen. Psyche schien zu nichts Andrem bestimmt gewesen zu sein, als die Empfindlichkeit seines Herzens zu entwickeln und ihn fähig zu machen, die Vorzüge der unvergleichlichen Danae zu empfinden."

Hippias scheint also Recht zu behalten: grade der Idealismus hat den Idealisten im entscheidenden Augenblick wehrlos gemacht. Er fand sich endlich unvermerkt auf dem Punkt, wo ihm ein großer Theil seiner vormaligen Ideen belachenswerth vorkam.

Aber das soll nicht das letzte Wort sein: Hippias wird beschämt, da er zu triumphiren glaubt: die schöne Danae hat gesiegt, aber nicht durch rohe Sinnlichkeit, sondern weil sie selbst eine schöne Seele ist — Ausdruck und Begriff treten hier zum ersten Mal in einer gewissen Breite auf — und sie selbst wird durch die Liebe umgewandelt. Sie wird eine tugendhafte Matrone, der Agathon, als er sie später wiederfindet und ihre Geschichte erfährt, ehrerbietig die Hand küßt. Es wird nachträglich gezeigt, durch welche Verführungen diese „ursprünglich edle Seele" vom Pfad der Tugend abgekommen; wie man selbst ihre edelsten Regungen gegen sie mißbraucht hat. Obgleich aber diese Vorgeschichte sie entschuldigt, legt sie sich doch selbst, sittlich geläutert, die Buße auf, dem Besitz des geliebten Agathon zu entsagen.

Die große Politik, welche Wieland seinen nunmehr welterfahrenen Helden am Hof des Tyrannen Dionys treiben läßt, und welche den Idealisten Plato beschämen soll, sieht altklug genug aus; er ist in seinen Mitteln nicht wählerisch, und weiß sich allen möglichen Launen anzubequemen: aber das Ende ist doch, daß er ebenso erfolglos abziehn muß als Plato.

Der erste Band des „Agathon" erschien 1766, der zweite 1767; die Vollendung des Romans nahm noch mehrere Jahre in Anspruch, und Wieland versuchte, zwischen die Systeme des Hippias und des Plato ein drittes, ausgleichendes, des Archytas, einzuschieben, das im

Verstand die kalte Denkart des Ersteren annehmen, aber im Herzen die Fähigkeit des Enthusiasmus nicht ganz ausschließen sollte.

Wiederholt hat Wieland versucht, moderne Sitten, Empfindungen und Interessen nach Griechenland zu projiciren. Darunter ist vieles ganz schwach, nur die „Abderiten" und „Aristipp" lassen sich sehn. Der letztere Roman enthält ein Gesammtgemälde des Sokratischen Zeitalters, reichhaltig und nicht schlecht componirt: die schöne Hetäre, Laïs kommt besser heraus als Danae. In den Gesinnungen hat sich wenig geändert, nur spricht sich die Parteinahme für die Aristippische, d. h. eudämonistische Philosophie viel einseitiger und dogmatischer aus als im „Agathon." Der „Aristipp" erschien ein Menschenalter später als „Agathon", und enthielt doch nicht Wieland's letztes Wort, der zwischen Gefühlsseligkeit und Aufklärung bis an sein Ende schwankte; der bleibende Grundsatz war nur, man dürfe weder das eine noch das andre übertreiben.

Diese vermittelnde Stellung, die er in den sittlichen Fragen einnahm, suchte er sich auch in den politischen zu geben, für die er sich ganz besonders berufen glaubte; in der That urtheilt er über manche Fragen, die den Staat betreffen, treffend genug. Aber er verkannte die ewige Wahrheit, daß im öffentlichen Leben nur die Leidenschaften productiv sind, und daß diese sich nur sehr selten in der Mitte zwischen zwei Extremen bewegen, und so macht er mit seiner Altklugheit meist den Eindruck der Unproductivität.

Gleichwohl hielt er für seine Pflicht, das Publicum unausgesetzt in seine politische Ueberzeugung einzuweihen; er hielt darüber später wiederholt Vorlesungen. Wenn er in den Romanen seine Politik in die griechische Welt transponirte, so versuchte er es einmal auch mit einem ganz erdichteten Lande. Der „Goldne Spiegel" (1772) liegt der Zeit nach zwischen „Agathon" und „Aristipp"; er erzählt den allmäligen Verfall eines großen Reichs, Scheschian, in welchem die Schahs nur ihrem Vergnügen leben, sich um das Wohl der untern Classen nicht kümmern, und den Bonzen, Derwischen u. s. w. das Feld überlassen, woraus zuerst eine allgemeine Unzufriedenheit, dann Aufruhr und Bürgerkrieg, endlich eine hoffnungslose Anarchie hervorgeht. Indeß der letzte Sproß der legitimen Herrscherfamilie, Tifan, in ländlicher Einsamkeit von einem Philosophen in Wieland's Art zur Tugend, Mäßigung und Weisheit erzogen, besteigt endlich den Thron, und giebt zehn Jahre hindurch so weise Gesetze, daß alle Unsittlichkeit in seinen Staaten aufhört.

Als Roman betrachtet, ist dies Lehrbuch viel schwächer als der „Agathon"; er steht hinter Crebillon, aus dem Wieland zum Theil seine

Schilderungen geschöpft, weit zurück; keine Figur kommt rund heraus, die ganze Geschichte ist physiognomielos, es wird eigentlich nur moralisirt. Dabei ist in den Idealen ein seltsamer Widerspruch: es wird ein Normalvolk von den einfachsten Sitten geschildert, aber wohl ausgestattet mit gestickten Tapeten, Spitzen und Marmorbildern, als ob solches Raffinement des Luxus nicht Theilung der Arbeit, und einen starken Unterschied der Stände und Bedürfnisse voraussetzte! Aber den Luxus des Rococo konnte bei Wieland auch ein Naturvolk nicht entbehren.

Jede Einschränkung durch parlamentarische Formen wird verworfen; der aufgeklärte Monarch soll sich allerdings durch das Volkswohl bestimmen lassen, aber es wäre der größte Fehler, seine Gewalt zu theilen. Es steht gut um den Staat, wenn jeder Einzelne für seine eigne Glückseligkeit sorgt, sich aber im Hinblick auf die Andern in seinen Ansprüchen mäßigt; die wahre Aufgabe des Staats liegt darin, das Interesse des Einzelnen zum Interesse des Gemeinwesens zu machen. Daß ein Staat eine nationale Grundlage haben muß, daß er als Organismus nothwendig den Trieb der Expansion hat, davon ist in diesem weltbürgerlich liberalisirenden Buch keine Ahnung.

Diese politisch-sittlichen Betrachtungen waren doch nur Verstandessache; in das Innere seiner Empfindung führt Wieland seine Leser durch das Gedicht ein: „Musarion oder die Philosophie der Grazien." Es ist nach französischen Mustern, halb in Prosa. Der junge Phanias, von der schönen Musarion kalt behandelt, weil er sie mit seinen Schwärmereien langweilt, zieht sich mit einem Stoiker und einem Pythagoreer in eine abgelegne Hütte zurück, um dort dem Nachdenken und der Tugend zu leben. Dort sucht ihn Musarion auf und beschämt die Philosophen: der eine betrinkt sich und übernachtet im Stall, der andre ergiebt sich sexuellen Genüssen. In Musarion's Schule lernt nun der junge Mann „die reizende Philosophie, die, was Natur und Schicksal uns gewährt, vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt; die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite betrachtet" u. s. w. — „Musarion ist ein getreues Abbild meines Geistes; das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kälte; die Sokratische Ironie, welche das allzu strenge Licht der Wahrheit zu mildern sucht; Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, welche mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen." Wieland betrachtet Alles „dans une sorte de Clair-obscur ou de Clair-de-lune qui me cache bien de défauts et qui rend les beautés plus touchantes que le jour céleste et éthéréen et toutes les idées sublimes, graves et sombres

qui s'y rapportent.“ Er versagt es sich, von Ideen und Seelen zu reden, es sind ihm davon aus alter Zeit nur einige dunkle Reminiscenzen geblieben. Er ist nun für Deutschland der lauteste und beliebteste Apostel des schrankenlosen Eudämonismus, wie ihn zuerst das französische Rococo ausgebildet hatte. Namentlich in Wien hatte er eine zahlreiche und eifrige Schule, die mit den Anhängern Klopstock's nicht selten handgemein wurde. — Der „Agathon“ hatte den lauten und warmen Beifall Lessing's gefunden; „Musarion“ wurde das Lieblingsbuch der jüngern Generation.

In Norddeutschland sprach sich am lautesten für Wieland die Klotzische Schule aus, jene schmähliche Cameraderie, die sich gegenseitig anräucherte, alle, die nicht zu ihr gehörten, verläumdete, und durch ihre laxe Moral auf die deutsche Bildung den übelsten Einfluß übte. Am engsten wurde ihre Verbindung mit Wieland, als dieser Juni 1769 eine Professur in Erfurt antrat, welche Stadt von einem Statthalter des Kurfürsten von Mainz regiert wurde. Dort hausten Klotzen's nächste Verbündete: Riedel, Meusel, Chr. Schmid; der schlechteste von allen der liederliche und flache Theolog Bahrdt. Die Sitten dieser Gesellschaft waren locker, der Ton streifte an's Schmutzige, und Wieland wurde als Einer betrachtet, der dazu gehöre.

Diese Klotzische Schule, so stark sie an den Cynismus streifte, behielt doch auch Fühlung mit den empfindsamen Poeten der Zeit. Sie waren alle nicht blos sehr verliebt, sondern sie hielten die Verliebtheit für eine wichtige Angelegenheit, in der man schwelgen könne. Für beide Seiten ihres Wesens hatte Wieland ein volles Verständniß: er war empfindsam gewesen, und noch immer sehr verliebt, trotz der kalten Menschenkenntniß, die er sich angeeignet zu haben glaubte.

So ließ er sich durch seine Anhänger in Erfurt, die ihn selbst als großen Dichter feierten, nicht ungern mit den verliebten kleinen Poeten in Verbindung setzen, die sich in Halberstadt um Gleim gruppirten, und sich mit Klotz nebst seinem Anhang verbrüderten. Der hervorragendste darunter war Georg Jacobi, Sohn eines Kaufmanns in Düsseldorf, ein schwächlicher zart organisirter Jüngling von kleinem Körperbau, der sich aber von frühster Jugend auf Eroberungen weichgestimmter Frauenseelen legte, und in zierlichen Anakreontischen Gedichten stark war. Die Art seiner Empfindsamkeit bezeichnet am besten ein Brief, den er April 1768 nach der Lectüre Sterne's schrieb. „Einem Cirkel von gefühlvollen Frauenzimmern las ich vor einigen Tagen „Yorik's Reise“ vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciscaner Lorenzo, welcher

Yorik um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab. Der gute Mönch war gestorben; Yorik saß bei seinem Grabe, zog die kleine Dose hervor, riß einige Nesseln zum Kopf des Begrabenen und weinte. — Wir sahen einander stillschweigend an; ein Jeder freute sich, in den Augen des Andern Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorik hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt; und der Franciscaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende canonisirt zu werden. . . Wir Alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf wir mit goldnen Buchstaben Pater Lorenzo und Yorik setzen ließen. Wir thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franciscaner etwas zu geben, der uns um eine Gabe ansprechen würde. Sollte in unsrer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehn. Unsre Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehn haben. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben; wir wünschten, daß auch auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk als ein uns heiliges Ordenszeichen. Vielleicht habe ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose reicht: ihn werd' ich so vertraut als nach gegebenem Zeichen ein Freimaurer den andern umarmen."

„Kein Reiz", schreibt derselbe ein andermal, „wenn man auch bis zu ihm durch dreifachen Flor durchdringen muß, ist für meine Muse verloren." Tänzerinnen auf der Bühne, Bürgermädchen, zarte Gräfinnen, alles setzt ihn in Begeisterung; fast täglich schreibt er süßliche und fade Liebesbriefchen. Wo es ihm an eignen Einfällen fehlt, dichtet er den „purpurrothen süßen Mund" den Spaniern oder Italienern nach. An Klang fehlt es ihm nicht; in spätern Gedichten hat er mitunter einen recht zarten Ton gefunden. Ueberglücklich ist er, wenn man ihn einmal „gefährlich" nennt: er war überzeugt, vielfach angebetet zu sein, und flatterte von Einer zur Andern. Er ist der eigentliche Frauendichter jener überwiegend frauenhaften Zeit.

„Mich dünkt", schreibt ihm Wieland Juni 1769, „Sie sind von der Natur bestimmt, unser Gresset zu sein": d. h. der von Natursehnsucht

angehauchte Dichter des reinen Rococo. Jacobi mit seinen poetischen Freunden setzten im Grund die alte Anakreontische Schule fort, aber Klopstock hatte doch gewirkt, auch die Lust konnte man sich nicht ohne Empfindsamkeit denken: man wollte nicht blos tändeln und küssen, sondern zugleich anbeten. Man wollte verhätscheln und sich verhätscheln lassen.

Sophie Laroche, als ihre Tochter ihr Jacobi's „Sommerreise" vorliest, schickt ihm Nov. 1769 eine Statuette des Amor, als Canonicus verkleidet, mit der Andeutung, er sei das Urbild des Mannes, für den einst das Herz ihrer eben erst dreizehnjährigen Tochter schlagen solle. Der „Canonicus" bezog sich auf eine Präbende in Halberstadt, die ihm Gleim verschafft hatte: dort weilte eine ganze Reihe junger Liebesdichter, die sich wöchentlich im „Tempel der Liebe und Freundschaft" ihre Gedichte vorlasen. Wöchentlich wurden außerdem zwischen ihnen die verliebtesten Briefe gewechselt und dann sofort dem Publicum vorgelegt. „Beide Verfasser", berichtet Klotz, „unterhalten sich größtentheils von den Kriegen und Siegen des kleinen Gottes; sie geben auf alle Mienen des schalkhaften Knaben Acht, und es scheint, daß sie jeden Seitenblick desselben verstehn." — Die alte Karschin ist etwas betroffen über eine Liebe, „die seit dem Untergang des griechischen und römischen Glanzes nicht mehr gebräuchlich gewesen ist. Diese Liebe besteht in einer genauen Geistervereinigung, aber es werden zuviel Küsse dabei ausgetheilt. Ich begreife die Möglichkeit der Sache, ich weiß, daß man auf die Art lieben kann; doch je mehr ich dies weiß, je mehr ist mir empfindlich, daß Sie (Gleim) ehedem meine ebenso Platonische und vielleicht aufrichtigere Liebe mißbilligten."

Bald nach seiner Ankunft in Erfurt gab Wieland einen Roman seiner Freundin Sophie Laroche heraus, die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim". Sophie v. Sternheim, das Ebenbild der Dichterin, ist das Muster einer schönen Seele. Sie ist voll Mitleid, und versäumt an keinem Ort, wo sie zufällig hinkommt, Almosen auszutheilen, in solcher Menge, daß man schwindelt, wenn man die Summen zusammenzählt: freilich ist diese Wohlthätigkeit auf dem Papier nicht kostspielig. Natürlich wird sie von aller Welt angebetet. Sie ist bescheiden, aber unterläßt auch selten, sich im Spiegel den Ausdruck ihrer Bescheidenheit anzusehn. Sie bleibt tugendhaft, selbst unter schweren Versuchungen, wobei die Kühle ihres Temperaments ihr zu statten kommt; darin unterscheidet sie sich von der Neuen Heloïse. Sie bildet ihren Geist nach allen Richtungen, durch Sprachen, Philosophie, Wissenschaft und Kunst. Nach längern Leiden entläßt sie die poetische Gerechtigkeit zum Schluß

als reiche, vornehme Frau, die, von der guten Gesellschaft verehrt, mit vollen Händen Wohlthaten spenden darf. Es ist ein Pastellgemälde im Rococostil, nicht viel kräftiger ausgeführt als Gellert's „schwedische Gräfin", aber es zündete ungemein unter den deutschen Frauen und Jungfrauen, weil es den Schleier zu lüften schien, der die vornehme Welt den Augen der Menge entzog. Diese Welt wird garnicht geschont: Sophiens adlige Verwandte gehn alles Ernstes damit um, sie zur Maitresse eines liederlichen Fürsten zu machen, um einen Proceß zu gewinnen. Die Stände haben keine festen Umrisse, aber der Unterschied ist stark: Sophiens Vater, ein neugeadelter Oberst, findet es verwegen, um die Hand einer wirklichen Adligen zu werben, und windet sich zu ihren und ihrer Eltern Füßen; eine Pastorstochter dient bei Sophie als Kammermädchen. Die Rococoformen des Umgangs in dieser adligen Welt haben noch heute einiges Interesse, denn darin wußte die Dichterin Bescheid. Merkwürdig ist die Begeisterung für die Engländer: eine Englische Lady zu werden, war Sophiens Jugendideal, und sie erreicht es auch. Die schlimmen Lords sind Reminiscenzen aus Richardson, nur markloser ausgeführt.

Diese Sophie theilte den Beifall des Publicums mit einer andern Sophie, deren „Reise von Memel nach Sachsen" Pastor Hermes in einem endlos breiten Roman beschrieb, der alle sittlichen Verhältnisse Deutschlands charakterisiren sollte.

Wieland blieb seiner alten Freundin stets ein treuer Verehrer. „Meine Gefühle für Sie machen einen Theil meines Wesens aus; nie hatte ich sie für eine Andre!" Ihrem Bild, durch einen Schleier vor jedem profanen Auge verhüllt, errichtet er einen Altar: „J'y viendrai bien souvent nourrir mon âme de l'aspect de ce qui lui est le plus cher. Les meilleurs sentimens de mon cœur et quelquefois une larme seront le sacrifice que j'y offrirai."

Seiner Sophie widmete Wieland auch „die Grazien", ein aus Prosa und Versen zusammengesetztes läppisches Gedicht, ganz nach französischen Vorbildern, nach Chapelle und Chaulieu gearbeitet. „Nur unter den Händen der Grazien verliert Weisheit und Tugend der Sterblichen das Aufgedunsene, Herbe, Steife und Eckige." Das Gedicht ist das reinste Rococo.

Anfang 1771 wurde Sophiens Gatte Laroche als kurtrierischer Geheimrath nach Coblenz versetzt, und dadurch die berühmte Frau den rheinischen Poeten näher gerückt. Coblenz wurde das Ziel aller empfindsamen Pilgerfahrten.

Einer der eifrigsten Apostel vom Orden des Lorenzo, Franz Leuchsenring aus Darmstadt, war der Erste, der sie aufsuchte. Diesem Besuch schloß sich ein ganzer Congreß an, den G. Jacobi beschreibt.

„12. Mai 1771 reiste ich mit meinem Bruder von Düsseldorf ab. Die Vorstellung des Vergnügens, dem wir uns näherten, erhielt unser Herz in einer sanften Bewegung und machte unsre Sinne zu den feinsten Rührungen geschickt. Einer den Andern umarmend, priesen wir die holde Natur, welche lieblich auf den Dank zweier der zärtlichsten Seelen zu achten schien. Als wir den folgenden Tag bei Coblenz anlangten, ergriff ich die Hand meines Bruders, um ihm durch einen sanften Druck meinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die ich unter seiner Begleitung genossen hatte; er nahm die meinige und blickte voll zärtlicher Rührung mich an; eine selige Thräne stieg in unser beider Augen, und wir segneten die Gegend mit dem heiligen Kuß der Freundschaft."

Leuchsenring ist schon da; gleich darauf fährt Wieland vor. „Herr v. Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während wir ihn bewillkommneten, kam Frau v. Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles dies ward von einem so außerordentlichen Ausdruck in Wieland's ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte."

„Wieland ist ein zarter hagerer Mann. Beim ersten Anblick scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend; seine Augen sind klein und etwas trübe, seine Haut ist von Blatternarben überdeckt. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes auf eine eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper unmerklich in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte gesprochen oder dem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleibt; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden."

„Sophie ging ihrem Freund mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte in einem Ton, den keine Clairon

nachzuahmen fähig ist: „Wieland —? Ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wie wir hinauf in den Saal gekommen sind. Noch nie hatte ich mich in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die Erinnerung daran hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehn!"

Wieland und Gleim begleiteten Leuchsenring von Coblenz nach seiner Vaterstadt Darmstadt, von deren „schönen Seelen" er Wunderdinge erzählt hatte. Oben die Landgräfin Caroline; in den bürgerlichen Kreisen Madame Merck, die Gattin eines geistvollen Beamten, und Mademoiselle Caroline Flachsland, die Schwägerin des Geheimraths Hesse: Leuchsenring hatte sie gewöhnt, über ihre Empfindung Buch zu führen, sie auf ihr Mariengesicht aufmerksam gemacht und sie Psyche getauft. Dort verweilte man einige Wochen in einem „entzückenden Traum der Liebe und Freundschaft", zahllose Freudenthränen wurden vergossen. Von da flatterte Leuchsenring nach Homburg, wo zwei schöne Seelen weilten, eine Hofdame, Fräulein v. Ziegler, gewöhnlich als „Lila" angesungen, wie ihre Herzensfreundin, Frl. v. Roussillon, als „Urania"; sie führten an einem Rosaband ein Schäfchen mit sich herum, neben dem der empfindsame Freund „Charmillen und Rosenblätter weidete". Dann eilte er nach Bern, um sich Julie Bondeli zu Füßen zu werfen, und von ihrer zärtlichen Correspondenz mit Rousseau und andern französischen Schöngeistern Bruchstücke für seine Brieftasche zu sammeln; er hatte das Bedürfniß, bei allen Herzensangelegenheiten die Hand im Spiel zu haben.

Alle diese Empfindsamkeiten waren darauf berechnet, der idealsten aller Frauen, Sophie Laroche, zu Füßen gelegt zu werden. „Meine Empfindungen gegen Sie", schreibt ihr Fr. Heinr. Jacobi, „sind so beschaffen, daß ich mir nichts Köstlicheres zu wünschen wüßte, als in meinem Leben nur einmal so geliebt gewesen zu sein wie ich Sie liebe! Es wäre die höchste aller Glückseligkeiten, weil ich mir das Geschöpf, das mich so liebte, unter keinem andern als Sophiens Bild vorzustellen im Stande bin, und ich diesen Engel in meiner eignen Seele haben möchte!" — Dabei hatte er eine Gattin, die er sehr liebte!

Als Sophie bald darauf Darmstadt besuchte, wurde Caroline Flachsland sehr enttäuscht. „Eine feine zierliche Frau, eine Hofdame mit tausend kleinen Zierrathen! Sie tritt sehr leicht auf, wirft jedem einen Kuß mit der Hand zu; ihre schönen schwarzen Augen sprechen links und rechts und überall, und ihr Busen wallt noch so hoch! so jugendlich! Mir hat sie etliche Male mit einem recht silbernen Ton gesagt, daß sie mich liebe; aber ich hörte diesen Silberton, der mich so rührte, bei allen andern Gelegenheiten." — Caroline hatte bei aller Jugend schon viel Erfahrungen; eine ihrer Schwestern fühlte sich in der Ehe mit einem steifen Bureaukraten unglücklich; eine andre entlief wiederholt ihrem Mann; ein Bruder hatte eine Liebschaft mit einer verheiratheten Frau u. s. w. —

Bei den Musensöhnen dieser Tage grenzte die Empfindsamkeit immer etwas ans Lüsterne. Ein junger Schützling Wielands in Erfurt, Heinse, Pfarrersohn aus einem Dorf bei Ilmenau, schickte Juli 1771 an Gleim ein Gedicht, „Laïdions Geheimnisse", welches dieser zwar sehr bewunderte, aber doch einiger anstößigen Stellen wegen vorläufig zurückhielt; es kam erst 1774 heraus. — Lais, die berühmte Hetäre, beschreibt nach ihrem Tode in einem Brief an Aristipp, was mit ihr vorgegangen, seitdem sie ihre schöne irdische Hülle verlassen, und ihr „allerliebstes Seelchen" im Elysium angekommen.

Dieser Zusendung an Gleim, welche die wärmste Begeisterung für Wieland athmet, und berichtet, wie sich Heinse allen Versuchen, ihn unter das gelehrte Joch zu beugen, durch die Flucht entzogen habe, liegt ein merkwürdiges Gedicht bei. „O du Natur, aus deren Schooß ich kam: erklär' es mir, woher ich meinen Anfang nahm! . . Auf unsrer Erde wachsen unsre Geister, sie haben ferne Himmel nie gesehn! . . . Aus dem Saft der Trauben von feuerreichen Reben, in jungen Herzen gekocht, wird geisterreiches Leben. . . Was nach dem Götterrath uns dort bestimmt ist, das suche nie tief auszuspähn! Es wäre schade um die verdorbne schöne Zeit: wir Armen wissen nichts von einer Ewigkeit! . . Nie will ich mich den heil'gen Räthseln nahn! ein Weiser findet doch Glückseligkeit beim Zweifel; der Narren Gott ist bald ein Geck und bald ein Teufel!" —

Wie Winckelmann sehnte sich Heinse nach Italien: er möchte in Padua studiren; der „Grazienheilige" Gleim soll Rath schaffen. Da dessen Unterstützung doch nicht ausreichte, fiel Heinse Aug. 1771 einem Schwindler in die Hände, der ihn zu einer arg unsittlichen Schreiberei verführte, bis ihn Gleim durch einen Ruf nach Halberstadt

erlöste. Ueber seine Schriften wurde Wieland, den Jener als den „alten Sokrates und Oberpriester der Grazien" begrüßte, empört: „mich ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören!" Heinse versicherte, er sei der unschuldigste Mensch von der Welt, er habe nur aus der Phantasie gemalt; „bei alledem gelobe ich Ihnen heilig, in Zukunft keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könnte, denen man Ihren Amadis vorliest!" — Wieland mochte sich sträuben wie er wollte, er wurde doch für alle solche Ausschreitungen verantwortlich gemacht.

Es war für ihn ein Glück, daß sein Aufenthalt in Erfurt nicht lange währte. Er hatte, wie Klopstock und Lessing, sein Augenmerk auf Wien gerichtet, und seinen „Goldnen Spiegel" dahin geschickt, mit der Andeutung, Kaiser Joseph werde wohl im Tifan sein Ebenbild finden. Zwar in Wien fand sich kein Platz für ihn, aber die verwittwete Herzogin Amalie von Weimar, eine Braunschweigische Princeß, die für ihren unmündigen Sohn Karl August die Regierung führte, nahm Gelegenheit, dem Verfasser die Erziehung des künftigen „Tifan" zu übertragen. 17. Sept. 1772 kam Wieland nach Weimar, um es nicht wieder zu verlassen.

Wenn Wieland mit seiner weichlichen Moral den deutschen Geist nicht grade hob, so war er doch durch den freien Ton, die frischere Farbe und die gute Laune eine heilsame Gegenwirkung gegen die hochstrebende Bardensprache, die eigentlich der deutschen Art widersprach.

Wieland hatte in der Schweiz wie in Warthausen eine überwiegend französische, weltbürgerliche Bildung eingesogen; das deutsche Vaterland schien ihm wenig am Herzen zu liegen, und er unterließ nicht, von Zeit zu Zeit über Klopstock's stofflose Begeisterung zu spotten. Gleichwohl ist er nicht ohne Einfluß auf die Erweckung des Nationalgefühls gewesen; indem er die Verkehrtheiten der Kleinstaaterei geißelte, hat er die Deutschen ermuntert, aus ihrem kleinen und engen Horizont heraus den Blick ins Große und Gemeinsame zu richten, und das konnte zuletzt doch nichts anderes sein als Deutschland.

4.

Herder.

1766—1771.

Die Litteraturbriefe Lessings und seiner Nachfolger waren 1764 eingegangen. Ihre Urtheile einer gründlichen Revision zu unterziehn, war die Aufgabe, welche sich die „Fragmente zur deutschen Litteratur" stellten; sie erschienen seit 1766 in Riga, der anonyme Verfasser war Herder, Kant's Schüler. Das große Aufsehn, welches diese „Fragmente" in Deutschland machten, entsprang keineswegs daraus, daß ihre Urtheile über die Tageslitteratur treffender oder auch nur deutlicher abgefaßt waren als die der „Litteraturbriefe"; im Gegentheil waren sie mit einer gewissen Hast und Ungeduld geschrieben, die den Leser nicht selten irrte. Die Berliner glaubten, und nicht ganz mit Unrecht, Hamann's Ton heraus zu erkennen. Freilich mit einem großen Unterschied: was Hamann eigentlich wollte, ließ sich nur selten errathen, und man hatte ihn oft genug in Verdacht, daß er sich über das Publicum nur lustig mache. Ein solcher Verdacht konnte bei den „Fragmenten" nicht aufkommen: sie waren offenbar im vollen Ernst und im besten Glauben geschrieben, und der Verfasser wollte nicht blos durch den großen Umfang seines Horizonts blenden, sondern eine neue Lehre verkünden und zum bleibenden Eigenthum der Nation machen. Bei der augenscheinlichen Ueberlegenheit seines Geistes mußte ein solches Beginnen wohl Aufmerksamkeit erregen, und so vielfachen Anstoß es gab, dennoch die Ahnung erwecken, daß eine neue Zeit anbreche.

Die neue Lehre enthielt eine völlig veränderte Auffassung vom Wesen und Beruf der Poesie. Man hatte dieselbe bisher als eine Kunstübung betrachtet, die mit der Läuterung des Geschmacks sich immer vervollkommnen müsse, und meinte die neuern Dichter zu ehren, wenn man sie mit classischen Vorbildern aus Griechenland und Rom verglich. Diese Vergleichung verwarf Herder durchaus: er zeigte, daß man den modernen Dichtern einen schlechten Dienst erweise, wenn man sie als Nachahmer der Classiker betrachtete, aber einen eben so schlechten Dienst den Classikern, wenn man aus ihnen nur Regelbücher entnahm. Die echte wahrhaftige Poesie ist nicht eine Kunstübung für sich, sondern ein Ausfluß und integrirender Theil des allgemeinen geistigen Lebens einer Nation, zu welchem neben der Dichtung und der bildenden Kunst ebenso

die Sprache, Sitte, Religion und Mythologie gehören; will man diese von ihr trennen, so trocknet ihr Lebenssaft aus, und die schöne Pflanze verdorrt. Herder macht auf die Volkslieder aufmerksam, von denen vor Kurzem die Sammlung Percy's erschienen war: in diesen kunstlosen, zum Theil ungeschickten Versuchen von Dichtern, deren Namen man gar nicht kennt, spricht sich der Geist der Poesie lebendiger aus, weil sie aus der Quelle aller schöpferischen Kraft hervorgehn, als in Kunstwerken, die nach fremden Vorbildern gearbeitet sind. Die wahre Würdigung großer poetischer Erscheinungen ist nur möglich, wenn man sie historisch betrachtet, wenn man nachweist, wie in ihnen das geistige Leben der Zeiten und Völker zur reinsten Erscheinung kam.

Diese Aufgabe, den Zusammenhang der Poesie mit dem geistigen Leben überhaupt zu finden, zu erkennen und darzustellen, ist der leitende Faden in Herder's ganzer litterarischer Laufbahn gewesen, deren innern Zusammenhang man erst daraus versteht. So ernst er es oft mit andern Studien zu nehmen schien, er dachte sie doch alle im Zusammenhang mit diesem großen Zweck, und wurde ihnen, z. B. der Religionsgeschichte, dann am meisten gerecht, wenn er sich, was nicht immer geschah, diesen Zusammenhang fest vor's Auge stellte.

Bei dem großartigen Umfang der Aufgabe konnte er nur sehr allmälig vorwärts schreiten. Es galt, für alle einzelnen Erscheinungen der Erde, für den Zustand der Wildheit wie der Civilisation, für den Orient wie für den hohen Nord, die eigenthümliche Farbe zu finden, und wenn er auch einen unglaublich schnellen Blick für das Charakteristische eines jeden Volks und jeder Zeit besaß, so mußte er doch diese genialen Anschauungen durch gründliche Studien ergänzen und berichtigen. Wo er damit Ernst machte, z. B. in den schönen Fragmenten, die dreißig Jahre nach den ersten Fragmenten erschienen, hat er Großes geleistet, und würde ein Musterwerk für alle Zeiten geliefert haben, wenn er in seiner Arbeit gelassener und geduldiger gewesen wäre, und sich nicht wiederholt hätte verführen lassen, einen Abschluß geben zu wollen, wo er doch erst in der Mitte der Vorarbeit steckte.

Herder — geb. 25. Aug. 1744 — war der Sohn eines Küsters in dem Preußischen Städtchen Mohrungen; in der lateinischen Schule daselbst pedantisch aber gründlich unterrichtet. Durch seine Dürftigkeit wurde der Knabe genöthigt, bei einem rationalistischen Prediger als Famulus in Dienst zu treten, der ihn in jeder Weise niederdrückte; ohne Ahnung, welch wilder verzehrender Ehrgeiz in der Brust des linkischen Knaben loderte! Endlich, im achtzehnten Jahr, wurde er erlöst: ein

russischer Regimentschirurg ließ sich von ihm eine Promotionsschrift in's Lateinische übersetzen, und nahm ihn nach Königsberg mit, wo er 7. Aug. 1762 als Studiosus der Theologie eingeschrieben wurde. Bald fand er Gönner, man schaffte ihm Privatstunden, Zutritt in den Kanter'schen Buchladen, wo alles Neue auflag, und schon Ostern 1763 eine Repetentenstelle am Collegium Fridericianum. Kant ließ ihn alle seine Vorlesungen unentgeltlich hören, und würdigte ihn seines nähern Umgangs; bei seiner sonstigen zugeknöpften Art ist es keine Kleinigkeit, wie nahe er den zwanzig Jahre jüngern Schüler an sich kommen ließ. Herder war ihm damals unbedingt ergeben. Formal war der Unterricht Kant's für den feurigen Schüler ein ungeheurer Gewinn; er eignete sich die geläuterte Leibnizische Erkenntnißtheorie an, die Kant damals noch nicht aufgegeben hatte: sachlich fand er für die Fragen, die ihm am meisten am Herzen lagen, bei ihm weniger Aufschluß.

Ungleich wichtiger für ihn wurde der intime Verkehr mit Hamann: so wenig der Humor dieses geistvollen Sonderlings unmittelbar in die allgemeine Bildung Deutschlands eingriff, so fruchtbar anregend war das Sprühfeuer seiner Gedanken im persönlichen Umgang. In dem feurigen Geist des hochbegabten Jünglings fand er einen empfänglichen Boden für seine zerstreuten Ideen; den ganzen Schatz seiner eigenartigen Anschauungen lagerte er in ihm ab, und machte ihn gleichsam zu seinem Erben. Hamann hatte sich mit Winken und Ahnungen begnügt; Herder suchte für seine zerstreuten Ideen den innern Zusammenhang.

Es geschah zum Theil durch Hamann's Vermittelung, daß Herder Ende 1764 an die Domschule zu Riga berufen wurde. Hier trat er in ein reich entwickeltes deutsches Bürgerthum ein, in dem ihm eine ansehnliche Rolle zu spielen vergönnt war. Mit Hamann, der bald darauf nach Mitau kam, blieb er in lebhaftem Verkehr, bis dieser Febr. 1767 nach Königsberg zurückkehrte. Sie haben sich nicht wiedergesehn, sind aber bis an's Ende des Lebens in einem steten, eingehenden und herzlichen Briefwechsel geblieben, und Herder hat den großen Einfluß seines alten Lehrers auf seine innere Bildung nie verleugnet. Dieser Einfluß spricht sich bereits in den Ideen aus, die in den „Fragmenten" von 1767 verarbeitet waren.

Die Denkart eines Volks ist die Blüte seiner Empfindungsweise, und wächst aus verborgenen Samenkörnern. Alle höhern Functionen des menschlichen Geistes, Mythologie, Religion, Poesie, Recht, Sitte, Sprache sind nur historisch zu verstehn; sie sind Producte und Zeugnisse der Atmosphäre, welcher ein Volk angehört, an Ort und Zeit gebunden.

Jedes Volk, jedes Zeitalter hat sein eignes Recht, sein eignes Gewissen, seine eigne Glückseligkeit. Die Annahme eines unbedingten Rechts, einer von den Einflüssen der Erde nicht berührten Vernunft, einer absoluten Religion, einer classischen Poesie widerspricht der Geschichte.

Man pflegt diejenigen Zeiten classisch zu nennen, in denen der Geschmack seine völlige Ausbildung erreicht hat. Aber der Geschmack bringt nie Kraft hervor, er giebt nur vorhandenen Kräften die Harmonie. Nicht auf die Zeit des Perikles, des Augustus, der Medici, Ludwig's XIV. soll man seine Aufmerksamkeit richten, wenn man wissen will, was Poesie ist: sondern auf die Zeiten, in denen die Nation ihres eigenartigen Ausdrucks mächtig wurde, auf die Zeiten des Homer, der Edda u. s. w.

Wir stellen uns der Litteratur der Griechen ganz schief gegenüber, wenn wir sie als classische Vorbilder betrachten; sie erwuchsen auf bestimmtem localen und zeitlichen Boden, unter Lebensbedingungen, die uns fehlen; jeder Versuch, diese Lebensbedingungen künstlich zu ersetzen, führt zur Unnatur. So haben schon die Römer ihre eigne Art verkehrt, indem sie die griechische Mythologie auf einen fremden Boden verpflanzten.

Auch die Deutschen haben ihre Eigenart durch seltsame Verkettung der Schicksale zum Theil eingebüßt. Zu Tacitus' Zeit waren sie eine eigne unverfälschte Nation. Wäre Deutschland an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet; unstreitig wäre unsre Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen. Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische und hochmüthige; sie war das Werkzeug, durch das die Römer freien Nationen despotische Gesetze gaben; sie wanden ihnen das Schwert aus der Hand und zerstörten die Haine, um ihre Bewohner in Städte und Schulen zu zwängen. Mit den Wäldern wurde die Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten Durchzug geschafft, für fremde Gewächse Raum gemacht. Darum schauderten die Deutschen vor dieser Sprache.

Karl der Große vollendete das Werk der Römer; er wurde der Mörder des deutschen Volksthums. „Er nahm den Deutschen das Heim, gab ihnen Sitte, und löschte damit die Tugend aus. Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen, das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmer der Römischen Wissenschaften und den niedrigsten Klosterdialekt der Römischen Sprache in Deutschland ein. Und diese Sündfluth stand Jahrhunderte in fauler Ruhe, bis sie das Mark des Volks vergiftete.

Auch in der Renaissance wurden die Wissenschaften mit lateinischem Wasser getauft, der ganze Zuschnitt der Bildung wurde lateinisch. Erst Luther hat die deutsche Sprache losgebunden, die Wechslertische der scholastischen Wortkrämer verschüttet.

Nach dieser Darstellung sollte man annehmen, daß Herder — wenigstens in Bezug auf Deutschland — gleich Rousseau für den Zustand der Barbarei gegen die Civilisation Partei nahm, und wirklich hat er im Eifer sich oft in diesem Sinn ausgedrückt. Er verwirft es als eine Anmaßung der „gebildeten" Europäer, die Naturvölker in der Eigenartigkeit ihrer ursprünglichen halbbewußten Zustände stören zu wollen; wie er es ebenso den christlichen Missionären verdachte, an das nationale, dem Volk angemessene Heidenthum zu rühren. Es lag in der Zeit der „Fragmente" manches, was ihn zu diesen extremen Ansichten verführte: der Einfluß der Schule von Kopenhagen, die Begeisterung für Ossian, in welchem er mit jener Schule irrthümlich einen alten Barden herauszuerkennen glaubte; die Vorliebe für die nordische Natur und Art, die er sich im Grund mehr aus Shakespeare als aus der Edda abstrahirte, im Gegensatz zur Natur des Südens; vor allem die Ueberzeugung, das deutsche Mittelalter sei viel mehr werth als die unter dem Einfluß der Franzosen stehende hohle Aufklärung. Er war fest überzeugt, daß man das Echte und Lebendige überall in seinem Ursprung zu suchen habe, jedes in seiner eignen Art, wie sehr es von allen übrigen Erscheinungen des Lebens abweichen mochte.

Diese Ueberzeugung, die sich, oft in seltsamer Form, durch alle seine Schriften, auch die spätesten zieht, wird durch eine andre gekreuzt, die ihr scheinbar widerspricht. Er verkündet nämlich ein Ideal der „Humanität", als deren Apostel er sich fühlt; er will also eigenartige wilde Zustände nicht auf die Dauer gelten lassen, sondern sie durch Bildung vorwärts bringen.

Ganz ist dieser Widerspruch nicht auszutilgen, und Herder, der sich immer leidenschaftlich ausdrückt, hat je nach dem Wechsel seiner Stimmungen bald die eine, bald die andre Ueberzeugung fast schreiend ausgesprochen. Indeß läßt sich eine Ausgleichung wohl denken. Herder verstand unter Humanität etwas Anderes als die gebildeten Berliner: nicht eine von außen her dem Naturzustand künstlich aufgeprägte Sitte, sondern eine Entwicklung jeder Volks-Individualität von Innen heraus. Humanität liegt allem Menschenthum zu Grunde, nur ist sie überall anders gefärbt: jeder Menschenstamm soll also die ihm eigne Farbe der Humanität selbständig ausbilden, klären und reinigen, so daß die Voll-

kommenheit der Welt sich nicht in einem einheitlichen Licht, sondern in der schönen Harmonie der verschiedenen Lichtfarben ausdrückt.

Die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Volks-Individualitäten vor den künftigen Geschichtsschreiber traten, um sich von ihm konterfeien zu lassen, war zum Theil Sache des Zufalls. Die Poesie des hohen Nordens gewann für Herder erst durch Klopstock's Vorgang Interesse; die Poesie des Morgens war ihm schon durch Hamann näher gerückt; das Studium der Theologie wies ihn ohnehin auf das Hebräische, und er bemühte sich auch in die Poesie der andern orientalischen Völker einzudringen, bis ihm endlich selbst das Persische und Indische aufging. In all diesen Studien zeigte er eine große Divination, und in einzelnen drang er auch zu einer tiefen Kenntniß vor. Mit der „Archäologie der Hebräer" fing er in den ersten Jahren in Riga an, die spätere Schrift „vom Geist der hebräischen Poesie" blieb sein Meisterstück. In den zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand hat er seinen Standpunkt scheinbar oft gewechselt, aber dieser Wechsel läßt sich deuten.

Herder war sehr bibelfest, und wurde es immer mehr. Seine Begeisterung für dies wunderbare Buch ging, wie sich bei seiner ganzen Natur voraussetzen läßt, vom poetischen Gefühl aus; er empfand mit tiefem Verständniß das Dichterische in den heiligen Schriften. Gleichwohl konnte er außer sich gerathen, wenn Andre die Bibel in Gedichte zerlegten, wenn sie Elegien, Oden, Parabeln darin fanden. Unter Oden, Elegien und Parabeln verstanden die modernen Kunstrichter, das wußte Herder sehr wohl, Kunstübungen, in denen man Apoll und die Neun Musen feierte, nur um des Schönen willen, ohne an sie zu glauben. Solche Künstler waren für Herder die biblischen Schriftsteller nicht; ihr Poetisches lag vielmehr gerade darin, daß sie fest und sicher an ihre Visionen glaubten, daß ihre Träume ihnen unumstößliche Realität waren. Herder hat diesen Gedanken in der Hitze oft sehr ungeschickt ausgedrückt und zu Mißverständnissen Anlaß gegeben; aber seinen fundamentalen Gegensatz gegen die modernen Schriftausleger empfand er vollkommen richtig.

Er stand dem Geist der Hebräischen Poesie darum weniger frei gegenüber als der Dichtung andrer Völker, weil ihr heiliger Inhalt der nämliche war, den er sammt seinem Volk bekannte; er war mit seinen Herzen daran betheiligt. Gleichwohl bemühte er sich, auch dieser heiligen Welt gegenüber den Verstand ebenso unabhängig zu halten, wie gegen den Inhalt der übrigen Religionen.

Wie alle geistigen Functionen will Herder auch die Religion

historisch begreifen. Schon aus dem Jahr 1767 findet sich ein Entwurf „über Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe“, der um so merkwürdiger ist, da er eben — Ostern 1767 — in Riga eine Predigerstelle übernommen hatte. In seiner Antrittsrede stellt er als Aufgabe des Geistlichen dar, „daß der Grund der Seele weich erhalten, das Gewissen geweckt und der Verstand über würdige Sachen in einer edlen, unpöbelhaften Sprache zu denken gewöhnt werde.“ „Aus keiner andern Ursache“, schreibt er, „habe ich mein geistlich Amt angenommen, als weil ich täglich mehr lerne, daß sich von hier aus am besten Cultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den man Volk nennt.“

Zu seinem Entwurf hat ihm Hume's „Natürliche Geschichte der Religion“ den ersten Anlaß gegeben.

Nach Hume geht die Religion aus der Furcht hervor, und wird bestehn, so lange die Furcht vor dem Unbekannten ein integrirender Theil der menschlichen Natur ist, d. h. immer. Diesem Satz giebt Herder eine nähere Bestimmung: die Furcht regt wohl an, Götter zu suchen, aber sie erfindet nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und, wahr oder falsch, zu ahnen. Aber erst als die Menschen, aus der Noth gerettet, mit der Natur der Dinge etwas vertrauter, gleichsam den ersten Sabbath ihrer Gedanken feierten, erst da ward eine ruhigere Frage an den Ursprung der Dinge möglich; die ersten dunkeln Antworten, die ein Weiser fand, wurden von den Nachkommen wie ein Heiligthum gehegt, dann durch Tradition vermehrt und verfälscht. Von solchen Ueberlieferungen bestimmt, beschäftigte jede Nation ihre Götter, so gut sie konnte, mit dem Weltbau, mit der ersten Haushaltung der Welt.

Ueberall wurden diese uralten Traditionen in eine sinnliche bildervolle Sprache eingekleidet. Zu einer Zeit, da kaum noch an eine Schreib- und Buchstabenkunst zu denken war, sollte die Ueberlieferung sie aufbewahrten; sie mußten also kurz, voll weniger starker ausgewählter Worte, voll bestimmter und gleichsam unzertrennlicher Wortbildungen, voll unzuverwirrender Absätze und Ruhestellen sein, da ihnen nichts angeflickt noch weggeraubt werden sollte. Eine Zusammenordnung von Strophen, Rhythmen, Reimen, diesen Merkstäben der Erinnerung, fiel, da überhaupt die Sprache lebhaft brausend, voll starker Abfälle und Erhebungen war, in die Modulation eines rohen Gesangs.

Auf diese Weise denkt sich Herder auch die biblische Schöpfungsgeschichte entstanden. „Sie ist nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, das ganz auf den sinnlichen Anschein, auf Irrthümer der Volks-

vorstellung, auf Blendwerke der Einbildungskraft baute. Der Verfasser wußte von Copernicus und Newton nichts, seine Irrthümer machen ihm keine Schande. Aber für uns sind sie nicht. Unsre Erde ist nicht mehr auf ewige Pfeiler gegründet; der menschliche Geist hat gethan, was Hiob ihm nicht zutraute: über die Erde von Pol zu Pol die Meßschnur gezogen, sie wie in der Faust gewogen; er hat den Lichtstrahl getheilt, er schickt Blitze aus, und sie gehn und sagen: hier sind wir! . . . Hätten die Schriftsteller des alten Testaments das Zauberbuch dieser Offenbarungen vor sich gehabt, wer von ihnen hätte noch von Wassern über der Veste gesprochen?" — Als Quelle für naturwissenschaftliche Kenntniß ist die Schöpfungsgeschichte werthlos, aber vom höchsten Werth als poetische Darstellung: die Welt wird als geschaffen dargestellt, wie sie sich in jeder Morgendämmerung Schritt für Schritt dem Blick des Menschen offenbart.

Diese Arbeiten und Entwürfe, über deren weiten Horizont man mit Recht erstaunt, und dazu noch viele andre, blieben im Pult liegen, um später ausgeführt zu werden; vorläufig bearbeitete Herder seine „Fragmente" aufs Neue, mit schärferer Aufmerksamkeit auf den Stil und Zusammensetzung seiner Gedanken. Vielfach angefochten, machten gleichwohl die Fragmente großes Aufsehn, obschon man noch keine Ahnung hatte von den ungeheuern Entwürfen, mit welchen der Verfasser sich trug; selbst Nicolai, der die verhaßte Schule Hamann's wohl herauswitterte, engagirte Herder für die „Allg.-Dt. Bibl." — „Haben Sie je einen Kopf gekannt", schreibt Wieland bald nach dem Erscheinen der Fragmente an Zimmermann, „in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Litteratur und Geschmack und Laune auf eine so abenteuerliche Weise durch einander gährt? Ich bin begierig zu sehn, was noch aus ihm wird: ein sehr großer Schriftsteller oder ein ausgemachter Narr!"

Selbst Hamann, der nach der Lectüre der „Fragmente" „alte verbleichte Begriffe wieder in sich aufleben fühlte", fand Herders Stil — mit Recht — zu unruhig. Herder suchte sich mit seiner Entwickelung zu entschuldigen. „Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben wurden. Ich bin noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüte. Eine jede hält eine ganze Frucht in sich, aber viele freilich fallen auf die Erde. Wollen Sie an einem jungen Baum lieber abschneiden oder einpfropfen? Stellen Sie sich die Pein vor, zehn Gedanken zu verlieren, um einen einzelnen völlig

auszudenken? Bei der Zeugungsbrunst eines Schriftstellers, der, was er säet, Menschen, und was er schreibt, Gedanken werden sieht."

Diese Unruhe des modernen Schriftstellers im Gegensatz sowohl zu den Alten als zum Geist des 18. Jahrhunderts schildert Herder vortrefflich in der Charakteristik Abbts, dessen Schriften er sehr liebte. „Das schöpferische Vergnügen, unter seiner Feder Gedanken werden, Bilder entstehn zu sehn, paart sich selten mit der sparsamen Genauigkeit, Bilder zu ordnen, Gedanken zu feilen. Die Bilder drängen sich von allen Seiten herzu, eins stößt das andre, daß es klingt: hingeworfen liegt eins über dem andern. Gedanken zeugen Gedanken, unaufhaltsam ist der Fluß. Dazu kommt, daß der Moderne die Gegenstände, die er betrachtet, nahe an sein Auge und sein Herz hält: er kann das Schöne nicht sehn, ohne gereizt, das Gute, ohne gerührt zu werden."

Ende 1768 ging Herder, wieder anonym, an ein neues Werk, die „kritischen Wälder", die in vieler Beziehung an die „Fragmente" erinnern, sich aber von ihnen dadurch vortheilhaft unterscheiden, daß sie einen bestimmten Gegenstand in's Auge fassen. Diesmal gilt seine Studie ausschließlich den Griechen, deren einseitige Herrschaft über die moderne Litteratur Herder zwar bekämpfte, die er im Stillen aber doch als das edelste aller Völker ansah, und von welchen er bei größerer Reife unter allen deutschen Kritikern das treffendste und schönste Bild entworfen hat. Den größten Dank für seine erste Einsicht in die hellenische Welt war er Winckelmann schuldig. Die Ausgabe seiner Schriften traf auf einen freien und schönen Zeitpunkt seines Lebens: „ich las sie mit der jugendlichen Empfindung eines heitern Morgens, wie den Brief einer Braut von fernher, aus einer verlebten Zeit, aus einem glücklichen Himmelsstrich!" Er war schon in Königsberg auf ihn aufmerksam geworden; in Riga las er die „Geschichte der Kunst" siebenmal. „Ich betrachte Winckelmann als einen würdigen Griechen, der aus der Asche seines Volks aufgelebt ist, um unser Jahrhundert zu erleuchten." Seine Anzeige dieser Schrift veranlaßte Winckelmann, ihm für sein „Pindarisches Lob" zu danken. Das Studium Winckelmanns hatte ihm den Blick für die griechische Art geöffnet: „in Homer's Sonnenwelt steht alles körperlich da; seine Götter und Menschen sind so wahre Wesen wie die griechischen Statuen, wenn sie sich belebten." Nun war Winckelmann todt, und Lessing's „Laokoon" schien seine Prinzipien in Frage zu stellen. Sich über den Gegensatz der beiden großen Denker zu orientiren, ist die Aufgabe, die sich Herder im ersten „Kritischen Wäldchen" stellt, Januar 1769.

Keinen andern seiner Zeitgenossen studirte Herder so gründlich als Lessing; aber so, daß er sich sofort productiv gegen ihn verhielt, sich bemühte, Lessing's Sätze auf ihren Vollgehalt zu prüfen, sie concreter zu fassen; er bewunderte und liebte ihn, aber er empfand nicht minder scharf den Gegensatz.

Schon in der Darstellung spricht sich dieser aus: Lessing beherrscht den Ausdruck völlig, er sagt nie mehr, als er sagen will; mit Herder gehn die Gedanken und Bilder nicht selten durch; seine Sprache, stimmungsvoll und ahnungsreich, macht einen lyrischen Eindruck, während Lessing als strammer Dramatiker stets die Einheit der Handlung, d. h. der Deduction wahrt. Für das greifbare, anwendbare Gesetz der Dichtkunst findet man bei Lessing weit mehr Ausbeute; aber das Große der Vorzeit zu verstehn und an seinem Ort zu würdigen, war Herder ungleich mehr geeignet. Lessing rückte den Erscheinungen zu nahe auf den Leib, Herder hielt sie in der angemessenen Entfernung, in welcher die wahren Dimensionen hervortreten.

Als echter Sohn des 18. Jahrhunderts sondert Lessing scharf die verschiedenen Functionen des Geistes, die Gebiete der Religion und der Kunst. „Den Namen von Kunstwerken", heißt es im „Laokoon", „sollte man nur denjenigen Antiken beilegen, in welchen Schönheit die einzige und letzte Absicht des Künstlers war; alles wo sich Spuren gottesdienstlicher Voraussetzung zeigen, verdient diesen Namen nicht. Echte Kunst arbeitet nur um ihrer selbst willen." Herder war der entgegengesetzten Ueberzeugung: ihm gewann die Kunst ihren wahren Werth erst, wenn sie die Sitte und den Glauben des Volks zum Ausdruck brachte.

Ebenso bestimmt, wie sich Herder seines Gegensatzes gegen Lessing bewußt war, ging ihm auch der Gegensatz zwischen Lessing und Winckelmann auf. „Winckelman ist Künstler und schreibt für Künstler, Lessing ist Dichter und schreibt für Dichter. Bis auf die einzelnen Bilder, Schilderungen und Verzierungen erstreckt sich dieser Unterschied. Winckelmann's Stil ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen tritt jeder Gedanke hervor, und steht da, edel, einfältig, vollendet. Lessing's Schreibart ist der Stil eines Poeten; nicht der gemacht hat, sondern der macht; nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenkt. Wir sehn sein Werk werdend wie den Schild des Achill bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt immer näher und ist endlich da.

Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes; sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden."

Nicht minder treffend ist der Nachweis, mit welchem Herder den Grundgedanken des „Laokoon" nicht zu widerlegen, sondern einzuschränken sucht. Das letzte Resultat desselben stimmt nicht mit der Erfahrung. „Ich zittre vor dem Blutbad, das die Sätze, Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie u. s. w. unter alten und neuen Poeten anrichten müssen." Lessing wählt seine Beispiele aus der epischen Poesie, deren Gegenstand in der That die Handlung ist; die Lyrik gehört aber auch zur Poesie. Aus der bloßen Succession ergiebt sich niemals der Begriff der Handlung, sonst müßte auch die Musik die Aufgabe haben, Handlungen darzustellen.

Das Werk der bildenden Kunst — so faßt Herder den Gegensatz — stellt sich dem Beschauer geworden, das Werk der Poesie dem Hörer werdend vor. Die Aufgabe der bildenden Kunst ist, den fertigen Moment darzustellen, der in seiner Reife und Fülle zur ruhigen Betrachtung einlädt; im Gegentheil darf in einer Dichtung kein solcher Moment eintreten; das Wirkende desselben ist der Rhythmus der gesammten Bewegung, die Gliederung in der Succession.

Das ist der eigentliche Kern des ersten „kritischen Wäldchens"; es giebt außerdem aber noch eingehende Untersuchungen über die Griechische und namentlich die Homerische Weltanschauung. Das Genie des Homer ist durch seine Nation und sein Zeitalter gebildet; man darf ihn nicht als Classiker nach dem Maß unsrer Zeit beurtheilen. „Wie weit sind wir seit zwei Jahrtausenden von der poetischen Natur abgekommen." Juden und Christen, Römer und Franzosen haben unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet. Wir haben eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten. Um den Homer zu verstehn, muß man ihn erst in die Ferne rücken, muß erkennen, wie fremd die Weltanschauung, die in ihm zum Ausdruck kommt, der unsrigen sei; erst dann dürfen wir die Verwandtschaft auf dem Boden des Reinmenschlichen suchen. Zu Homer's Zeit lebten die Heldensagen im Munde der Griechen, und nahmen, da Schrift und Prosa noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug nach Troja war den Griechen Nationalgegenstand; zehn Dichter hatten ihn gesungen, Homer sang ihn auf eine ebenso natürliche Weise. Die griechische Sprache trieb in asiatischer Himmelsluft Blüten; die Mythologie formte sich zu einer schönen menschlichen Gestalt, die Leidenschaften der Menschen

wirkten freier, ihre Seele war offen. Homer's Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt; Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der griechischen Bürgercultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja der ganzen Geschmackslehre in den Städten.

Im zweiten und dritten „kritischen Wäldchen" vertheidigte Herder gegen Klotz, den er schonungslos verhöhnte, den Virgil gegen die modernen conventionellen Begriffe der Schamhaftigkeit. Klotz mit seinem ganzen Anhang fiel nun über ihn her; wie könne ein Geistlicher so den Anstand verletzen! Herder erschrak, und beging die Thorheit, seine Autorschaft in einer Weise abzuleugnen, die ihn in argen Conflict mit sich selbst brachte.

Herder wurde durch den Kampf gegen Klotz Lessing näher gerückt, der es mit dem nämlichen Gegner zu thun hatte. Er hatte das „kritische Wäldchen" mit Interesse gelesen: „Herder", äußerte er, läßt sich zwar nicht träumen, wo ich hinaus will (mit der Fortsetzung nämlich), aber er ist doch der einzige, „um den es mir lohnt, mit meinem Kram ganz an den Tag zu kommen." Es war ihm von Werth, daß dieser rüstige Kämpe für ihn gegen Klotz eintrat, der sammt seinen Gesellen mit bodenloser Gemeinheit über das vermeintliche Haupt der Berliner Schule herfiel. Lessing geißelte ihn im zweiten Theil der „Antiquarischen Briefe" (August 1769). Es liest sich köstlich; im Zorn gewinnt Lessing den vollen Gebrauch seiner Kräfte. „Es ist der ruhigste Vorbedacht, mit dem ich jedes spöttische, bittre, herbe Wort gegen Klotz niederschreibe! ich kann es ihm auf keine Weise ersparen, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden."

Herder's Gemüth war nicht der Art, es war in ihm ein merkwürdiges Doppelwesen. Von Natur weich, liebebedürftig, zu schrankenloser Hingebung bereit und befähigt, hatte er doch in sich eine Art Dämon, der ihn gelegentlich trieb, hart, hochmüthig, ja höhnisch über Männer herzufallen, die er im Grund nicht geringschätzte; wurde aber der Angriff erwidert, so war seine Phantasie sofort geschäftig, ihm die Folgen auf das schrecklichste auszumalen und seinen Muth zu lähmen. Unter den Freunden wurde er seiner bittern Ausfälle wegen nach seinem Lieblingsschriftsteller Swift zuweilen der Dechant genannt; aber ihm fehlte die Gabe Swifts, Brutalität, die ihm entgegentrat, durch größere Brutalität zu überbieten: gemeinen Schmähungen gegenüber fühlte er sich nicht gewappnet. Er fand durch Klotz selbst seine Amtsehre gefährdet, und beschloß, verdrießlich über seine eigne Thorheit, eine Zeitlang zu ver-

schwinden. Zudem hatte er den leidenschaftlichen Trieb, die große Welt zu sehn, Frankreich, Italien. Er entschloß sich kurz, reichte 20. Mai 1769 seine Entlassung ein, und ging 5. Juni 1769 in See.

„Geliebt von Stadt und Gemeinde, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, angebetet von einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, ging ich dennoch weg. . . Die Sphäre war mir zu eng: meine häusliche Lebensart halbe Einschränkungen, eine faule, oft ekle Ruhe. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, diese Mißsituation zu zerstören; ich mußte also reisen, so schleunig, übertäubend und fast abenteuerlich als ich konnte." — „In den wichtigsten Angelegenheiten des Herzens und auf den Scheidewegen meines Lebens gebe ich viel auf Weissagungen, und halte, wenn sie aus dem Innersten der Seele treu herausgehoben werden, mehr auf sie als auf alle langsamen Berathschlagungen der kalten Vernunft. Jeder Mensch hat einen Genius, d. h. im tiefsten Grund seiner Seele eine gewisse prophetische Gabe, die, wenn er sie nicht durch Vernunftschlüsse betäubt, ihm auf den dunkelsten Punkt ein plötzliches Licht wirft; nur gehört auch zu ihr soviel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß nur Seelen, die eine gewisse innerliche Unschuld haben, sie benutzen können." —

Herder hatte ursprünglich vor, in Kopenhagen auszusteigen, um Klopstock aufzusuchen; ein Zufall bestimmte ihn 21. Juni, die Reise nach Frankreich fortzusetzen. Während dieser Reise führte er ein Tagebuch, das einen merkwürdigen Einblick in die Gährung seines Gemüths öffnet. Die Gedanken und Bilder schillern und fluctuiren, wie im Sonnenschein die Wellen der See, mit denen er gleichsam redet; die Schnelligkeit seiner Combinationen erregt Schwindel. Es giebt kein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens, in das ihm nicht die kühnsten Perspectiven aufgingen; überall sieht er umfassende Aufgaben, und es scheint, als ob er sich die Kraft zutraue, sie alle zu lösen: man glaubt Leibniz wieder erstanden, von seiner Aegyptischen Expedition bis zum Traum einer Weltsprache.

Er überhäuft sich mit Selbstanklagen, seine Zeit nicht genügend genützt zu haben; er bedauert seine Schriftstellerei und sein Amt, nicht blos weil sie ihn am Studium gehindert, auch weil sie seinen Lebensgenuß verkümmert haben. „Wann werde ich soweit sein, alles was ich gelernt, in mir zu zerstören, und selber zu erfinden, was ich denke und glaube!" Er fängt sofort, indem er in die Tiefe des Meers hinunterblickt, entschlossen zu erfinden an. Er durchschaut das geheime Leben der Elemente und erzählt ihre Geschichte. Die Bewegung des Meers

leitet ihn auf den Strom der Weltcultur, und er sieht in seinem Geist die Völkerwellen durch einander treiben.

Es ist merkwürdig, wie wenig Herder der sinnlichen Erfahrung bedurfte, eine reiche intellectuelle Anschauung zu entwickeln; er hatte wenig das Bedürfniß, ja im Grund auch wenig die Fähigkeit, zu sehn: aber das Wenige, das er sah, regte ihn zu einer ganzen Kette von Vorstellungen an. In der Ostseefahrt geht ihm ein neues Licht über Homer auf: Homer sieht, empfindet, glaubt und erzählt in der Weise eines Seefahrers. „Die Schiffsleute hangen immer am Wunderbaren. Daß sie genöthigt sind, auf Wind und Wetter, auf kleine Vorboten zu achten, giebt Anlaß zu einer Art ehrerbietiger Zeichenforschung. Wo menschliche Hülfe aufhört, setzt der Mensch sich zum Trost göttliche Hülfe, zumal der unwissende Mensch, der von zehn Phänomenen nur das zehnte als natürlich einsieht . . . Die ganze Schiffssprache, das Aufwecken, Stunden absagen ist daher feierlich und in frommen Ausdrücken. Da man unkundig der Natur auf Zeichen horchte, war für Schiffer der Flug eines Vogels eine feierliche Sache." — „Seefahrer waren's, die den Griechen ihre erste Religion brachten. Ganz Griechenland war an der See, es konnte also nicht eine Mythologie haben wie die Aegypter, Araber hinter ihren Sandwüsten, sondern eine Religion der Fremde und des Meers . . . Mit welcher Andacht lassen sich auf dem Meer Geschichten hören und erzählen, und ein Seemann, der, ein Abenteurer, fremde Welten sucht, was sieht er nicht für Abenteuerlichkeiten bei einem ersten stutzigen Anblick! . . . Nun nehme man diese Begierde, Wunder zu sehn, diese Gewohnheit des Auges, Wunder zu finden: wie wird alles poetisch! Ohne daß er lügen will, wird Herodot ein Dichter . . . Endlich giebt das eine Denkart, die alle Erzählungen vom Ritter mit dem Schwan u. s. w. glaubt, erzählt, möglich findet, und selbst wenn man sie unmöglich findet, noch erzählt, noch glaubt . . . Eine spätere Vernunft kann Träume der Kindheit nicht zerstören . . ." —

Nicht zufrieden mit diesen geschichtsphilosophischen Träumen denkt Herder zugleich, wie vor ihm Leibniz, an eine unmittelbare praktische Wirksamkeit. Durch seine Seelsorge will er politischen Einfluß gewinnen, auch die Logen seinem Zweck dienstbar machen. Er will Liefland reformiren, und um sich dazu vorzubereiten, Frankreich, England und Italien bereisen, sich juristische, finanzielle, commercielle Bildung aneignen. „Jüngling; das alles schläft in dir, aber verwahrlost! Die Kleinheit deiner Erziehung, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unstetigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt!" — Und nun träumt er

sich rasch in die Rolle eines Ministers der Kaiserin Katharina. Es schien ein sehr bedeutender Moment für Rußland. Seit dem Bündniß mit Friedrich 1764 gehörte Katharina zu den Schiedsrichtern der Europäischen Geschicke; die Großmächte warben wetteifernd um ihre Gunst; in Paris wurde sie als Beschützerin der Aufklärung gefeiert. Die Türken wurden Sept. 1769 bei Choczim geschlagen, Moldau und Walachei, Armenien und Circassien waren in den Händen der Russen, die nun anfingen sich als Nation zu fühlen. Herder will, daß der Russe weder England und Frankreich, noch Griechenland und Rom zum Muster nehmen solle; die Geschichte weise ihn nach dem Orient. Dort gäbe es Reiche, von denen viel zu lernen sei: Persien, Aegypten, China, Japan. Europa's Cultur scheint ihm im Absterben: dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn endlich auch alt, schwach und nichtstauglich. Mit ihrer Toleranz und ihrer Verfeinerung werden alle europäischen Religionen zum gemeinschaftlichen Deismus einschlafen wie die alte römische. —

Aus keinem andern Document der Periode sieht man so deutlich, daß Herder auf einer ganz andern Warte steht als Lessing. Wer könnte so ungeheure Entwürfe durchführen? Man ahnt bereits, daß eine Kraft, die so über alles Maaß herausstrebt, nie zur vollen Reife kommen, daß sein Einfluß sich auf Anregungen beschränken, daß er die Vollendung Andern überlassen wird, die von ihm zu großen Blicken erzogen, auf gesondertem Feld ausführen, was in seiner weltumspannenden Unruhe sich in Ahnungen ausgab.

Zu Herder's Lieblingsbüchern gehörte der Don Quixote: er kam ihm, wie die spanische Poesie überhaupt, vor wie eine grüne Wiese mit dunkelrothen und goldgelben Blumen, auf welche die Morgensonne scheint. Gleichwohl ist ihm bei der Lectüre öfters unheimlich geworden: „es beleidigte so etwas in mir, was selbst Donquixoterie war, und es ging mir nahe, daß man soviel Großes und Gutes lächerlich machte!" — In Herder's weltumspannendem Idealismus lag wirklich etwas von der Romantik des irrenden Ritters. Die Idee, als Minister der Kaiserin Katharina das Russische Reich zu regieren und glücklich zu machen, die Humanität in einem halb asiatischen Volk einzubürgern, ohne doch die Eigenart desselben zu beeinträchtigen, streift doch ein wenig an die Träume des Ritters von La Mancha. Aber der komische Anstrich in den Velleïtäten des jungen Mannes will nichts bedeuten, wenn man das Positive in seinen Ideen sich vergegenwärtigt: die Geister Kant's und Hamann's, Winckelmann's und Lessing's, Rousseau's und Diderot's

scheinen sich in seinem Geist zu begegnen und ihn allseitig zu befruchten.

Mitten in die Kämpfe des 18. Jahrhunderts gestellt, ist Herder der eigentliche Erwecker des Geistes, der das 19. leitet, und im vollen Bewußtsein des Gegensatzes gegen den Geist seiner Zeit hat er oft eine Leidenschaftlichkeit des Tons, die uns seltsam berührt, weil wir das, was er als neue Wahrheit mit Zorn verkündet, schon wohlerworben zu besitzen glauben.

Seine Aufgabe war, die Mächte zu finden, die gewaltig bestimmend auf die Geschichte wirken, weit über den Willen, weit über das Bewußtsein der Einzelnen hinaus.

Herder's Philosophie nicht blos, sondern sein ganzes Wirken führt auf Leibniz zurück, der die Macht des unendlich kleinen erkannt hatte, den Einfluß der dunkeln unbewußten oder nur halb zum Bewußtsein gekommenen Vorstellungen auf das Empfinden, Urtheilen und Wollen. Was aus dem Bewußtsein hervorgeht oder durch das Bewußtsein geformt wird, bildet nur einen kleinen Bruchtheil der wirklichen Geschichte. Kein Individuum steht für sich, es ist genetisch und klimatisch bestimmt und bedingt, mit einem größern Naturwesen unzertrennlich verknüpft: seine Seele lebt und athmet in der Volksseele.

16. Juli 1769 kam Herder in Nantes an, und bemühte sich eifrig, des Französischen mächtig zu werden. Das Tagebuch enthält eingehende Betrachtungen über die französische Sprache und Philosophie, meist abfällig: nicht blos in Voltaire findet er das faux brillant, die Neigung, um schöner frappanter Wendungen willen die Wahrheit zu opfern, sondern auch in Rousseau und Montesquieu; in der Encyclopädie, welche die Aufklärung zum Zweck macht, da sie doch nur Mittel sein sollte, sieht er das sicherste Zeichen des Verfalls.

8. Nov. war er in Paris. Eine Periode des greulichsten Verfalls für das Königthum: eben war die Dubarry zur regierenden Maitresse ernannt und besetzte alle Stellen mit ihren Creaturen. Die „Philosophen", im Stillen durch Voltaire dirigirt, hatten sich mehr und mehr als Secte aufgethan; ihr geselliger Mittelpunkt in Paris war der Salon der schönen und reichen Me. Necker. Rousseau hatte sich ganz von ihnen losgesagt und lebte in trauriger Einsamkeit. Diderot trat in den „Entretiens avec d'Alembert" offen zum Atheismus über. Ein Franzose, Dutens, beschämte die Deutschen durch die erste Ausgabe des Leibniz.

Wenn Herder im Reisetagebuch und in den Schriften der nächsten Jahre sich oft herb und unfreundlich über die junge französische Litte-

ratur aussprach, so erklärt sich das aus dem Gefühl des Gegensatzes: aber eben durch diesen Gegensatz hat sie zu seiner Entwickelung wesentlich beigetragen. Nichts z. B. kann sich stärker widersprechen, als die Art, wie Voltaire die Geschichte auffaßt, und die Art Herder's: aber sich über diesen Widerspruch klar zu machen, hat Herder Voltaire's historische Arbeiten gründlich studirt, und zum Theil das Register seiner Fragen sich angeeignet: ohne Voltaire's Essai sur les moeurs et les caractères des nations hätte Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte" nie geschrieben, obgleich ihr Resultat himmelweit von Voltaire's Ansichten abwich. Seinem Lehrer Hamann war es nicht anders gegangen: er haßte die Franzosen, aber sie waren seine bevorzugte Lectüre.

Herder's Aufenthalt in Paris fand ein rasches Ende: er erhielt aus Kopenhagen die Aufforderung, den Sohn des Fürstbischofs Herzog von Holstein als Instructor und Reiseprediger auf drei Jahre zu begleiten, und folgte ihr nach einigem Schwanken: kaum einen Monat hatte er in Paris zugebracht.

„Uebrigens — was weiß ich, was aus mir werden wird? Hab' ich's je gewußt? sind nicht alle Revolutionen in meinem Leben schnelle Fortstöße gewesen, wo ich nie an den Ort gekommen bin, wohin ich wollte? Indessen muß, wo man keinen rechten Entschluß fassen kann, die letzte Stunde entscheiden. Ich sehe schon von allen Seiten die Druckkräfte sich nähern; es wird ein Augenblick kommen, da sie treffen. Wo bin ich alsdann? — Weiß ich's?"

Im Gefolge seines jungen Zöglings, den er aus Eutin abgeholt, kam Herder Ende Febr. 1770 in Hamburg an, suchte Lessing auf, und schwärmte vierzehn Tage mit ihm herum. „Es war mir sehr angenehm", schreibt Lessing 3. März, „diesen Mann von Person kennen zu lernen, und ich bin sehr wohl mit ihm zufrieden." Lessing war im Begriff, nach Wolfenbüttel überzusiedeln; er hatte vor kurzem mit der schönen Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet?" seinen „Antiquarischen Briefen" den Abschluß gegeben, und war von dem orthodoxen Pastor Goeze sehr gerühmt worden. Sie verkehrten zuweilen mit einander: wenn der Geistliche die theologische Gelehrsamkeit des Belletristen schätzte, so ehrte der Freidenker in dem Rechtgläubigen die eigenartige folgerechte Natur, und nahm ihn wohl humoristisch gegen seine rationalistischen Freunde, den Pastor Alberti und die Geschwister Reimarus, in Schutz. Lessing und Herder haben sich nicht wiedergesehn, auch nur selten correspondirt, aber sie verloren sich nicht aus den Augen, und Lessing dachte bei allem, was er schrieb: was wird Herder dazu sagen?

Auch die übrigen Bekannten Lessing's in Hamburg lernte Herder kennen: darunter den Buchhändler Bode, den Uebersetzer des Yorik, ferner den gemüthvollen Dichter Claudius, der in Bode's Auftrag in dem Marktflecken Wandsbeck bei Hamburg ein humoristisches Localblatt herausgeben sollte; er befreundete sich sehr innig mit Herder.

Endlich Basedow, der eben durch seine pädagogischen Entwürfe einen gewaltigen Lärm in Deutschland erregte. Er hatte sich mit Rousseau's Ideen ganz erfüllt, und war überzeugt, daß die Jugend nur vorwärts kommen könne, wenn die zeitraubende grammatische Abrichtung durch Anschauungen, Kenntniß der Realien, besonders Geographie und Naturkunde, abgelöst, wenn für die körperliche Abhärtung und die Entwickelung des eignen Denkens gesorgt würde. Basedow hatte in seinem Wesen etwas Marktschreierisches, das aber seine Wirkung nicht verfehlte: sein „Aufruf an die Menschheit zur Beisteuer für die Reform" fand im Lauf von zwei Jahren soviel Anklang, daß 15,000 Rth. zusammen kamen, und daß das erste „Philanthropin" — so sollten die neuen Musteranstalten getauft werden — in Dessau gegründet werden konnte.

In verwandtem Sinn sprachen sich Pestalozzi in Zürich, v. Rochow in Berlin, Schlosser in Frankfurt, Weiße in Leipzig aus. Auch Herder hatte über den Gegenstand viel nachgedacht, und neigte sich im Ganzen auf Rousseau's Seite. Ihm war als Knabe der trockne formalistische Unterricht im Lateinischen zuwider geworden, und er hielt es für nothwendig, schon die Jugend in den Begriff der wirklichen Welt durch Kenntniß alles Wissenswerthen einzuführen; aber er war keineswegs Realist im heutigen Sinn: er hätte es als einen unersetzlichen Verlust für die Menschheit beklagt, wenn das Griechische aus den höhern Schulen verbannt wäre. Im Ganzen waren seine pädagogischen Ideen so hochgespannt idealistisch, daß für die Praxis, für die Erziehung der Durchschnittsmenschen, nicht viel davon zu brauchen war.

Die Mutter des Prinzen von Eutin war eine geborene Princessin von Darmstadt; hier fand sich im Herbst der Prinz mit seinem Gefolge und Herder ein. 19. Aug. 1770 hielt Herder (26. J.) in der Schloßkirche eine Predigt, die für sein Leben entscheidend wurde.

„Ich vernahm Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir!" So schildert Caroline Flachsland, damals ein schönes zwanzigjähriges Mädchen, den Eindruck jener Predigt. Sie stammelte ihm ihren Dank. „Den 25. Aug. feierten wir im kleinen Freundeskreis seinen Geburtstag, da gab er mir

seinen ersten Brief. . . Ach ich empfing mit diesem Brief das Heiligste, was diese Erde für mich hatte!" Es war der Anfang eines wunderlichen Briefwechsels, der drei Jahre fortdauerte.

Die Seele der Darmstädter Gesellschaft war Kriegsrath Merck (29 J.), ein gastfreier, fein gebildeter Mann; wohl geschult in allen Zweigen der modernen Litteratur, von einem unerbittlichen Verstand, der jeden Nebel durchdrang, ein Feind des Schonens und Geltenlassens, wegen seiner beißenden Zunge sehr gefürchtet. Dabei von einem gewissen Unbehagen, einer innern Unruhe gequält, den Kopf immer voll neuer Entwürfe; nicht ohne Anlage zur Empfindsamkeit, wie die Briefe an seine Frau bezeugen, eine geborne Genferin, um deren willen die Unterhaltung oft französisch geführt wurde.

Als Herder 27. Aug. mit dem Prinzen nach Straßburg abging, bewog er Merck, die Briefe an Caroline zu vermitteln; „auf sein priesterlich Gewissen" versicherte er ihm, er könne es ohne Sünde.

Bald nach seiner Ankunft in Paris hatte Herder die Preisaufgabe der Berliner Academie erhalten: „comment est-il à expliquer que les hommes abandonnés à leurs facultés se forment une langue?" Die Aufgabe regte ihn an, alte Studien zum Abschluß zu bringen. Schon Oct. 1767 hatte er vor, gegen Probst Süßmilch zu schreiben, der den göttlichen Ursprung der Sprache behauptet hatte. Nun gab ihm die Aufgabe der Academie Gelegenheit, seine halbfertigen Gedanken zu sichten. Er begann die Niederschrift, sobald er in seinen Wanderungen einige Muße fand, Oct. 1770, und schickte sie 1. Jan. 1771 fertig ein; so schnell vollendete er ein Werk, das in der Philosophie der Geschichte Epoche machen sollte. Fast ohne alle litterarische Hülfsmittel, rein aus dem Gedächtniß, in raschem Wurf aufgezeichnet, giebt sie ein Bild von der kühnen Art seines Denkens.

Der Mensch ist seiner Natur nach zur Sprache geschaffen, und das Menschengeschlecht mußte mit Nothwendigkeit zur Erfindung der Sprache kommen. Nicht durch die Naturlaute der Empfindung, die es mit den Thieren gemein hat: diese hätten sich nie zu Begriffen articulirt. Die Sprache wurzelt vielmehr in der geistigen Natur des Menschen, in dem Vermögen der Abstraction. Ohne göttliche Beihülfe wuchs das Wort und die Sprache, indem die Abstraction zwischen Auge und Ohr vermittelte, ein Merkmal von dem Gegenstand absonderte und dasselbe durch den Laut im Gedächtniß aufbewahrte.

Achtzig Jahre nach dieser Schrift huldigte Jacob Grimm „dem Genius des Mannes, der, was ihm an Strenge der Gelehrsamkeit ab-

ging, durch sinnvollen Tact und reges Gefühl der Wahrheit ersetzend, die schwierige Frage so erledigt hat, daß seine Antwort noch immer zutrifft." —

In der nämlichen Zeit arbeitete Herder an zwei Abhandlungen, die er Sept. 1771 druckfertig versenden konnte, über Shakespeare und über die Lieder alter Völker.

Schon in seiner Heimath, die sonst wenig liederreich ist, hatte Herder einige echte und sehr charakteristische Volkslieder aufgefunden; die Lettischen Dainos hatten seinen Horizont erweitert. Herder übersetzte mit dem feinsten Verständniß Lieder aus Percy, aus Shakespeare, aus der Edda, aus Goldsmith, aus der Historia delas guerras civiles — für das Spanische hatte er stets eine besondere Vorliebe — u. s. w.; jeder Art gab er den angemessenen Ton.

„Wer sich noch um's rohe Volk kümmern wollte, um ihre Grundsuppe von Märchen, Sagen, Liedern, Vorurtheilen — welch ein Barbar wäre er! Er käme, unsre classische sylbenzählende Litteratur zu beschmutzen, wie eine Nachteule unter die buntbekleideten singenden Gefieder!" — So schreibt Herder in der Abhandlung „über Ossian und die Lieder alter Völker", die er Sept. 1771 druckfertig an Bode abschickte, die aber durch einen Zufall über ein Jahr lang liegen blieb. — Jene gemeinen Sagen und Märchen gehören zur Geschichte der Poesie: „sie sind Resultate des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauungen, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen unzertheilten und ungebildeten Seele wirkt. Mit welcher Begierde haben die Engländer ihre alten Gesänge und Melodien gesammelt! Bei uns liegt der Schatz ungenützt". — Er empfahl Percy's Sammlung zum Studium wie zur Nachbildung dringend seinen Landsleuten.

Daß er Ossian als Beispiel echter Naturpoesie aufführte, verräth die damalige Unreife seiner historisch-ästhetischen Kritik: er theilte den Irrthum mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen. Wenn er aber in Ossian mehr hineinlegte als aus ihm heraus las, so giebt eben das, was er hineinlegte, ein schönes und treffendes Bild von dem, was er selbst sich unter ursprünglicher Volkspoesie vorstellte.

Je wilder ein Volk, desto sinnlicher seine Lieder. Sie wirken durch das Tanzmäßige der Melodie, die Symmetrie der Worte, der Sylben, selbst der Buchstaben; durch die lebendige Gegenwart der Bilder, den Nothdrang der Empfindung; durch all dies Dunkle und Unnennbare, das uns mit dem Gesang stromweise in die Seele fließt. Man wundert sich über die Sprünge, Würfe und überraschenden Wendungen des Volks-

lieds; aber grade diese sind für die Volksseele das Natürliche; sie sind der ursprünglichen unentnervten Sprache besonders eigen; sie finden sich ebenso in den Propheten, in den Kirchenliedern unsers Luther, bei Klopstock; das Volk, das mehr Sinn und Einbildungskraft hat als der Gelehrte, wird leicht mit ihnen vertraut, und sie prägen sich ihm bleibender ein als das schulgerechte schläfrige Lied, wo kein Zwischengedanke und kein Zwischenpartikel ausgelassen ist: die Inversionen und die Fülle der Synonymen, die der falsche Classicismus verbannen möchte, sind das eigenste Mark der Sprache.

Alle Gesänge wilder Völker weben um eine lebendige Welt der Erinnerung. Der Sänger malt jeden Umstand, jede Bewegung, denn alle sind Theile seiner Seele. Wie reich und vielfach sind da die Umstände, Theilvorfälle, kleinen Züge! Diese, die der kalte Verstand nicht bemerkt, und der Afterverstand als überflüssig wegstreicht, sind grade die wahrsten Striche des eigenthümlichen Gesichts.

Je kenntlicher sie der Ausdruck der Empfindung ist, desto stärker und bleibender der Eindruck der Dichtung. Der wahre Dichter ist nur Dolmetscher der Natur in die Seele seiner Brüder. Was auf ihn wirkt, und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, sondern durch Naturkräfte: der dichterische Glaube wird Glaube des Volks, Quell seiner Sitte und seiner Glückseligkeit.

„Sobald Kunst an Stelle der Natur tritt und gemachtes Gesetz an Stelle der lautern Empfindung: — da dichtet immer, im wörtlichen Verstand erdichtet euch eine Natur! Empfindung, Handlung, Sitte! die Flamme der Poesie ist erloschen, und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Asche übrig. Die Dichtkunst verliert sich in gesellige Frivolität oder in ein seichtes Moralisiren. Die Verfeinerung der Sitten oder Gesinnungen hat etwas vom Opium, sie macht zur gesunden Speise, zu wahren Freuden und wahrem Gebrauch des Lebens untauglich. Keine Kraft zu genießen; desto mehr romantische Träume und Speculationen, an die kein Mensch weniger glaubt als ihr Urheber: er kann überhaupt an nichts mehr glauben, nichts anerkennen, nichts durchempfinden.“ — In fremden Sprachen quält man sich von Jugend auf, Quantitäten von Sylben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen giebt; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen: und endlich wird alles Falschheit und Künstelei. — Was ist seltner in unsern Tagen, als einen menschlichen Character zu erfassen wie er ist?

ihn treu und ganz zu halten und ihn fortzuführen? — Wir sehn so viel, daß wir gar nichts sehn, und wissen so viel, daß gar nichts mehr unser, d. h. etwas ist, das wir nicht gelernt haben konnten, das mit Tugenden und Fehlern aus unserm Ich entsprang. Unsre Seelen werden von Grund aus verbildet; wir sehn und fühlen kaum mehr, wir denken und grübeln nur, wir dichten nicht im Sturm und Zusammenhang lebendiger Welt, sondern erkünsteln uns entweder das Thema oder die Art es zu behandeln.

Nur durch gründliches Studium unserer ältern Litteratur können wir unser eignes Wesen, dem wir uns entfremdet, wiederfinden, und aufhören, uns mit dem Abwurf der Lateiner und Franzosen zu füttern.

Eine willkommene Ergänzung der altdeutschen Sprache und Sagenwelt könnten Edda und Ossian bilden. Die nordischen und celtischen Sitten sind wesentlich deutsch, ihre idealen Frauen uns verwandter als die griechischen, ebenso ihre Sagen, ihre mythologischen Bilder, ihre Naturanschauungen. Shakespeare, der sich mühsam unter der Mythologie der Alten windet, lehnt sich in seinen wunderbarsten Schöpfungen an's Nordische an.

Wenn Sophokles Griechen rührt und bildet, so rührt und bildet Shakespeare nordische Menschen. — Das ist ein Moment des Urtheils, welches Lessing entgangen war. Seine „Dramaturgie“ beurtheilt die Dichter sämmtlicher Zeiten und Völker fast in gleicher Art als Bewerber um den Beifall des Aristoteles, um den Einfluß auf das deutsche Theater; sie legt an Shakespeare und Corneille den nämlichen Maßstab an wie an Sophokles und Plautus, weil nach Lessing's Ueberzeugung das menschliche Gemüth, welches der Dramatiker rühren soll, sich in allen Zeiten gleich bleibt wie die menschliche Vernunft. Nach Herder giebt es weder eine normale Vernunft noch ein für alle Zeiten normales Gemüth; jedes lebendige Gemüth, jede lebendige Vernunft hat ihren Erdgeschmack. Bei dem Urtheil über große Dichtungen handelt es sich nicht darum, ob sie sich dem Ideal unsrer Bildung nähern? sondern ob sie an sich echt sind? Ein gesundes Volk wird sich sein Drama nach seiner Geschichte, nach Sitten, Meinungen, Vorurtheilen und Traditionen eigenartig erfinden.

Zwischen der Kunst des Shakespeare und der Kunst der Griechen liegt eine tiefe historische Kluft.

Das griechische Theater ist aus dem Chorgesang hervorgegangen, jeder folgende Dichter hat die Personen, Handlungen und Situationen vervielfältigt; das Gesetz der Einheiten war bei den Griechen historische

Nothwendigkeit. Das englische Theater, wie das moderne überhaupt, ging von der Massenwirkung, der tumultuarischen Abenteuerlichkeit der Mysterien aus: dies Uebermaß hat Shakespeare vereinfacht und gegliedert, und daraus ist die moderne Kunstform hervorgegangen. Wir haben also den umgekehrten Weg gemacht als die Griechen, und es hieße die Natur der Dinge verkennen, wenn wir auf ihre Bahn einlenken wollten.

Shakespeare unterscheidet sich von den Alten auch dadurch, daß er da Farben und Duft giebt, wo jene nur plastische Umrisse geben; daß er die ganze Natur zur Mitleidenschaft mit dem menschlichen Schicksal heranzieht; daß bei ihm die Gewalt der Handlung durch die Melodie in der Folge der Stimmungen getragen wird. „Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden. Lauter einzelne im Sturm der Zeit wehende Blätter aus dem Buch der Vorsehung. Wie vor ein Meer von Begebenheiten, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt man vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander, so disparat sie scheinen, bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plan der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben schien, erfüllt werde."

„Fand Shakespeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu einer Begebenheit zu erfassen: natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beitrugen. Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste ist, wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen." —

Herder's Hauptzweck seines Straßburger Aufenthalts war, sich eine Augenfistel operiren zu lassen; mit bittrer Resignation ertrug er lange zwecklose Schmerzen. Er lebte einsam für sich in seiner Klause, unter Büchern, in einer Hitze der Arbeit, welche die Krankheit nicht unterbrechen durfte. Die Cur mißlang völlig, und es kamen noch andre Umstände dazu, seine Abreise aus Straßburg zu beschleunigen. Die gesellschaftliche Stellung zu seinem jungen prinzlichen Pflegebefohlnen mißfiel ihm sehr bald; schon 20. Sept. kündigte er, und nahm 16. Oct. die ihm angebotene Superintendentur in Bückeburg an: der Graf hoffte an ihm einen würdigen Nachfolger Abbt's zu finden, den er so begeistert gelobt. Seine Arbeiten und die Operation seiner Augenfistel verzögerte

seine Abreise; nachdem die letztere gescheitert war, reiste er 13. April 1771 grollend aus Straßburg über Darmstadt nach Bückeburg ab.

„Herder“, erzählt einer der wenigen, denen Jener in seine Klause Zutritt verstattete, „hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen aber höchst individuellen liebenswürdigen Mund; unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte.“

Dieser Eine war der junge Goethe; das Zusammentreffen der beiden Jünglinge in Straßburg, auf der Scheide zwischen französischer und deutscher Cultur, in einer Zeit, wo das Land noch ganz deutsch war, gehört zu den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte unsers geistigen Lebens.

5.

Lessing in Wolfenbüttel.

1770—1772.

Da die Lage in Hamburg Lessing immer weniger befriedigte, und zu einer Reise nach Italien vorerst keine Aussicht war, nahm er die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel an, die Erbprinz Ferdinand von Braunschweig (35 J.), der für seinen altersschwachen Vater Karl die Regierung führte, ihm hatte anbieten lassen. 21. April 1770 trat er seine Stelle an, in der er nun elf Jahre, bis ans Ende seines Lebens verharren sollte.

Der Erbprinz, Großmeister der Logen von der stricten Observanz, hatte viel geistige Neigungen; er hatte sich von Winckelmann in Rom herumführen lassen und sich mit Mendelssohn in Verbindung gesetzt, um über die wahre Religion aufgeklärt zu werden. Aber er flößte kein Vertraun ein, und Lessing kam in keine Beziehung zu ihm.

Lessing's Gehalt betrug 600 Thl., freie Wohnung und Holz. „Für die Zukunft bin ich so ziemlich aus aller Verlegenheit; für den Augenblick stecke ich in Schulden bis über die Ohren!“

Lessing's eigentlicher Verkehr waren die Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, meist ehemalige Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“. An der Spitze Abt Jerusalem, Verfasser der erbaulichen „Betrach-

tungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion.“ Unter ihm Conr. Arn. Schmid, Professor der Theologie, den Lessing wahrhaft achtete, und von dem er zu sagen pflegte, er wisse selbst nicht, wieviel er wisse; sein Schwiegersohn Eschenburg, der eben ein Buch über Shakespeare übersetzte, Ebert, Zachariä und Gärtner, die ein „Spanisches Theater“ nach dem Französischen herausgaben.

„Die Stelle“, schreibt Lessing an seinen Vater, „ist so als wenn sie für mich gemacht wäre. Amtsgeschäfte habe ich keine andern als die ich mir selbst machen will. Der Erbprinz hat mehr darauf gesehn, daß ich die Bibliothek als daß die Bibliothek mich nützen soll; gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder vielmehr eins folgt aus dem andern.“ Es geschah, indem er eine Reihe „Beiträge aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek“ veröffentlichte; durchweg selbständige gelehrte Forschungen über die entlegensten Gegenstände.

„Glauben Sie nicht“, schreibt er an Mendelssohn, „daß ich mich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben grade so viel als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen.“ — „Dabei ist der Geist in einer so faulen Thätigkeit, so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugier keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dings zu denken, das man sucht; man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, wenn es ein Nichts ist, was man endlich gefunden hat.“

Das Glück verschaffte dem neuen Bibliothekar gleich zu Anfang einen köstlichen Fund. C. A. Schmid hatte eben ein Manuscript herausgegeben, welches die Aufmerksamkeit auf Berengarius leitete, der unter Gregor 7. wegen ketzerischer Ansichten über das Abendmahl verurtheilt war. Lessing fand nun in der Bibliothek eine ausführliche Denkschrift dieses Mannes, aus welcher sich ergab, daß seine religiösen Ansichten von seinen Verfolgern falsch dargestellt waren, und beschloß eine neue „Rettung“. Schmid widerrieth ihm zuerst, sich zu tief einzulassen; bald aber wurde auch er warm, und endlich ganz heiß; es ist eine Freude, den Eifer der beiden Männer in ihren Briefen zu verfolgen. Oct. 1770 wurde die Schrift verschickt. Sie ist weitaus die beste unter Lessing's „Rettungen“, und spricht die volle Kraft seines Gemüths aus. Die theologische Parteinahme lehnt er ausdrücklich ab: „ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigsten wird es mir einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken. Meine Fragen betreffen lediglich die Geschichte des Dogma; höchstens ein

Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andre Meinung ergeben dürfte." Seine Vorliebe für Ketzer verhehlt er keineswegs: „es sind Menschen, die mit eignen Augen sehn wollten; die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen." Die Hauptsache ist ihm die Wahrheit, die ihm unbeabsichtigt in dramatischer Form sich aufdrängt. Mit Spannung hört man ihm zu, wie er seinen Fund schildert, seine Arbeit und seine Gemüthsbewegungen dabei; wie der Grimm über religiöse Verfolgung in ihm aufgährt, und wie er die Lügen des Verfolgers Lanfranc, eine nach der andern, mit wachsendem Zorn enthüllt, und endlich ausbricht: „o heiliger Lanfranc! wenn du dir das erlauben konntest — — bitte nicht für mich!" da jubelt der Leser mit auf. — Mit nicht geringer Entrüstung weist er die Behauptung zurück, Berengarius habe sich vor seinem Ende bekehrt. „Ein Mann wie Berengarius hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, wäre bei ihr trotz aller Gefahren vierzig Jahre beharrt; — und auf einmal, in eben dem Augenblick, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen als die Schätze der Wahrheit, da auf einmal hätte seine Seele so umgekehrt werden können, daß die Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte?! — Wer mich das bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit zu entsagen. Denn wozu diese Untersuchungen, wenn die Vorurtheile unsrer ersten Erziehung doch nie auszurotten sind? Die Begriffe, die uns in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind grade die flachsten; und diejenigen, bei welchen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, zeigen dadurch nur, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollten, noch weniger ihr Eigenthum waren. Ein Berengarius stirbt sicherlich wie er lehrte; und so sterben sie alle, die ebenso aufrichtig, ebenso ernstlich lehren als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiel bleiben, und Einfalt und Heuchelei müssen das Bett des Sterbenden nicht belagern und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig zu sterben."

Der Bibliothekar wurde durch zahlreiche Anfragen auch äußerlich veranlaßt, seine gelehrten Studien fortzusetzen, und es kam ihm gelegen, mit den „Beiträgen aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek" Stück für Stück sofort vor die Oeffentlichkeit zu treten. Diese Arbeiten unterbrachen seine dramatische Thätigkeit, die er doch nicht ganz wollte

fallen lassen. Er hatte noch mancherlei Entwürfe auf Lager, die ihn gleichsam zur Vollendung drängten, meist aus der Zeit, wo Vereinfachung der Fabel sein Hauptaugenmerk war. Vom „Faust" hatte er schon 1759 ein Fragment veröffentlicht, eine geistvolle Verbesserung des Prologs im Puppenspiel; das Schnellste auf der Welt ist nicht der Gedanke des Menschen, sondern der Uebergang vom Guten zum Bösen. Faust's schmerzlicher Ausruf: „ich habe es nur zu wohl erfahren!" deutet auf einen tragischen Ausgang: vielleicht sollte der maßlose Wissensdurst als gefährliche Verlockung zum Bösen sich erweisen. Was die Freunde weiter von dem Entwurf berichten, widerspricht sich durchaus, und man darf wohl annehmen, daß Lessing in seiner sanguinischen Art denselben weiter ausgeführt glaubte, als er es in der That war. Er steckte damals tief in Plänen, aber keiner wollte zur Ausführung kommen.

Am gründlichsten hatte er einen Vorwurf durchdacht, „Emilia Galotti", die er schon im Sommer 1758 angemeldet. „Der Dichter hat die Geschichte der Römischen Virginia von alledem abgesondert, was sie für den Staat interessant macht; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, weil ihm ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug sei, wenn auch kein Umsturz der Staatsverfassung darauf folgt. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der Englischen Bühne. Er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich von dem Ausgearbeiteten wieder aus."

Zwischen dem Abschluß der „Dramaturgie" und der „Emilia Galotti" lagen drei Jahre; der Plan des Stücks war 14 Jahre alt. Durch die neue Ausgabe seiner älteren Dramen wie durch manches andre, z. B. das neue Berliner Theater, wo „Minna" stets volle Häuser machte, wurde bei Lessing die alte Lust wieder rege, und er ging rasch an die Arbeit. Es ist fast komisch, mit welch trotziger Scheu er den Herzog von Braunschweig in seine dramatische Thätigkeit blicken läßt: er empfindet es gewissermaßen als ein Unrecht, daß er sich für gelehrte Arbeiten bezahlen läßt und solche Allotria treibt; er entschuldigt sich damit, das Stück sei ja eigentlich auf Hamburger Boden gewachsen, und er habe nur noch die letzte Hand angelegt. In der That liest sich die „Dramaturgie", wenn man sie durch die „Emilia" commentirt, wie das Programm einer neuen Kunstgattung, und die Ausführung, das Stück selbst, war für die Entwickelung unsrer Poesie bei weitem wichtiger als das Programm.

13. März 1772 wurde „Emilia Galotti" in Braunschweig aufge-

führt; der Dichter hatte mit dem Abschluß gezögert, bis der Theaterdirector drohte, ihn selbst zu machen. Die Freunde begrüßten Lessing jubelnd als zweiten Shakespeare; er selbst verhielt sich sehr kühl, und wohnte der Aufführung nicht bei. Auch in Berlin, 6. April, schlug das Stück durch, wenn man auch mancherlei auszusetzen hatte. Eberhard äußerte, es sei ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum erst hineinwachsen müsse. In Hamburg gab Schröder das Stück 15. Mai; zum ersten Mal gab er eine ernste Rolle, den Marinelli, den er später mit dem Angelo vertauschte; Brockmann gab den Prinzen, Dorothea Ackermann Orsina, Charlotte Emilia. Ueber die Aufführung in Weimar und Gotha schreibt Ekhof: „wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet. Nur wenig Autoren machen es dem Schauspieler so schwer; die meisten ihrer Figuren kann man leicht haschen, sie schwimmen oben wie eine Baumrinde."

„Welch ein Stück!" schreibt Boie; „man kann tadeln, aber daß nur Niemand ein deutsches oder ausländisches Stück damit vergleiche! Selbst der Streit darüber ist mir sehr lieb, es ist ein Beweis, daß uns die schönen Wissenschaften nicht mehr so gleichgültig sind als vor zehn Jahren."

Der junge Goethe, der damals den Götz dichtete, tadelt das zu Kunstvolle des Stücks: „nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend darin; mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum jeder Scene auffinden; darum bin ich ihm nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist!" Wie weit nun aber dieser Tadel begründet sein mochte, jedenfalls lag darin zugleich die höchste Anerkennung der Kunstform: hier war nun wirklich erreicht, was den Franzosen als Ideal vorschwebte, die Einheit der Handlung, die alle einzelnen Scenen mit der Idee des Ganzen in Verbindung setzte.

„Die Liebhaber des Stücks", schreibt Ramler in der Vossischen Zeitung 28. März, „finden darin wahre Charaktere, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann, die vortrefflich von einander abstechen, nicht wie schwarz und weiß, sondern wie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen. Die Sprache ist die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studirstube oder so manches gefeierten Dichters, bei welchem die Princessin Tochter und der Vater, der alte Bediente und die junge Vertraute in demselben Ton declamiren. Nachdenkliche Leser finden bei jedem Schritt Sachen, nicht oft gesagte, sondern neue selbstgedachte und lehr-

reiche Sachen, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollen. Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen."

„Die Ankündigung des Inhalts ist ungezwungen und schön in Handlung gebracht. Die geringsten Umstände haben Folge, und dienen entweder, den Charakter und die Leidenschaften der Personen in ein helleres Licht zu setzen, oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. Die letzte Entwickelung ist mit ungemeiner Kraft vorbereitet, und wird unsern Augen bis an's Ende glücklich entzogen. Vom Hauptzweck der Tragödie sagen wir nichts; wir hätten aber Lust, an die Spitze die Worte zu schreiben: Et nunc, reges, intelligite! erudimini, qui judicatis terram!" —

„Emilia Galotti", schreibt ein scharfer Kritiker, der Lessing nicht besonders hold war, Hauptmann v. Mauvillon in Kassel, „hat ein großes Verdienst: alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; ja kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene; die spielenden Personen kümmern sich blos um sich. Aber unter der Bemühung, das Natürliche zu suchen, ist das Interesse verloren gegangen; konnte man beides nicht erhalten, so mußte lieber das erstere geopfert werden. Ein Theaterstück muß eine Ordonnanz haben wie ein Gemälde: die Hauptfiguren oder wenigstens die Hauptgruppe muß gleich in die Augen fallen und sich vor allen andern heben; die übrigen müssen nach dem verschiednen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr natürliches Licht gesetzt sein, und sämmtlich zur Hebung der Hauptgruppe concurriren. In der Emilia nimmt der Prinz einen zu breiten Platz ein, und in der entscheidenden Scene wird Emilia sogar noch durch Orsina und Claudia in den Hintergrund gedrängt; was man zu fürchten habe, ist nicht genau bestimmt." —

Ehe man indeß über die Technik der „Emilia" urtheilt, muß man sich klar machen, daß sie eine bewußte und gewollte ist. Der leidenschaftliche Gegner der Franzosen wahrt nicht blos die Einheit der Handlung, sondern auch die Einheit von Ort und Zeit. Die Handlung beginnt am Morgen und reicht kaum bis zum Abend; sie bleibt in einer beständigen Succession. Wenn Shakespeare bei der coupirten Art seiner Scenen mitunter einen großen Zeitraum umspannt und doch die Täuschung hervorbringt, als folge alles unmittelbar hintereinander, so verzichtet Lessing auf diesen Kunstgriff, weil die coupirte Form nur auf dem

Shakespeare'schen Theater möglich war, das Lessing nicht vorfand und auch nicht wollte. Der Ort bleibt zwar nicht, wie auf der französischen Bühne, durch das ganze Stück ungeändert, aber er bleibt es in jedem Act. Die Aufmerksamkeit wird in keiner Weise zerstreut, sie bleibt auf das Wesentliche der Handlung gerichtet, da alles Unwesentliche vollkommen durchsichtig ist.

Die Handlung besteht aus drei Hauptvorgängen: dem Liebeswerben des Prinzen in der Kirche, Appiani's Ermordung und dem Tod der Emilia. Nur den dritten sehen wir mit Augen; der erste fällt in den Zwischenact; den zweiten nehmen wir aus dem Hintergrund wahr. Trotzdem empfangen wir vollkommen sinnlich den Eindruck der Begebenheiten, und diese ergreifen uns mächtiger, als wenn wir Augenzeugen gewesen wären. Das Entsetzen Emilia's bei ihrer Flucht aus der Kirche und was sich weiter daranknüpft, der Empfang der einzelnen Personen nach Verübung des Verbrechens: das alles prägt sich unauslöschlich ein; der Schatten dessen, was geschehen ist, berührt uns unheimlicher als das Geschehen selbst. Wie die Fäden der Intrigue von allen Seiten sich zusammenziehn, um endlich das Netz zu bilden, in dem die Katastrophe sich vollzieht, das ist meisterhaft gezeigt; wir ahnen alles voraus und werden doch überrascht und entsetzt.

Das Stück hat keine leeren Stellen; jede Scene ist dazu da, die Handlung vorzubereiten und klar zu machen; jede Scene gehört nothwendig dahin, wo sie steht; aber jede Scene ist auch interessant für sich, abgesehn von ihrer Beziehung auf das Ganze. Es ist ein im höchsten Sinn geistreiches Stück. Alles, wovon die Rede ist, tritt in seiner geistigen Physiognomie hervor; man bewegt sich in einer hochgebildeten Gesellschaft, an deren Unterhaltung man sich lebhaft betheiligt; selbst die kleinen Nebenfiguren füllen nicht blos eine Lücke aus, sie sind Existenzen für sich, geistige Existenzen.

Die „Emilia" enthält eine wesentlich neue Form der Tragödie, die gegen die Franzosen wie gegen Shakespeare absticht. In der französischen Tragödie hat die Handlung nur den Zweck, die Leidenschaft zu gewaltig rhetorischem Ausdruck zu treiben; durch diesen, nicht durch das, was vorgeht, soll die Seele des Zuhörers gestimmt, erregt und befriedigt werden; auf die Tonlage dieser Kraftstellen bereitet von Anfang an der Ton der ganzen Tragödie vor. Bei Shakespeare ist der Höhepunkt, wenn die Leidenschaft sich in voller Macht austobt. Die Zuhörer werden erschüttert, in das Mitleid mischt sich Furcht.

In der „Emilia" kann der Zuschauer dem, was vorgeht, mit Ge-

lassenheit folgen, er kann sich das Einzelne überlegen und zurechtsetzen. Und doch ist, was vorgeht, arg genug. Der höchste Richter des Landes begeht aus Leidenschaft ein Verbrechen; ein reizendes junges Mädchen wird durch den innern Conflict des Herzens getrieben, den Tod zu suchen; ein Vater tödtet aus Liebe seine Tochter und liefert sich dann dem Gericht des Verfolgers aus. Ein Inhalt, der sich dreist neben jedem Shakespeare'schen sehn lassen kann: warum wirkt er nicht ebenso gewaltig?

Lessing sucht nicht blos keine Gelegenheit, eine Leidenschaft zum volltönenden Ausdruck zu bringen, er vermeidet sie geflissentlich; alle seine Personen halten in der Leidenschaft zurück, Orsina und Claudia ausgenommen, denen nur eine secundäre Stelle zukommt. Selbst der Ausdruck des Schmerzes, ja der Verzweiflung nimmt bei ihm gern die Form des Witzes an. Emilia in ihrem innern Conflict drängt zum Ende, sie möchte am liebsten garnichts sagen; Odoardo bezähmt seinen Grimm nach den vorgeschriebenen Begriffen des Anstands, und als nun die Katastrophe eintritt, ist alles rasch zu Ende.

Lessing hat — und darin liegt das Neue — die Methode des Lustspiels auf die Tragödie übertragen; er hat den tragischen Fall dramatisch grade so behandelt, wie den heitern in der „Minna von Barnhelm“. Es konnte ihm nicht einfallen, auf die Erregung des Mitleids zu verzichten, aber er wollte das Mitleid weder erschleichen noch ertrotzen. Der Zuschauer sollte den Vorgang in seinem innersten Zusammenhang aufmersam verfolgen und prüfen, er sollte sich in seiner Beobachtung durch kein unzeitiges Gefühl verwirren lassen. Darum wird, was sonst in der Tragödie nicht zu geschehn pflegt, jeder scheinbar unwesentliche Umstand sorgfältig motivirt, und die Sprache des gewöhnlichen gebildeten Lebens naturgetreu nachgeahmt.

Als in Wien das Stück mit viel Beifall gegeben war, erklärte Kaiser Joseph sehr zufrieden, er habe noch nie in einem Trauerspiel so — gelacht! und das Publicum lachte mit. Allerdings war die Empfindung der Wiener sehr roh, und durch die Gewohnheit schlechter Stücke, in denen nur einfache Motive vorkamen, verbildet, aber sie gerirten sich als echte Naturalisten, wenn sie sich über Marinelli's Geschick und Witz amüsirten, und darüber die furchtbar tragische Situation vergaßen.

Wenn aber der Eindruck auf rohe Naturalisten für den Werth des Stücks nicht maßgebend sein kann, so wird auch der ernster denkende Zuschauer durch den Ausgang verwirrt: das ganze Stück hindurch ist der Verstand so in Anspruch genommen, daß er sich auch am Ende, wo das Gefühl allein sprechen sollte, nicht zum Schweigen bringen läßt;

er fragt nach dem Warum? was sind die Motive der handelnden Personen? Sonst wird alles, was vorgeht, so sorgfältig motivirt, aber grade der Moment, auf den das ganze Gewebe der Handlung vorbereiten sollte, wirkt nicht überzeugend; man mußte schon nach der Sage der Virginia darauf gefaßt sein, und doch wird man betroffen. Odoardo selbst ruft erschrocken: „Gott was habe ich gethan!" und vollends vor Emilia steht man wie vor einem Räthsel. Die wilde Orsina durchschaut man ganz; aber was geht in jener Jungfrau vor?

„Was heißt Gewalt? Verführung ist die wahre Gewalt!" — Ist es Emilia mit diesem Ausruf Ernst? „Mich dünkt", schreibt Claudius, „ich hätte an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüstigsten Teufel gehen können, und keiner hätte wagen sollen, mich anzurühren!" Aehnliche Urtheile konnte Lessing von allen Seiten hören, und sie waren begründet. Lessing hatte die eigenthümliche Gefühlsmischung in einer noch halbschlummernden Mädchenseele sich wohl richtig gedacht, aber er fand in seinen Erinnerungen und Träumen nicht die richtigen Farben vor.

Herder, der im Anfang das Stück nicht mochte, weil es ihm zu ausgeklügelt vorkam, der sich aber später mit der vollsten und aufrichtigsten Bewunderung darüber aussprach, erklärt Emilia's Verhalten nicht uneben: „Das flatternde Vögelchen fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der großen, glänzenden Schlange; es fühlt denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick; oder ohne Gleichniß: sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vor dem Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Flut. Wie verstandvoll hat Lessing ihr Herz mit Religion verwebt, um die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen."

Eigentlich treibt Emilia nicht die Furcht vor etwas, das geschehen könnte, sondern der Ekel vor dem, was geschehen ist, in den Tod. Der Prinz hat ihre Phantasie beschäftigt, sie aufgeregt, als sie mit Gott zu thun hatte; er fährt fort, ihre Phantasie zu beschäftigen, da sie ihn als Mörder kennt. Sie fühlt, daß noch in diesem Augenblick der lasterhafte Prinz ihr interessanter ist als ihr tugendhafter Bräutigam, und dieses Gefühl ekelt sie an, sie kann es nicht ertragen, sie muß ein Ende machen. — Männer wie der Prinz, mit diesen Gemüthssprüngen, mit diesem Wechsel von Kälte und Leidenschaft, mit diesem warmen Gefühl für das Schöne und dieser Bereitschaft für das Schändliche, Männer, die in jedem Augenblick ein Räthsel aufgeben: diese sind es, welche auf die Phantasie der Frauen einwirken, und durch dies Medium auf das Ge-

müth. Orsina, kein gemeines Weib, ist ein Symptom dieser Wirkungen.

Lessing bekannte später, er habe sich beim Entwurf des ersten Acts noch nicht völlig klar gemacht, einen wie bedeutenden Antheil der Prinz am Schluß haben sollte. Wie es jetzt steht, ist der Prinz die Hauptperson des Stücks; der Schuldige ist dramatisch die interessanteste Figur: es sind zum Theil seine besten Eigenschaften, die ihn verführen. Er ist gutmüthig auf seine Art, hat keine Lust an der Gewaltthat, hat nicht blos Sinn für die Kunst, sondern auch Achtung vor der Tugend und eine große Feinfühligkeit im Verhalten zu andern Ständen. Er hat lebhafte und fein gestimmte Sinne, einen künstlerisch gebildeten Geschmack, der leicht gereizt aber nicht leicht befriedigt wird, der stets zu neuen Versuchen drängt. Selber leicht gereizt, hat er die gefährliche Gabe, Andre zu reizen. Er faßt das ganze Leben künstlerisch auf: „qualis artifex pereo!" wie Nero sagte. Für einen solchen Künstler ist es gefährlich, eine Macht zu besitzen, die ihn das Gesuchte schnell finden läßt. Er will gern abkürzen, das Poetische rein haben; um den prosaischen und verdrießlichen Beisatz loszuwerden, bedarf er eines geschickten, nie bedenklichen Dieners, der ihm mit guter Miene die heikeln Geschäfte abnimmt; den er zur Noth mit einem Fußtritt entfernen kann, wenn er ihm unbequem geworden ist. Dann kann er mit Bedauern seine Hände rein waschen.

Um den Fürsten dreht sich alles: der Höfling, der Künstler, der Geheimrath, die Maitresse, ja auch die Tugendhaften von altem Schlage: sie alle sind eigentlich nur dazu da, die verschiedenen Seiten seiner Existenz ans Licht zu bringen, den Stand des Fürsten in allen denkbaren Situationen zu zeigen, oder, wie Herder sich treffend ausdrückt, „ihn am feinsten Spieß langsam am Feuer seiner Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzudrehn, daß er in der Phantasie des Zuhörers gar werde." Diese Richtung des Stücks verkannte Mauvillon, wenn er die „Ordonnanz" vermißte. Der leidenschaftliche Republicaner, später Mirabeau's Freund, hätte sie wohl herausfinden können: sprach er sich doch gleichzeitig in den „Briefen über den Werth einiger Schriftsteller" verächtlich über die schlaffe Stimmung der jungen Poeten aus, die den Despotismus begünstige. „Ueberall Lob des guten Herzens, d. h. der Temperamentstugend; eine mitleidige Thräne zu weinen, wird als Gipfel der Tugend angesehn; in süßlicher Empfindsamkeit geht alle Manneskraft verloren. Diese verliebten Poeten machen den Menschen begierig nach Vergnügen, unfähig, nach Großem zu trachten. Solche

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

kleine Seelen braucht man bei unsern Regierungsformen: was sie weich und schwach macht, macht sie auch gut; wären sie ehrgeizig, so würden sie boshaft und tückisch."

Die wahre Ordonnanz der „Emilia" ist die Kritik der politischen Zustände, wie sie aus der absoluten Monarchie hervorgehn. Die Personen fallen als Opfer derselben. Diese Zustände sind die nämlichen, die damals auf Deutschland lasteten. Wenn die übrigen Liberalen für den aufgeklärten Despotismus schwärmten, so zeigt Lessing, wie die unumschränkte Monarchie auch gut angelegte Naturen, denen die Macht in die Hände gegeben ist, verführt; wie sie auch die bravsten und tapfersten Menschen unterdrückt, die in ihre Nähe kommen; alles verkümmert unter ihrem Pesthauch.

Darin liegt die Bedeutung, aber auch das Bängliche des Stücks. Die Personen lösen sich nicht von seiner Atmosphäre ab, sie sind ohne sie gar nicht zu denken. In dieser Atmosphäre liegt die eigentliche Schuld: durch sie wird der geistreiche, kunstsinnige, liebebedürftige Fürst verführt, Werkzeuge, wie Marinelli, zu suchen; durch sie wird es ihm leicht, sie zu finden. Aber auch den Odoardo, Appiani u. s. w., hat die Hofluft den Kopf verwirrt; um ihre Arme schließt sich ein unsichtbares, unzerreißbares Netz; über ihre Augen breitet sich ein Schleier, der sie den Weg nur halb sehen läßt. Sie haben schon vor der Katastrophe etwas Unbehagliches und gleichsam Gebrochenes. An Gewohnheiten und Rücksichten gebunden, selbst im Innersten unsicher, überlassen sie die tragische Entscheidung dem Zufall. „Ich gehe und liefere mich selbst ins Gefängniß, ich gehe, und erwarte Sie als meinen Richter!" Dem Verbrecher soll die letzte Schmach nicht erspart werden, auf sein Verbrechen das Siegel der vermeinten Gerechtigkeit zu drücken. Lessing hatte vollkommen recht, diesen Ausgang für tragischer zu halten als den Ausgang der Virginia, deren Tod ja nur das Signal der Befreiung ist; aber wenn man sich diese Rechtszustände näher ausmalt, so streift das Tragische an das Entsetzliche. Die „Emilia" gehört wesentlich zu den Symptomen der immer mehr um sich greifenden radical-politischen Bewegung.

An manchen Höfen witterte man Unrath: man munkelte, die Orsina solle eine Anspielung auf die Maitresse des Herzogs von Braunschweig sein, die Marquise Branconi, welche Prinz Ferdinand 1766 aus Rom mitgebracht hatte. Sie war die Tochter eines deutschen Grafen Elsner und einer Italienischen Schauspielerin, sie war selbst eine Schauspielerin gewesen. „Das größte Wunder von Schönheit!" schreibt Zim-

mermann nach einem Besuch in Braunschweig; „sie hat die besten Manieren, und logirt wie eine Königin.“ Gewiß hatte Lessing an diese Dame nicht gedacht: sie war zwar auch eine Philosophin wie Orsina, aber zugleich eine schöne Seele, und hat als solche später Männer wie Lavater und Goethe bestrickt.

Für das Deutsche Theater hoffte man von der Schule der „Emilia Galotti“ einen neuen Aufschwung. Den Schauspielern hatte Lessing eine sehr dankenswerthe Aufgabe gestellt: er hatte seine Figuren nicht blos nach den Bedürfnissen der dargestellten Begebenheit, sondern ebenso nach den Bedürfnissen der Schauspieler zugeschnitten, die bei jeder Rolle ihre besten Kräfte daransetzen konnten. Da nun grade in jener Zeit ebenso der Drang, von der Bühne aus zu wirken, wie die Schaulust des Publicums im entschiedenen Aufsteigen begriffen war, hätte man erwarten sollen, daß Lessing durch neue Leistungen dem deutschen Drama eine große Zukunft bereiten müsse.

Diese Erwartung wurde getäuscht. Nicht sehr lange nach der Aufführung der „Emilia“, 5. Dec. 1772, schreibt Lessing an seinen Bruder: „Ich will es wohl bleiben lassen, wieder etwas für das Theater zu schreiben! Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlag wenigstens zwölf Stücke, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte; aber wozu für nichts und wider nichts mich sechs Wochen auf die Folter spannen?“ Als einzigen Grund führt er an, daß die Anerbietungen des Wiener Theaters seinen Anforderungen nicht ganz entsprachen; hundert Ducaten waren immerhin für jene Zeit bedeutend genug; und es ist wohl anzunehmen, daß der Geldpunkt nicht das einzige Motiv war, daß Lessing über seine Fähigkeit, ein Drama in sechs Wochen zu vollenden, sich zu sanguinisch aussprach. Hätten ihn seine Entwürfe wirklich gedrängt, so hätte er nicht widerstehn können.

Wäre das Theater unter Lessing's Händen geblieben, so hätte sich für Deutschland ergeben, was bisher den Vorzug der Spanier, Engländer und Franzosen gemacht hatte: das Zusammenwirken der schöpferischen Kraft, der wahren Bildung und der populären Darstellung. Aber dazu fehlte Lessing die Ausdauer und die Fruchtbarkeit, und so mußte er das Theater einer wilden Schaar überlassen, die alle von ihm festgestellten Begriffe über den Haufen warf.

Das Schwächste in der „Emilia Galotti“ wie früher in der „Sara Sampson“ bleibt die ungenügende Ausmalung der zarteren Weiblichkeit. Hätte Lessing in seinen Erinnerungen wärmere, lebhaftere Farben dafür gefunden, so würde er nicht gezögert haben, sie anzuwenden, wo das

7*

Problem es grabezu forderte, und damit dem dramatischen Gang eine bestimmtere Richtung zu geben. Aber diese Erfahrungen fehlten ihm, und die fast steife Zurückhaltung in den Briefen an seine erste echte Liebe, die mit der „Emilia" gleichzeitig geschrieben wurden, erklärt die Zurückhaltung bei seinen dramatischen Gestalten. Im Leben hielt er zurück, weil er es bei einem reifern Mann für unziemlich hielt, sich leidenschaftlich zu ergießen, aber das rächte sich in seiner Poesie. —

Unter allen persönlichen Verhältnissen jener Zeit war das rührendste das zu Rector Reiske in Leipzig, der in der dürftigsten Lage mit aufopferndem Idealismus seiner Wissenschaft, den orientalischen Sprachen lebte. Aug. 1771 kam er mit seiner Gattin Ernestine, seiner treuen hingebenden Helferin, nach Wolfenbüttel, um die dortigen orientalischen Handschriften einzusehn; Ernestine faßte eine stille Liebe zu Lessing, fuhr aber fort, ihren kränklichen Gatten bis an seinen Tod gewissenhaft zu pflegen.

Als Lessing, nachdem er das Amt in Wolfenbüttel angenommen, lange zauderte, es anzutreten, schrieb ihm Ebert: „ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie aufhalten, eine Braut wäre; aber Sie sind leider vor diesem Verdacht sicher." So dachten die Freunde, aber es war etwas an der Sache. Eine mehrjährige Freundschaft zu Eva, der Wittwe des Seidenhändlers König, war allmälig in eine entschiedene Neigung übergegangen; und wohl verdiente die edle Frau mit ihrer hingebenden Theilnahme an Lessing's Interessen, Sorgen und Einfällen, daß er in ihr das höchste Bild der Weiblichkeit fand. Sie war eine Frau von seltner Gemüthstiefe und Seelenreinheit, an sittlicher Strenge und Sicherheit Lessing überlegen, in dem freien Blick ihm fast ebenbürtig. Zu einer förmlichen Verlobung kam es erst 1771; aber Eva hatte nur unter der Bedingung eingewilligt, vorher alle Verpflichtungen ihres verstorbenen Mannes abzuwickeln und die Zukunft ihrer Kinder sicher zu stellen; zu diesem Zweck war sie nach Wien gereist. Gern hätte ihr Lessing eine angenehme Häuslichkeit geboten, und die fand er in Wolfenbüttel nicht.

Schon seine ersten Briefe an Eva streifen, mit aller scheinbaren Heiterkeit, etwas an Galgenhumor. „Alles in der Welt ist zu überstehn, wenn man gesund ist. Das Lachen erhält gesund und macht sogar fett. Sie dürfen nur vergnügt sein, und die Gesundheit findet sich von selbst. Und vergnügt wird man unfehlbar, wenn man es sich nur immer vorsetzt. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und wie ich hier lebe, wundern

sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme."

Es kam ihm in Wolfenbüttel immer einsamer vor unter seinen Büchern, er fühlte sich nicht wohl. Er hatte keinen rechten Mittelpunkt für seine Arbeiten. „Ich thue nichts Rechtes, und bin zufrieden, daß ich nur das eine große Werk der Philosophie oder Poltronnerie zu Stande gebracht, daß ich noch lebe!" Mit seinen pecuniären Verhältnissen, die er erst zu sanguinisch aufgefaßt, war er wieder in Unordnung, was ihm um so empfindlicher war, da er nach dem Tode seines Vaters 22. Aug. 1770 für die Familie zu sorgen hatte. Zu wirthschaften hatte er nie gelernt.

„Mir ist", schreibt er Juni 1772, „jetzt nicht selten das Leben so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — ich weiß nicht, ob ich gesund oder krank bin. Wer mich sieht, macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte immer mit einer Ohrfeige antworten: was hilft es, gesund zu sein, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?"

26. Oct. „ich werde in dieser Einsamkeit jeden Tag dümmer und schlimmer; ich muß wieder unter Menschen kommen, wenn noch ein Funke Gutes an mir bleiben soll."

An Eva schrieb er nur sehr selten. „Was kann ich besser thun, als daß ich meine Raserei in der Stille abmache, und keinem damit beschwerlich falle — Ihnen am wenigsten! Ihnen den Kopf noch wüster machen mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopf hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke. Diese Jahre waren ein garstiger Traum!"

Gewöhnlich stellt man sich Lessing vor als einen Mann von derber unerschütterlicher Gesundheit des Leibes und des Geistes, der sein Ziel mit völliger Klarheit vor Augen sah, und unerbittlich, unerschütterlich die Gegner wegfegte, die ihm in den Weg kamen; kampfesfroh, mit stählernen Nerven, unbeirrt in seiner Ueberzeugung; lebenslustig und voll freudigen Glaubens an die Harmonie und Vernunft dieser Welt. Durchfliegt man seine Briefe, so wird dies Bild einigermaßen getrübt; man staunt mitunter über ihre Bitterkeit, über die wilde Unruhe, für die man vergebens nach einem Grund sucht.

Weit entfernt, ein Mann mit stählernen Nerven zu sein, litt er stärker als Andre unter den Kämpfen, die er doch suchte. Bei aller Lebensfreude war auch die Fähigkeit, vom Leben verletzt zu werden, un-

gemein stark in ihm. Daß er die Schicksalsmächte so lebhaft empfand, und die Außendinge anklagte mit dem heimlichen Gefühl, in seiner eignen Natur den Grund des Schicksals zu haben, klärt uns über eine seiner Lieblingslehren auf. Er nannte das Mitleid die edelste Fähigkeit des Menschen, und erklärte für die Aufgabe der Tragödie, das Mitleid zu erweitern, zu reinigen und zu adeln. Im gemeinen Leben ist das Mitleid mit einer Art Geringschätzung verbunden: man sieht auf den herunter, den man bemitleidet. Das gereinigte Mitleid soll vielmehr Achtung vor seinem Gegenstand erwecken, auch wenn das Schicksal, das man betrauert, aus einer geheimen Schuld hervorgeht. Diese edle menschliche Lehre hätte Lessing nicht mit so viel Energie entwickeln können, wenn ihm nich die eigne Erfahrung zu Hülfe gekommen wäre. Wenn wir ihm, dem guten und großen Mann, unser Mitleid zuwenden, so wird dadurch unsrer Bewunderung nicht der mindeste Abbruch gethan.

Fünftes Buch.

Goethe's Jugend.

1771—1781.

1.

Der Wandrer.

— „Seht den Felsenquell! freudehell wie ein Sternenblick! Ueber Wolken nährten seine Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch. Jünglingfrisch tanzt er aus der Wolke auf die Marmorfelsen nieder, jauchzet wieder nach dem Himmel. Durch die Gipfelgänge jagt er bunten Kieseln nach, und mit frühem Führertritt reißt er seine Bruderquellen mit sich fort. Drunten werden in dem Thal unter seinem Fußtritt Blumen, und die Wiese lebt von seinem Hauch. Doch ihn hält kein Schattenthal, keine Blumen, die ihm seine Knie umschlingen, ihm mit Liebesaugen schmeicheln: nach der Ebne geht sein Lauf schlangenwandelnd. . . Und die Flüsse von der Ebne, und die Bäche von den Bergen jauchzen ihm und rufen: Bruder, nimm die Brüder mit! Uns frißt in öder Wüste gieriger Sand; die Sonne droben saugt an unserm Blut, ein Hügel hemmet uns zum Teiche! . . . — Kommt ihr alle! — — Und nun schwillt er herrlicher; ein ganz Geschlechte trägt den Fürsten hoch empor! Und im rollenden Triumphe giebt er Ländern Namen, Städte werden unter seinem Fuß. Unaufhaltsam rauscht er weiter, läßt der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuser, eine Schöpfung seiner Fülle, hinter sich. Sausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit." —

Dies Gedicht, das Sept. 1773 im Göttinger Musenalmanach erschien, nannte Goethe „Mahomets Gesang": im Stillen schwebte ihm wohl ein andres Gegenbild vor. Freilich hat der 24jährige Jüngling nicht sagen wollen, daß er dazu berufen sei, alle Bäche, Flüsse und Ströme des deutschen Lebens in sein Bett zu zwingen, und sie dem Vater Ocean, der Weltlitteratur, entgegenzutragen, d. h. er hat schwer=

lich den Gedanken bestimmt formulirt; aber geahnt hat er es. Vor allem — es ist eingetroffen.

Goethe hat seine Jugend selbst in einem Meisterwerk erzählt, die einzelnen Züge des Bildes dürfen nur kurz in Erinnerung gerufen werden; nur in einem Punkt bedarf „Wahrheit und Dichtung" der Ergänzung: der Verfasser behandelt seinen jungen Helden mit der wohlwollenden Ironie des reifen Alters, und läßt den Leser nicht ahnen, von welchem Gewaltigen die Rede ist!

Wolfgang Goethe ist 28. Aug. 1749 in Frankfurt a. M. geboren. Die Mutter, nur 18 J. älter, mit ihrem heitern Sinn, die bis ins höchste Alter alle Umgebungen froh machte, mit ihrem Fabuliren und ihrer Ablehnung jedes tragischen Eindrucks, wirkte bestimmend auf das Gemüth des Knaben; Bildung und Charakter gehören doch mehr dem Vater. Rath Goethe, Schwiegersohn des Schultheissen, fühlte sich als Patricier, und gewöhnte auch den Sohn dazu, der keine öffentliche Schule besuchen durfte, um von dem Gemeinen nicht berührt zu werden. Rechtsgeschäfte trieb der Vater nur nebenbei: seine Zeit war theils der Ausarbeitung einer italienischen Reisebeschreibung — diese Reise war der poetische Winkel seines Lebens, und auch dem Sohn wurde eine stille Sehnsucht nach Italien eingeflößt — theils der Erziehung seiner Kinder gewidmet. Bei seiner leichten Fassungsgabe lernte der Knabe früh Latein, Französisch (worin er sich durch fleißigen Besuch eines französischen Theaters und lebhaften Verkehr mit der französischen Einquartierung, die über ein Jahr blieb, fortbildete), Italienisch, auch etwas Griechisch und Hebräisch; außerdem nahm er jene encyklopädischen Kenntnisse in sich auf, die damals in allgemein verbreiteten Sammelwerken aufgespeichert waren. Der Vater hielt ihn zum Arbeiten überhaupt an, und suchte ihn an Ordnung zu gewöhnen; in der Auswahl seiner Beschäftigungen aber ließ er ihn gewähren.

Gedichte machte er früh und zahlreich, es war seine natürliche Art. Der Vater achtete auch dies Talent, mehr aber gewöhnte er ihn, Sentenzen in allen Sprachen aufzuzeichnen, was Wolfgang viel Vergnügen machte.

Sorgfältig vor allem Gemeinen gehütet, begegnete es doch dem vierzehnjährigen Knaben, in Tag- und Nachtverkehr mit einer kaum zweideutigen Gesellschaft zu gerathen und hier eine erste Liebe durchzumachen; das Verhältniß endete halb tragisch halb komisch; Wolfgang hatte bei der Gelegenheit ziemlich tief hinter die Coulissen der reichsbürgerlichen Sittlichkeit geblickt.

Seitdem ergab er sich mit seiner Schwester den geselligen Vergnügungen seiner Standesgenossen, und wurde von seinem Vater durch juristische Vorstudien für die Universität vorbereitet, die er im 16. J. bezog. 19. Oct. 1765 wurde er in Leipzig immatriculirt.

Wie ihm dort die Collegia vorkamen, hat er später im „Faust" ausgesprochen. An den allgemein geliebten Gellert suchte er sich anzuschließen, fand aber in der verallgemeinernden Moral desselben keine Befriedigung. Leipzig hatte nicht mehr die Führung in der deutschen Litteratur, es hatte sich mehr und mehr dem Cultus des Kleinen hingegeben. Weiße, durch die strenge Kritik seines alten Freundes Lessing von der Tragödie zurückgeschreckt, resignirte sich theils auf Kinderschriften, welche die Litteratur für Erwachsene allmälig überwucherten, theils auf scherzhafte Lieder, deren muntrer Ton damals für Goethe ein Vorbild wurde, theils auf Operetten, die sein Freund Hiller, der Director des Gewandhauses componirte, und die damals sehr beliebt waren. Die schönen Künste florirten noch immer: Oeser, Winckelmann's alter Freund und Gesinnungsgenosse, hielt eine Zeichenschule, die auch der junge Goethe fleißig besuchte. Er hatte sich schon in Frankfurt im Zeichnen geübt, und es gab Stunden, wo er diese Kunst für seinen eigentlichen Beruf ansah; jedenfalls war sie wichtig für sein Auge, die Dinge rein zu fassen, die Natur mit Andacht zu betrachten. Oeser's Unterricht sowie ein kurzer Besuch in der Dresdner Galerie gaben seinem Geschmack vorerst die Richtung auf's Gefällige und Anmuthende.

Die gebildete Leipziger Gesellschaft nahm ihn in der Person der Frau Hofräthin Böhme in Zucht, veranlaßte ihn, sich des „reinen Deutsch" zu befleißigen, belehrte ihn, daß Friedrich von Preußen ein schlechter General sei, unterwies ihn im Kartenspiel, und gab ihm den Muth, die altväterische Frankfurter Tracht auf den Trödel zu bringen und sich modern zu kleiden. Ein humoristischer Hofmeister, sein nächster Umgang, führte ihn bei einigen Frauen ein, „die besser waren als ihr Ruf"; sein Herz fand Beschäftigung in der Liebe zu einem vortrefflichen schlichten Mädchen, die er durch Eifersucht quälte, und die bald darauf einen Andern heirathete. Diesem Verhältniß entsprang das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", in artigen Alexandrinern, völlig abgerundet und zierlich, sowie eine Reihe von Liedern, die ein Jahr nach seinem Abgang im „Leipziger Liederbuch", mit Melodien, gesammelt wurden. „Da sind sie nun! da habt ihr sie, die Lieder, ohne Kunst und Müh am Rand des Bachs entsprungen! Verliebt und jung und voll Gefühl trieb ich der Jugend altes Spiel, und hab' sie so gesungen."

Uebertrieben jung sind diese Lieder nicht, sie klingen im Gegentheil wie die Ermahnungen eines erfahrnen Lebemanns an einen jungen Freund. Viele davon sind später beibehalten: „wahrer Genuß", „die schöne Nacht", „Brautnacht", „an Luna" u. s. w.; am bezeichnendsten ist die „Freude am Wechsel": „Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten, als kaum sich der Busen der Ersten geküßt." Wieland's Einfluß war in dieser Zeit entscheidend für ihn, Musarion sein Evangelium, und die Franzosen seine Vorbilder.

Es war aber nicht blos Theorie — wenn wir einem Brief trauen wollen, den er nach seiner Abreise aus Leipzig, in einer ziemlich ernsten Krankheit schrieb: „Man mag noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg, so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun! das arme Füchslein wird nach und nach sich erholen."

Dergleichen erklärt ein Stück wie „die Mitschuldigen", das Goethe in der Hauptsache fertig aus Leipzig mitnahm. Technisch ein Meisterstück, wie es wohl noch nie ein Jüngling von 19—20 Jahren geschrieben hat: die Sprache von einer Naturtreue, Gelenkigkeit und einem Leben, das an die ziemlich gleichzeitige „Minna von Barnhelm" erinnert; kein Wort zu wenig oder zu viel; jeder Ausdruck, jede Wendung schlagend; die Intrigue höchst komisch gedacht und mit äußerstem Geschick durchgeführt, sämmtliche Charaktere geschlossen, einheitlich, in jedem Zuge bei sich selbst. Etwas so Abgerundetes hat Goethe selten wieder geschrieben. Aber was für ein Inhalt! Nicht blos die widerwärtigen, ja gemeinen Zustände, sondern ihr Spiegel in der Seele des einzigen gebildeten Mannes, der auftritt, setzt in Erstaunen. Es ist in diesem Alcest eine Altklugheit und eine gelassene Ansicht der Dinge, daß man nicht begreift, wie ein Jüngling solche Gedanken erlebt haben will. Und erlebt hat er sie doch, er hat auch die Befriedigung, daß diesmal noch alle ungehangen bleiben, wirklich erlebt. Leipzig war für das Gemüth des Dichters keine gute Schule, und es war Zeit, daß er fortkam.

Sept. 1768 bis April 1770 weilte Wolfgang im Vaterhause in Frankfurt. Seine Gesundheit stellte sich wieder her, aber der Vater hatte sich durch seine pedantische Erziehungsmethode der Familie sehr entfremdet: Wolfgang hielt es gegen ihn, mit seiner Mutter und seiner ein Jahr jüngern Schwester Cornelie. Die Freundin der erstern, Fräulein Susanna von Klettenberg, das Urbild der „schönen Seele" im „Meister", eine Herrnhuterin von der stillen Art, wußte das unbedingte Vertrauen des Jünglings zu gewinnen und ihm Achtung vor

dem Christenthum einzuflößen. Er theilte seine Zeit zwischen allseitigen Studien, einem lebhaften geselligen Treiben und alchymistischen Spielereien; diese setzte er auch in Straßburg fort, wohin er April 1770 abging, um sich in den Rechten weiter zu bilden.

Die Umgegend von Straßburg war stark von Frommen besetzt, an welche Goethe durch Fräulein v. Klettenberg empfohlen war. Aber er wurde ihrer bald müde: „es ist als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstand, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das sei alles, weil sie sonst von nichts wissen." Nur eine Ausnahme machte er: Heinrich Jung, ein westfälisches Dorfkind, Sohn eines Schneiders, vorher selbst bald Schneider bald Schulmeister, aus einer stillen frommen Familie, der nun nach Straßburg gekommen war, mit Gottes Hülfe Medicin zu studiren. Was hinter der Ueberzeugung, auf Gottes unmittelbare Hülfe stets rechnen zu können, sich für ein geheimer Hochmuth und Leichtsinn versteckt, lernte Goethe später kennen: vorläufig interessirte ihn Jung als eigenartige Figur, und hauptsächlich durch die lebhafte Art, mit welcher er die Dorfscenen seiner Kindheit beschrieb. Die spätere Aufzeichnung derselben in „Heinrich Stilling's Jugend" ist aus Goethe's Anregung hervorgegangen.

Sehr bald nach Herder's Ankunft in Straßburg Oct. 1770 fand Goethe Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. „Er war der Einzige", berichtet Herder später seiner Braut, der mich in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah. Ein guter Junge mit viel Gefühl und Abergefühl, davon, wie es im Leben billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum bleiben wird. Ein guter Mensch, nur etwas spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Ich glaube ihm einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirken werden." — Ein volles Halbjahr dauerte der Verkehr.

„Durch mannigfaltige Fragen", erzählt Goethe, „suchte er sich mit mir und meinem Zustand bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich blieb ganze Tage bei ihm, und gewöhnte mich um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften täglich mehr schätzen lernte. So gewann er eine große Superiorität über mich. Aber behaglich war der Zustand nicht. Aeltere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herder aber konnte man niemals Billigung

erlangen, man mochte sich anstellen wie man wollte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst mittheilen, so förderte er mich täglich, ja stündlich zu neuen Ansichten; ich wurde auf einmal mit allem neuen Streben bekannt. So war kein Tag, der nicht auf das Fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre. — Er machte mich mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen großen Werth legte; statt mich aber über denselben zu belehren und mir den Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zum Verständniß solcher sibyllinischen Blätter zu gelangen, wunderlich genug gebärdete."

Vielleicht war diese Methode, mehr Räthsel aufzugeben als gründlich zu lehren, grade für Goethe die richtige. Man denke sich einen so anhaltenden intimen Verkehr zwischen zwei Jünglingen, von denen der eine am meisten unter allen Deutschen geeignet war, mitzutheilen, der andre am meisten begierig und fähig, zu empfangen! Von Herder konnte Goethe viel bestimmter erfahren als von irgend einem andern Schriftsteller, um was es sich im geistigen Leben handle.

Und er erfuhr es. Er kam nach Straßburg als begeisterter Anhänger Wieland's und der Franzosen, beide sind fortan abgethan. Er findet gleich Herder im „Système de la nature", in Helvetius und Raynal, die leblose Abstraction. Die Uebungen im Französischen hören auf, Goethe spricht und schreibt nur deutsch; er wirft den Franzosen nicht blos Grobheiten, sondern ketzerische Wortfügungen und Inversionen an den Kopf. So in der Abhandlung über den Straßburger Münster: Oeser's classischer Geschmack ist völlig abgeschüttelt; Goethe hält die Gothische Baukunst für die vollendetste für unser Klima, und zugleich, irrthümlich, für einen Protest der deutschen Natur gegen die wälsche, da doch diese Architectur hauptsächlich in Frankreich geblüht hatte. „Die Kunst ist die einzig wahre, die aus eigner Empfindung wirkt, unbekümmert ja unwissend alles Fremden."

Herder verleidete dem jungen Freund nicht blos alles Mittelmäßige, er wies ihn auf das Große hin; und das Größte, was er ihm zeigte, waren Homer und Shakespeare.

„Den Homer", erzählt Herder, „fing er in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, wo der Altvater in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge von Humor in ihm, diesen nämlich nicht wie

brittische Wolke, sondern griechisch asiatischen Sonnenglanz gedacht." — Goethe hätte auf der Welt keinen zweiten finden können, so geeignet, ihn in das Studium des Homer einzuführen; von Herder lernte er, in der Odyssee das Schlichte, Einfältige, Natürliche bewundern. Alles jugendlich Muthige kam ihm seitdem homerisch vor. Homer war von allen Dichtern der Welt Goethe am meisten sympathisch, und hat auf seine Anschauung der Welt und sein Schaffen am nachhaltigsten gewirkt.

Gewaltiger war freilich der erste Eindruck Shakespeare's, den Goethe auch im spätesten Alter als den „Stern der höchsten Höhe" bezeichnet, von dem er meint, die Zeit, das ewig verschlingende Ungeheuer, werde ihn als den köstlichsten Bissen bis zuletzt aufsparen.

Den überwältigenden plötzlichen Eindruck Shakespeare's hat Goethe zweimal geschildert: im „Wilhelm Meister" und in einer Rede, die er ein halbes Jahr nach der Trennung von Herder an diesen schickte. „Die erste Seite, die ich las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehn; ich sprang in die Luft, und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hätte." Von Herder, der ihn in Straßburg wiederholt „unter Shakespeare's heiligem Bild umarmte", empfing er das Auge für den brittischen Dichter. Shakespeare sollte eine Fanfare sein, „alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks herauszurufen, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, keine Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug sind zu ruhn und doch zu faul, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Das Studium Shakespeare's führte Goethe in Straßburg zur Bekanntschaft mit einem jungen Liefländer, Lenz, der sich bald nach Herder's Abreise, April 1771, innig an ihn anschloß. Er hatte in Königsberg studirt, und begleitete zwei junge Barone als Gesellschafter — Hofmeister hörte er sich nicht gern nennen — nach Straßburg. „Klein aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegte." — Eben übersetzte er

Shakespeare's Love's labour's lost, und beide Freunde mühten sich ab, zu untersuchen, ob die Uebersetzung auch dem echten und unverfälschten Geist der Narrheit entsprungen und so dem Original ebenbürtig sei; ja sie strebten das Possenhafte noch zu überbieten.

Lenz, poetisch sehr begabt, auch ein nicht schlechter Beobachter, hatte eine merkwürdige Unsicherheit, sein ziemlich energisches Traumleben vom wirklichen zu unterscheiden. Mit unbedeutenden Mitteln stellte er phantastische Ansprüche ans Leben, und machte sich leicht lächerlich. Seine Liebe zu Goethe war mit einer gewissen Eifersucht gepaart: an Fülle und Stärke der Intentionen fühlte er sich ihm ebenbürtig, aber seine Persönlichkeit war zu schwach, sie auszuführen. Er gehörte, wie Leuchsenring, zu einer Classe von Menschen, die damals zahlreich, auch heute noch nicht ausgestorben ist: sie haben den starken Drang, etwas Ungemeines zu erleben; da ihr Eignes aber nicht ausgiebig genug ist, mischen sie sich zudringlich in das Leben Andrer; sie sind neugierig auf jeden fremden Brief, namentlich zwischen Freunden oder Geliebten; sie wissen sich in das Vertrauen erst des einen dann des andern Correspondenten einzuschleichen, finden geheime Beziehungen heraus, die dem Absender wie dem Empfänger verborgen bleiben, und gründen nun auf diese Beziehungen einen halben Roman: es liegt ihnen daran, sich als die tiefer Blickenden, die Verständnißvolleren aufzuspielen; sie suchen dem Verständniß der Andern nachzuhelfen, und wenn sie sich bei der Gelegenheit nicht selbst verlieben, so wollen sie wenigstens im Bunde der Dritte sein. Bei der Gelegenheit geht regelmäßig die Einbildung mit ihnen durch, sie seien nicht blos fähig, eine starke Liebe zu empfinden, sondern auch zu erregen; allmälig merken sie dann, daß man sie zum Besten gehabt. Von Lenz hat sich ein Tagebuch erhalten, das die Geschichte seiner Straßburger Leiden sehr ausführlich beschreibt, in einem wahren Galgenhumor. Er findet die Tragik seines Lebens in dem bittern Gefühl, mit seinen zartesten Empfindungen ausgelacht zu werden. „Das Schicksal des Genie's ist unter allen Erdensöhnen das bängste, das traurigste!"

Er klagt sein Herz an, daß es ihn so oft quäle. „Deine Schläge, wie so selten mischt sich Lust in sie hinein, und wie Augenblicks vergelten sie ihm jede Lust mit Pein . . . Lieben, hassen, fürchten, zittern, hoffen, zagen bis ins Mark kann das Leben wohl verbittern — aber ohne sie wär's Quark!"

Für das Studium von Liebesangelegenheiten fand er nun in Goethe eine ergiebige Ausbeute. Goethe war seit seinem vierzehnten

Jahr bereits vielfach, in Leipzig, Frankfurt und Straßburg, in flüchtige Liebesabenteuer verwickelt; nun, unmittelbar nach Herder's Abreise, April 1771, erneuerte er ein Verhältniß, das ihn früher schon beschäftigt, aber jetzt erst ernsthaft wurde, das Verhältniß zu Friederike Brion, der Tochter des Landpfarrers von Sessenheim. Die Leipziger Liebschaften waren allmälig in Vergessenheit gerathen; die Beziehung zur Tanzmeisterstochter Lucinde in Straßburg hatte halb tragisch geendet, mit einer Verwünschung der Lippe, die zunächst nach ihr den Mund des Geliebten küssen würde.

„Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde, und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht: der Abend wiegte schon die Erde und an den Bergen hing die Nacht; schon stund im Nebelkleid die Eiche wie ein gethürmter Riese da, wo Finsterniß aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah. Der Mond von seinem Wolkenhügel schien schläfrig aus dem Duft hervor; die Winde schwangen leise Flügel, umsausten schauerlich mein Ohr; die Nacht schuf tausend Ungeheuer — doch tausendfacher war mein Muth! Mein Geist war ein verzehrend Feuer, mein ganzes Herz zerfloß in Gluth." — „Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe! aus deinen Blicken sprach dein Herz. In deinen Küssen, welche Liebe, o welche Wonne, welcher Schmerz! Du gingst; ich stund und sah zur Erden, und sah dir nach mit nassem Blick. Und doch, welch Glück, geliebt zu werden und lieben, Götter welch ein Glück!"

Das klingt anders als das Leipziger Liederbuch: Feuer der Empfindung, ein schöner kräftiger Tonfall, eine kühne und doch reiche Bildlichkeit, die überall den treffendsten Ausdruck findet.

Es kam zu einer Erklärung der gegenseitigen Liebe, aber zu keiner förmlichen Verlobung. Mit einer Mystification der guten Leute in Sessenheim hatte die Idylle angefangen, mit den Augen Goldsmith's hatte Goethe sie angeschaut. Friederike war ihm Friederike nur im Mieder, in ländlichen Umgebungen, in Sessenheim, in Wakefield; schon in Straßburg kam das Landkind ihm fremd vor, und nach Sessenheim gehörte er nicht hin, das wußte er. In beständigem Wechsel wogte die Leidenschaft, bis zum Entschluß dauerte es Monate. Es ist die nämliche Stimmung, die vor zwanzig Jahren Mellefont in Lessing's „Sara Sampson" vertrat.

Aus einem längeren Aufenthalt in Sessenheim, Pfingsten 1771, schreibt er: „der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehn habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die

mich lieben — Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden! . . . Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind." — Bald darauf, 27. Juni, von einem Ausflug nach Saarbrück: „Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Man sagt, die Liebe mache muthig: nimmermehr! sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln; nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt wird; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren."

6. Aug. 1771 disputirte Goethe als Licentiat der Rechte; zum Thema seiner Habilitationsschrift hatte er genommen, daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzustellen, von dem weder Geistliche noch Laien abweichen dürften. Die Schrift blieb ungedruckt; eigentlicher Doctor ist Goethe nicht geworden, obgleich er fortan immer so genannt wird. „Heiße Magister, heiße Doctor gar." Seine Dissertation hätte bei keiner guten Polizei zum Druck zugelassen werden können! meint einer seiner Mitstudenten; ein andrer: „Goethe est un homme de génie à ce qu'on dit, mais d'une suffisance insupportable." Solchen Eindruck machte Goethe auf so manche, mit denen er in Berührung kam.

Gleich nach seiner Disputation kehrte er nach Frankfurt zurück. Von da aus schrieb er Friederike den Scheidebrief; sie verfiel in eine lebensgefährliche Krankheit. Goethe handelte in dem Gefühl, nicht anders handeln zu können; was er damit für Unheil angerichtet, erkannte er voll, und nahm die Schuld voll auf sich. Fast sämmtliche größern Dichtungen der nächsten Jahre sind von diesem Gefühl der Schuld eingegeben, und mit finstern Zügen malt der Dichter die Folgen

aus, die seine Schuld hätte haben können. Das zarte blasse Bild suchte ihn wiederholt heim — als Marie Beaumarchais, als Faust's Gretchen — bis es endlich die entzückend rührende Gestalt gewann, die wir aus „Wahrheit und Dichtung" kennen.

Lenz, dessen Phantasie von allem, was Goethe that, auf das lebhafteste angeregt wurde, ging ihm auch nach Sessenheim nach. Er beschreibt Friederike: „ein Kind, zwar still und bleich, von Kummer krank, den Engeln gleich; sie hielt im halberlosch'nen Blick noch Flammen ohne Maß zurück, all jetzt in Andacht eingehüllt, schön wie ein marmorn Heil'genbild. War nicht umsonst so still und schwach, verlassne Liebe trug sie nach ... Immer, immer doch schwebt ihr das Bild an Wänden noch von einem Menschen, welcher kam und ihr als Kind das Herze nahm. Fast ausgelöscht ist sein Gesicht, doch seiner Worte Kraft noch nicht, und jener Stunden Seligkeit, und jener Träume Wirklichkeit, die angeboren Jedermann, kein Mensch sich wirklich machen kann ... In ihrer kleinen Kammer hoch sie stets an der Erinnerung sog; an ihrem Brodschrank an der Wand er immer, immer vor ihr stand, und wenn ein Schlaf sie übernahm, im Traum er immer wieder kam." —

Im väterlichen Hause zu Frankfurt gab sich Goethe auf den Wunsch seines Vaters der juristischen Praxis hin, ließ sie aber meist durch diesen besorgen. Seine Herzensbedürfnisse suchte er bei seiner Mutter, Fräulein v. Klettenberg, seiner Schwester Cornelie und dem Kreis junger Damen, den dieselbe um sich gebildet, zu befriedigen. Bald ging ihm der Stoff für eine größere Dichtung auf, ein historisches Bild aus dem 16. Jahrhundert, dessen eckige Art ihn schon in Straßburg im Volksbuch vom Faust entgegengetreten war. Dies Jahrhundert schien ihn in Shakespeare's Welt einzuführen, und er glaubte es auch mit der Freiheit der Shakespeare'schen Form behandeln zu dürfen.

„Mein ganzer Genius", schreibt Goethe Nov. 1771 an die Straßburger, „liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden; es ist eine ganz unerwartete Leidenschaft! Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes." Die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen war ihm in die Hände gefallen; er entnahm ganze Scenen daraus, für das Uebrige suchte er einen verwandten Ton. An die Reihenfolge der Begebenheiten kehrte er sich gar nicht, er erfand mit völliger Freiheit. Um die Composition wenig bekümmert, war er mit der Arbeit in einigen Wochen fertig. Er läßt seine Reiter ungefähr so reden, wie er selbst mit seinen Gesellen sich unterhielt. Seine eigne

Lage, wie er sie reuig empfand, bildet er im Zerrspiegel des Weißlingen nach: die gute Friederike, schrieb er halb im Scherz halb im Ernst, an die Straßburger, als er ihnen den Entwurf zuschickte, werde doch eine leise Genugthuung haben, daß es dem treulosen Liebhaber so schlecht gehe. Bald darauf wurde das Stück an Herder geschickt: „eine Skizze, zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar ausgemalt. . . Das darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele darauf wendete. Ihr Urtheil wird mir die Augen öffnen. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; ich weiß doch, daß alsdann eine radicale Wiedergeburt geschehn muß, wenn es zum Leben eingehn soll."

Gegen seine Braut in Darmstadt sprach sich Herder sehr beifällig aus; „es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit darin, obgleich es hin und wieder auch nur gedacht ist." Indeß behielt er das Stück ein halbes Jahr zurück, und sein Urtheil lautete dann nicht sehr ermuthigend. Es ist in Herder's Gefühl eine eigne Mischung: aufrichtige Neigung, und daneben der geheime Neid des weltscheuen Denkers gegen den Liebling des Lebens, dem gegen alle Welt Zunge und Herz gelöst ist. Von dem Druck eines solchen Gefühls befreit nur unbedingte Liebe.

„Ich setzte den Götz", erwidert ihm Goethe, „schon weiter herunter als Ihr. Er muß umgeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit einem edlen Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist alles nur gedacht, das ärgert mich genug. . . Wenn mir im Grund der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß du weißt, warum? . . . Ich möchte beten wie Moses: Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust!"

Er läßt nicht ab von dem stolzen Mann. „Es vergeht kein Tag, daß ich mich nicht mit Euch unterhalte, und oft denke: wenn sich's nur mit ihm leben ließe! Es wird, es wird!" Er liest Herder's „Fragmente" mit Begeisterung: einiges daraus „ist wie eine Göttererscheinung über mich herabgestiegen, hat Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt! . . . Laßt uns versuchen, ob wir nicht öfter zu einander treten können! Ihr fühlt, wie Ihr den umfassen würdet, der Euch das sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns dadurch, daß wir manchmal an einander gerathen müssen, nicht wie Weichlinge abgeschreckt werden!"

„Herder! Herder! Bleiben Sie, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein; ein freundlicher Mond der Erde. . . Ich lasse Sie nicht los! ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm darüber werden. Jetzt eine Stunde mit Ihnen zu sein, wollt ich mit — bezahlen!"

Nur einmal noch hat der übermüthige Jüngling mit solcher Inbrunst einem Mann sich an die Brust geworfen: in Faust's Beschwörung des Erdgeistes. „Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben! Du mußt, du mußt! und kostet's mich mein Leben." Der Erdgeist wandte sich ab, und verwies Faust auf einen Andern, den er besser verstehn würde. — Einen solchen fand Faust im Mephistopheles, Goethe in einem Mann, der ihn näher an sich kommen ließ als Herder.

Ende 1771 meldete sich Herder's Darmstädter Freund Merck bei Goethe an: er wurde für die nächsten Jahre sein vertrautester Rathgeber; zugleich aber eine interessante Studie für eine dramatische Figur, die ihm im Sinn lag.

„Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete ihn aus, hellgraue Augen gaben seinem Blick, der aufmerksam hin- und herging, etwas Tigerartiges." Die Schnelligkeit, mit welcher er die Blößen und Selbsttäuschungen der Leute durchschaute, durch jeden Nebel drang, veranlaßten Goethe ihn Mephistopheles zu nennen, den „Geist, der stets verneint!" Die Figur war ihm aus dem Puppenspiel Faust geläufig. Bei weiterer Bekanntschaft gingen ihm noch andre Aehnlichkeiten auf. „In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß. Von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert, und ließ diesen grillenhaften Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich war. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben und seine guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimmen Seiten nicht gegen mich kehren werde." Diese Bemerkungen entsprangen erst der nähern Bekanntschaft, vorläufig war das Verhältniß ein sehr intimes.

Merck gab sich eine ganz andre Stellung zu Goethe als Herder. Obgleich acht Jahre älter als Goethe, an Weltkunde und Wissen ihm

damals bei weitem überlegen, und in seinem Urtheil sonst durchaus nicht schonend, nahm er doch einen lebhaftern Antheil an der Eigenart des hoffnungsvollen Jünglings, als der ablehnende Herder, und seine Rathschläge waren praktisch greifbarer. Herder als Seher und Prophet theilte Orakel aus, die errathen sein wollten; Merck war der verständige Rathgeber, nicht blos in der Kritik poetischer Arbeiten, sondern in allen Geschäften des Lebens, in denen er willig die Hand reichte.

Er veranlaßte Goethe zunächst, selbst Kritiker zu werden. Herder's Freunde in Darmstadt und Gießen hatten sich in Frankfurt zu einer Gelehrten-Zeitung vereinigt, die sich vorsetzte, durch stärkere Anspannung der Kritik das Mittelmäßige wegzuschaffen, dem Großen Raum zu geben, und dem Publicum weite Gesichtspunkte zu eröffnen. Die Zeitung übernahm erst Merck, dann bald darauf Georg Schlosser.

Schlosser, gleichaltrig mit Merck, Advocat, war von früher Zeit her mit Goethe befreundet, und hatte zu dessen Schwester Cornelie eine stille Neigung. Ein gewissenhafter Geschäftsmann, nebenbei aber ein weicher leicht bestimmbarer Gefühlsmensch, ging er lebhaft in die durch Rousseau angeregten pädagogischen Ideen ein, und correspondirte darüber mit Lavater und Basedow; eben hatte er einen Katechismus für's Landvolk veröffentlicht, der diesem von der deutschen Litteratur bisher so sehr vernachlässigten Stand zu seinem Recht verhelfen sollte.

Die neue Zeitung erregte Aufsehn; hauptsächlich durch Herders höhnische Kritiken, dessen Stil man leicht herauserkannte, obgleich er hartnäckig leugnete. Den besten und gewandtesten Stil schrieb der junge Goethe, und die Mitarbeiter schickten ihn gern voraus, wenn sie den Gegenstand mit ihm besprochen hatten. Seine Kritik verräth immer die dichterische Anlage, und er läßt nur den für einen echten Kritiker gelten, der die Erfahrungen seines eignen Schaffens dem angehenden Künstler zur Erweckung und Erbauung mittheilt.

Für ihn selbst war die kurze Zeit, da er sich mit dem kritischen Geschäft abgab, von Wichtigkeit: es war eine treffliche Schule, seine eingeborne Gluth zu mäßigen. Die künstlerische Besonnenheit bildete sich bei ihm gleichzeitig mit dem schöpferischen Drang aus, das eine brauchte das andre nicht erst zu suchen. Er hat sich nicht in der Einsamkeit, sondern im Verkehr mit einem gewählten Kreis entwickelt. Der kühle Urtheiler der Zeitung und der feurige Jüngling, der in den Oden sein Gefühl ausströmt: es ist derselbe Geist, dieselbe Bildung.

Noch in einer andern Weise sollte Goethe in Herder's Gehege

kommen: er wurde durch Merck den schönen Seelen in Darmstadt zugeführt.

In diesem Kreis ging es wunderlich genug zu. Jeder war in Jede verliebt, Jeder auf Jeden eifersüchtig, Leuchsenring hatte durch seinen Klatsch den ärgsten Unfug angerichtet. „Es ist zwischen uns", schreibt Herder, empört über Leuchsenring und die ganze Schule der Lorenzodosen, namentlich die Jacobis, „ein so sonderbar gezogener und verwickelter Faden von Liebe, Freundschaft, Eifersucht, Haß und Rache gegen einander, als je in einem so evenementsleeren Cirkel gedacht werden kann!" — „Ihr steht alle meiner Natur noch zu nahe! ihr tastet noch und seht nicht. Da wird der weichen, warmen, fühlenden Hand alles größer, runder, kolossaler — aber auch dunkler, und ihr habt noch kein Ganzes von Anblick." Von diesem wechselnden Anbeten und Verkennen giebt Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland ein wunderliches Bild. Er nennt sie „mein Traumesmädchen! meine erhabene Richterin! meine zweite Schöpferin! meine Griechin!" welche Prädicate sie dann mit noch überschwenglichern erwidert. Er wirft sich thränend vor ihr nieder und betet sie an, sie thut dasselbe. Bei aller Zärtlichkeit ist der Briefwechsel ein beständiger Orkan; alle Augenblicke sind sie bereit, wegen irgend eines Mißverständnisses zu brechen. „Ich weiß nicht", schreibt sie einmal, „welcher Dämon mir eingab, hohe Tugend zu üben! meine ganze Seele ist so zerrüttet und verwundet!" Merkwürdig, daß er immer von Unschuld spricht, sie immer von Sinnlichkeit.

In diesen Kreis trat nun Goethe ein; der größte Dichter der Empfindung sollte auch noch die Schule der Empfindsamkeit durchmachen, um die Sache aus dem Grunde kennen zu lernen. April 1772 wanderte er zuerst nach Darmstadt; ungefähr gleichzeitig fanden sich aus Homburg Lila und Urania ein. In Darmstadt wechselten immer Fußfälle und Küsse; alles wurde geküßt, Mund, Busen, Knie. Hier kam nun gegen den schönen Jüngling keiner auf, er streifte mit den Mädchen durch die Wälder, und las ihnen Lieder vor, eigne und Shakespeare'sche; er sang sie alle an. Lila voraus: „wäre Göthe von Adel", schreibt Caroline 2. Mai an Herder, „so müßte er Lila heirathen, diesen Engel an Empfindung!" Aber auch Urania erhielt ihr Theil, Madame Merck und Caroline oder, wie sie nach Leuchsenring immer genannt wurde, Psyche. In allen Briefen Carolinens an Herder ist Goethe die Hauptperson; man merkt Herder das Unbehagen an, wenn nur der Name genannt wird. Gott weiß, was alles vorging! Zuletzt, 10. Mai, Abschied mit Kuß und vielen Thränen.

Wie Goethe sich sein Verhältniß zu diesen schönen Seelen ausmalte, berichtet er in „Dichtung und Wahrheit." „Ich hatte eine verlorne Liebe zu beklagen, das machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Fehltritt erinnerte und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte. Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und ich konnte mir mein eignes Unrecht nicht verzeihn. Hier war ich zum erstenmal schuldig: ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an Andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und, was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehn möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wandrer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern."

Auch in seinen damaligen Dichtungen steckte Goethe gern die Maske des Wandrers auf: gegen Lila, Urania, Caroline, ist er immer der Pilger, der Flüchtling, der Unbehauste. Eine seiner schönsten Dichtungen entsprang aus dieser Stimmung. Auf classischer Stelle, auf den Trümmern eines alten Tempels, hat sich ein junges Ehepaar eine Hütte gebaut; der Wandrer sieht mit frohem Staunen, wie Altes und Neues sich malerisch in einander verwebt. Es ist ein anmuthig reizendes Bild, das junge Weib, mit dem Knaben an der Brust, wie sie aus dem Brunnen Wasser schöpft, Natur und Kunst, Grab und Leben einander ergänzend; mit reinem Gefühl, mit vollendet musikalischem Ausdruck dargestellt. Die Scene spielt in Italien, das Goethe noch nicht gesehn, nach dem er sich sehnt; der Ausflug nach Saarbrück in der Straßburger Zeit hat ihm die Elemente zu dem holden Bild gezeigt. Der Wandrer geht weiter seinen Fremdlingsreisetritt, über Gräbern heiliger Vergangenheit; noch darf er nicht rasten, aber wenn seine Künstler-Pilgerschaft zu Ende ist, hofft er in den Armen eines guten Weibes das Glück zu finden, das er umsonst in der Ferne gesucht.

Wilder klingt ein andrer Dithyrambus des Wandrers, ein Sturmlied, das er später selbst Halb-Unsinn nannte, das aber von köstlichen Funken der Poesie durchstreift ist. In Sturm und Unwetter, durch grundlosen Schmutz geht der Wandrer tapfer vorwärts: er achtet nicht Schloßen und Regen, denn er trägt, wie Hamann und Herder, einen Genius in sich, der ihn erwärmt, ohne erst auf den Fürstenblick des entwölkten Sonnengotts zu warten; der Genius trägt ihn elastisch über Deukalion's Fluthschlamm, er fühlt sich göttergleich wie Apoll, der auf den Riesenleib des Drachen Python tritt. Ist doch der Sturmgott der echte Leiter der hohen Poesie, die Musenquelle, aus der Anakreon und Theokrit tranken, ist nur ein Nebenbach; im Sturm hat Pindar die wilde Muse gegriffen, Muth in die Seele der Jünglinge geglüht. Freilich endet der glühende Dithyrambus humoristisch; den Wandrer friert zuletzt wirklich, trotz seines Genius, und er sucht eilend seine warme Hütte auf.

Ungeachtet seiner vielen Wanderungen wurde es dem unbändigen Jüngling im väterlichen Hause bald zu enge. Auf sein Anstiften hatte Merck dem Rath Goethe auseinandergesetzt, zu seiner völligen juristischen Ausbildung müsse der Sohn noch auf einige Monate an's Kammergericht nach Wetzlar.

Die Zustände dieses ehrwürdigen Instituts waren über alle Beschreibung hoffnungslos; Goethe ließ sich auf die Geschäfte nur nebenbei ein, eignete sich aber die Ansichten an, die er bald darauf den Mephistopheles aussprechen läßt: „es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort . . . Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; weh dir, daß du ein Enkel bist!"

Wetzlar war für ihn eine neue Studentenzeit. Er trat in einen possenhaften Ritterorden ein — unter dem Namen Götz von Berlichingen der Redliche — der mit Maskenspielen, Fahrten im Costüm, hochtrabenden Dialogen in der Art des Don Quixote eine laute und weitläufige Wirthschaft trieb. An der Spitze stand ein verwildertes Genie, v. Goué, der schon einige Trauerspiele verübt hatte, ziemlich stark im Trinken, unermüdlich im Possenreißen, mitunter von Selbstmordgedanken heimgesucht. Aber auch ein zahmeres Talent hatte sich dem Orden angeschlossen, Gotter, Mitredacteur des Göttinger Musenalmanachs, der, eigentlich ganz französisch gebildet, sich nun mit einigem Erfolg bemühte, burschikos zu reden.

Zu den neuen Freunden gehörte Kestner, ein junger fleißiger Beamter aus guter Hannoverscher Familie, der einem alten Freunde eine interessante Schilderung Goethe's macht.

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter. Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meist in Bildern und Gleichnissen ausdrückt; er pflegt zu sagen, daß er sich niemals eigentlich ausdrücken könne, hoffe aber, wenn er älter wäre, die Gedanken wie sie wären zu sagen. Er ist in allen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu kümmern, ob es die Lebensart erlaubt. Er ist bizarr, und hat in seinem Betragen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; aber bei Kindern, die er liebt und mit denen er sich sehr beschäftigt, und bei Frauenzimmern ist er wohl angeschrieben. In Principiis ist er noch nicht fest: er haßt zwar den Skepticismus, strebt nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er hält viel von Rousseau, ist aber nicht sein blinder Anbeter. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er stört Andre nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmal, betet auch selten: denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsre Theologen vorstellen. Er glaubt an ein künftiges Leben. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration. Er hat viel gethan, und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber noch mehr gedacht und räsonnirt. Aus den schönen Künsten und Wissenschaften hat er sein Hauptwerk gemacht. — Es läßt sich gar viel von ihm sagen. Es ist mit einem Wort ein sehr merkwürdiger Mensch."

Ein großer Dichter wird immer vom Glück begünstigt: das Schicksal spielte Goethe in Wetzlar den Stoff zu einer seiner schönsten Dichtungen „Werther" in die Hände.

Juni 1772 traf er, 22 J. alt, die Halbverlobte seines neuen Freundes Kestner, Lotte, die neunzehnjährige Tochter des Amtmann Buff, auf dem ländlichen Ball, den er später im „Werther" beschrieben hat. Seitdem ist er täglicher Gast in ihrem Hause. „Wenn ich Kestner wäre", sagte ihm ein Freund, „mir gefiele es nicht: du spannst sie ihm wohl gar ab?" Darauf erwiderte Goethe: „ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten. Betrügt sie mich, und wäre sie so ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern: der erste Augenblick, der

mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschaft."

„Der ehrliche Albert!" heißt es im „Werther", der zwei Jahre später diese Erinnerungen wieder zurückrief, „der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt — Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spazieren gehn und uns von Lotte unterhalten. Es ist in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden als dies Verhältniß, und doch kommen mir darüber oft die Thränen in die Augen."

Der feurige geniale Jüngling glaubte sich erlauben zu dürfen, was der bescheidene und förmliche Kestner sich versagte. 13. August berichtet Lotte diesem von einem Kuß, den ihr Goethe gegeben. Die nächsten Tage wird Goethe kühl behandelt. „Abends 15. August", heißt es in Kestners Tagebuch, „kam Goethe und fand uns vor der Thür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen. Ich ging mit ihm noch Nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren. Merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmuth war, und allerlei Phantasien hatte, worüber wir im Mondschein am Ende lachten."

„16. August — es war ein Sonntag — bekam Goethe von Lottchen gepredigt. Sie deklarirte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen." Mit diesem Datum beginnt im „Werther" der Umschlag: die bis dahin glückliche Liebe wird als Unglück empfunden.

19. August kam Merck nach Wetzlar; er ließ Goethe scharf das Unhaltbare des Verhältnisses fühlen und suchte es zu lösen. Aber noch wurde es Goethe schwer, sich loszureißen.

„Ich muß fort!" heißt es im „Werther", 3. Sept., „ich danke dir, Wilhelm (Merck), daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Ich muß."

„Seine Ruhe", schreibt Kestner an einen Freund (v. Hennigs), „litt sehr dabei; es gab mancherlei wunderliche Scenen, wobei ich bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe aus den stärksten Menschen so gar wunderliche Geschöpfe machen könne. Meist dauerte er mich, und es entstanden bei mir wunderliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern aber den Gedanken nicht ausstehn konnte, sie zu verlieren."

„Abends 10. September" — gerade drei Monate, nachdem er

Lotte kennen gelernt — „kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch vom Weggehn und Wiederkommen u. s. w.; wir machten aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustand jenes Lebens geben. Goethe war ganz niedergeschlagen: er wußte, daß er am andern Morgen weggehn würde."

— „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O mein armer Kopf!" — Den Zettel schrieb Goethe Nachts in seinem Zimmer, mit folgendem Anschluß an Lotte. „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte euch auf den Discurs! da ich alles sagen durfte, was ich fühlte — Ach mir war's um's Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letzten Mal küßte! Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete! Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder — aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: er ist fort! — Ich mag nicht weiter." —

Zehn Tage vor diesem Zettel, 1. September, brachte die Frankfurter Zeitung einen Aufsatz von Goethe, in dem er sich über die unbedeutenden Liebesgedichte eines Polnischen Juden lustig macht, und also fortfährt:

„Laß o Genius unsers Vaterlands! bald einen Jüngling aufblühn, der voller Jugendkraft zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre; den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traum erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön und witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch zurückhaltenden Gleichmuth beleidigt, sich der Zurückhaltenden aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, des Tages schwelgende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte, und auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war! der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, alle seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete: des

Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun."

Wer dieser Jüngling war, den der Genius dem Vaterlande zu schenken beschworen wurde, blieb Goethe wohl nicht verborgen: mit dem vollen Uebermuth kräftiger Jugend malte er das dichterische und Liebesleben seiner Zukunft aus. Freilich nicht bis zum Schluß.

— „Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!" Dann wird dies Ideal geschildert, ungefähr wie es Lotte war, das Ideal stiller Häuslichkeit. „Laß die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, und werden nimmer von einander lassen."

— Es sei denn, daß der Jüngling, aus dem dichtenden Traum erwachend, fände, daß seine Göttin nur das Ideal stiller Häuslichkeit sei und — sie auch verließe!

Als Goethe den „Wandrer" an Kestner schickte, schrieb er ihm, der Anblick Lotte's habe ihm das Gedicht eingegeben. Es war gedichtet, ehe er Lotte kannte; trotzdem glaubte er keine Unwahrheit zu sagen: die Gestalten seiner Lieben verschwammen in einander, die letzte gab den Namen.

Zu Boden gedrückt war Lotte durch Goethe's Fortgang nicht. Als Goethe's Tante ihr sagen ließ, es sei doch recht unartig vom Doctor, so mit Polnischem Abschied zu gehn, erwiderte sie schnippisch: „warum haben Sie Ihren Neffen nicht besser erzogen?" Etwas von dem Schnippischen, das Faust an Gretchen wahrnahm, lag in ihrer Art.

Auf der Heimreise aus Wetzlar machte Goethe noch eine Pilgerfahrt nach Coblenz zu Sophie Laroche, die bei den Rittern von Wetzlar in ebenso hohem Ansehn stand als bei den Schäfern von Darmstadt. Mehr noch als Sophie interessirte ihn ihre Tochter, die kleine schöne elegante schwarzäugige sechzehnjährige Maximiliane. Leuchsenring war schon da, die Brieftasche voll von zärtlichen Aeußerungen der Julie Bondeli und den übrigen empfindsamen Schweizerdamen; er hatte über Wieland und Rousseau mancherlei gehört, das er bereitwilligst mittheilte. Darauf erscheint Merck mit seiner Frau, und verhöhnt den wunderlichen Flatterer mit aller Bitterkeit, deren er fähig war. Der ganze Orden der Lorenzodosen wird durchgesprochen, namentlich die Jacobi's; Goethe, der mit Merck nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, schreibt ein Pamphlet „das Unglück der Jacobi's", all ihre empfindsamen Beziehungen waren Gegen-

stand bittern Hohns. Bei einem Besuch in Frankfurt 21. Sept. nahm Kestner zu seinem Trost wahr, daß der Freund auch dort zärtliche Verhältnisse habe. Gleichwohl empfing er nach seiner Rückkehr leidenschaftliche Briefe.

Mit dem Uebermuth kräftiger Jugend paarte sich seltsam ein gewisser Ueberdruß am Leben, das Gefühl, daß alles eitel sei. „Aus Mangel an Thaten, im friedlichsten Zustand von der Welt, war uns durch übertriebene Forderungen an das Glück das Leben verleidet. Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile dieser Tage nothdürftig genug hin." Goethe zeiht die damaligen brittischen Dichter der Mitschuld: Ossian und Young's „Nachtgedanken" nährten die Melancholie; man empfand das Unbefriedigende des Lebens herber als nöthig.

Der Typus eines derartigen „problematischen" Charakters, der mit gutem Verstand und scharfem Auge ausgestattet, auf die Welt nur darum höhnisch herabblickt, weil er sich seiner Unproductivität heimlich bewußt ist, wie ihn in großartigstem Stil Shakespeare im „Hamlet" gezeichnet, schwebte den damaligen deutschen Dichtern vor, und es drängte sie, ihn zu zeichnen. Goethe, der ihn am besten verstehn konnte, wurde das Glück eines höchst brauchbaren Modells zu Theil, dessen Erscheinung er durch sein eignes Seelenleben ergänzen durfte.

Gewaltiges Aufsehn erregte 29. Oct. in Wetzlar der Selbstmord des jungen Jerusalem. Dieser, Sohn des angesehenen Braunschweiger Geistlichen, war mit Lessing befreundet; er hatte auch Goethe in Leipzig flüchtig gekannt, aber nicht viel auf ihn gegeben: „damals war er ein Geck, jetzt ist er außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber." In Wetzlar hatte er eine Anstellung, die ihn aber wenig befriedigte; er dachte darüber ungefähr wie der Werther des zweiten Theils. In einer adeligen Gesellschaft, beim Grafen Bassenheim, widerfuhr ihm die Zurücksetzung, die ebendaselbst erzählt wird. Vollends unglücklich machte ihn die Leidenschaft zur Gattin eines Freundes. Von all dem fühlte er sich krank: ihm fehlte Goethe's beglückende Liebe zu allem Lebendigen und die Gabe, zu sagen, was er litt.

Kestner schickte an Goethe einen ausführlichen Bericht: die Pistolen

hatte Jerusalem von ihm geborgt, Kestner hatte ihn zu Grabe geleitet; kein Geistlicher war zugegen.

Goethe, noch warm vom Nachgefühl seiner Neigung zu Lotte, war sehr betroffen; die beiden Lebensfragmente spielten gespenstisch in einander, und wohl in demselben Augenblick tauchte der Gedanke in ihm auf: war ein solcher Ausgang möglich bei meinem eignen Verhältniß? und der zweite: was mußte hinzukommen, um ihn herbeizuführen? — Noch ging ihm der springende Punkt nicht auf, er brauchte noch weitere Erfahrungen, aber die Frage beschäftigte ihn fortdauernd. Wenn er später sagt, er habe sich im „Werther" von der lastenden Empfindung durch ein Bild befreit, so war die lastende Empfindung der bleiche Schatten, der ihn beschwor, ihm eine Gestalt zu geben, und ihn so lange peinigte, bis er es erfüllt hatte.

6. Nov. ging Goethe noch einmal — zum letzten Mal — nach Wetzlar; gegen Lotte scheint er sich noch ziemlich leidenschaftlich gehalten zu haben, so daß es selbst Kestner unheimlich wurde. Von da 15. Nov. nach Darmstadt, wo er mit Caroline zeichnete und las. Caroline fand ihn „etwas stiller und geläuterter"; „uns Mädchen ist er herzlich gut; aber lieben — dazu liegt noch zuviel Asche von seiner ersten Liebe auf seinem Herzen." — Wer war wohl die erste Liebe? — Goethe wollte an Lotte schreiben: „ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur — — Wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht."

Erschießen wollte er sich überhaupt nicht, das hatte er schon in Wetzlar ausgesprochen, wenn man im Orden dergleichen Probleme verhandelte: er zog den Dolch vor, und versuchte zuweilen, wie es thue, ohne daß es etwas verfing. Aber das Thema gab er noch nicht ganz auf. Mit einer geistreichen und häßlichen Verwandten der Jacobi's, Johanna Fahlmer (28 J.), die Juni 1772 aus Düsseldorf nach Frankfurt gekommen war und Corneliens Freundschaft gewonnen hatte, wurde die Frage wieder durchgesprochen; aber wenn Johanna halb im Scherz davon redete, gemeinsam ins Wasser zu springen, meinte Goethe, er befinde sich in einem „Stand von Perturbation, in dem es den Seelen nicht vortheilhaft sei aus der Welt zu gehn." Cornelie hatte sich mit Schlosser verlobt, und war dadurch dem geliebten Bruder etwas ferner gerückt.

In Darmstadt wurde der Wandrer wieder der Vertraute aller unglücklich Liebenden. Herder konnte sich noch immer nicht zu einer förmlichen Verlobung mit Caroline entschließen, so lebhaft er sich nach ihr

sehnte. Ein Gedicht „St. Johannis-Nacht“ giebt dieser Sehnsucht einen melodischen Ausdruck.

„Wie die Schöpfung flammt und wallt! als ob der allentflammende Sonnenvater mit Jugendinbrunst jetzt die Erde umarmt! . . Und hundert Wesen schwirren empor in Luft und Wasser und See und Sand, summen empor, lieben! Wer kann sie zählen, wer kann sie fühlen! O Natur! wo kenn' ich deine Kinder alle, Bräute alle, die jetzt sich schmücken und lieben und paaren, und feiern Brautnacht! . . . Und du, in hundert Arten von Sein und Wesen und Liebe und Freuden, dich, allfühlend o Natur! wie nenn' ich dich?“ — „Ich schwimm' in tausend Düften, um meine Sinne ist Sommernacht. Bin nicht zu denken hier, zu sein, zu hoffen, leben und mich zu freuen. In heiliger Nacht, Mutter Natur, bet' ich dich an!“

„Aber allein mich freun? Niemand zu haben, der mit schwirren die Schöpfung höre? mit höre die leisen Räder gehn?“ Er malt sich aus, wie er in den Armen eines süßen Weibes liegt, „Rosen und Mondstrahl um uns schwimmend und lieblicher Wachtelschlag! und der wilde trotzige Knabe hängt am Mutterarm, und lernt staunen der Sommernacht. . .“

„Wenn ich hier allein leben sollte, wäre ich todt! Ach Mädchen, wenn je diese Stellen dein heiliger Fuß berührte!“

Den Ausschlag gab eine Etourderie Carolinens, die Aug. 1772 in der Hitze ihren Verwandten erklärte, sie sei mit Herder verlobt. Nun waren sie gebunden.

„Daß wir uns so lange unsre Herzen verborgen“, schreibt Herder 17. Nov. an Merck, „ist ärger als Thorheit. Daß meine Seele in einem Zustand gelegen, wo es in ihr mehr gedröhnt hat als geklungen, das ist wahr. Aber mich schmerzt, daß Sie in mir eine Natur supponiren, über die ich schaudern möchte, wenn ich sie im Spiegel erblickte. So wende ich mich von euch, von Merck dem leidigen Tröster und von Goethe dem elenden Wahrsager, wie Hiob von seinen Freunden. Lebt wohl, liebt eure Frau, arbeitet fleißig, und gebt euch ja nicht ab mit dem Weissagen und Sehn in andrer Menschen Herz. Es ist eine brodlose Kunst, und ihr habt eine bessere Nerve in euch, zu glauben! von der ich nicht wollte, daß sie umkäme.“

„Gott weiß“, schreibt ihm Goethe aus Darmstadt „wie wir dich lieben! Wenn du auf's Frühjahr kommst“ (zur Hochzeit); „wird's herrlich sein! Meine Schwester Caroline ist ein Engel, und wie sie dich liebt! Ich bringe dich ihr, darüber haben wir schon viel Paradiese

geträumt! Indeß lebe wohl, und laß zu uns fließen aus deinem Herzen Gutes und Liebes! auch die Paulusgabe, mit der du uns zu Zeiten anblitzest, o Dechant! ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel dem aus dem Bade Steigenden. Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück; Merck versificirt; wir bespiegeln uns in einander, und theilen Freud' und Langeweile auf dieser Lebensbahn."

Indeß wurde in Darmstadt die Atmosphäre unter den schönen Seelen immer trüber. Leuchsenring ließ nicht ab, Caroline auf die Kälte Herder's, Madame Merck, die sich sehr als femme incomprise vorkam, auf die Kälte ihres Mannes aufmerksam zu machen. Zwischen Merck und Leuchsenring kam es zum vollständigen Bruch. „Ich danke Gott", schreibt Caroline an Herder, „daß ich fortgehe, denn es neigt sich völlig zum Ende der Freundschaft."

Als Goethe 15. April 1773 in Darmstadt wieder ankam, nahm er entschieden Partei für Merck gegen Leuchsenring: die Empfindsamkeits-Apostel waren ihm nun gründlich zuwider geworden. „Ich geh im Lande auf und nieder, caper' immer neue Schwestern und Brüder, und gläubige sie all zusammen mit Hämmleins, Lämmleins Liebes-flammen!" Er entwarf nach Merck's Bericht eine Schnurre vom „Pater Brey", worin das Verhältniß Leuchsenrings zu Caroline persiflirt wurde. Caroline war empört, doch hauptsächlich über Merck. Als nun Herder 26. April sich einfand, war er in Verlegenheit, zu wem er sich halten sollte; es war doch manches anders geworden. „Es geht so im Hurry", schreibt Goethe an Kestner, „daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht." Und später an Sophie Laroche: „ich wollt' es tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden; aber daß sie im Augenblick der glücklichsten Vereinigung sich am meisten verkennen, das ist ein trauriges Räthsel!"

Herder war 28 J. alt als er heirathete, 2. Mai 1773. Caroline wußte ihn bald mit Merck völlig zu entzweien, ja die alte Freundschaft in Haß zu verkehren. 7. Mai ging Merck mit dem neuen Minister K. Fr. v. Moser im Gefolge der Landgräfin Caroline, die ihre Tochter an einen russischen Großfürsten verheirathen wollte, nach St. Petersburg ab. Die beiden Gesandten standen nicht gut: Moser war vom Land-grafen zum Präsidenten gemacht, weil er ihm Geld schaffte, aber seine herrische Einmischung in alle Geschäfte verstimmte die Bureaukratie, die in Merck ihren Anwalt fand. Goethe fühlte sich die nächsten Monate in Frankfurt ziemlich vereinsamt.

Die Beziehungen zu Wetzlar waren mehr in Schatten getreten.

„Lotten sagt", hatte Goethe 27. Jan. 1773 aus Frankfurt an Kestner geschrieben, „ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe, und das, wenn ich zu heirathen hätte, ich gewiß griffe, ist auch" (wie Lotte) „am 14. Jan. geboren. Wäre wohl hübsch, so zwei Paare! wer weiß, was Gottes Wille ist." — 12. Febr. „Ich heiße sie indeß mein Weibchen: neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten: fiel ich ihr zu."

„Gott segne euch!" schreibt Goethe an Kestner, der 4. April Hochzeit gemacht: „ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll auch hängen bis ich sterbe." — 12. April. „Von der Lotte wegzugehn! ich begreif' auch nicht, wie's möglich war. Das weiß ich aber, daß unser Herrgott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der Euch die Lotte läßt! Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hole sie Euch wahrlich! Darum betet fein für mein Leben und Gesundheit, Waden und Bauch u. s. w.; und sterbe ich, so versöhnt meine Seele mit Thränen, Opfer u. dgl.: sonst, Kestner! sieht's schief aus." Damit war diese Episode seines Lebens geschlossen; Lottens Bild rückte ihm in die Ferne.

Noch ist Goethe der unstäte Wandrer, der nach Erfahrungen strebt; aber mehr und mehr empfindet er seine Kraft: Werther und Faust schweben ihm als ideale Schatten vor, nach denen er hascht; sie rücken ihm immer näher, und noch im Frühling 1773 tritt er mit dem „Götz" dem Publicum gegenüber, und erweist sich als Macht.

2.

Der Hain.

1771—1774.

„Nicht auf immer lastet dein Joch! Frei, o Deutschland, wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch, so ist es geschehn, so herrscht der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht."

Klopstock weissagt das, wie die alten Barden, aus den Bewegungen des heiligen Rosses. „Im Hain brauset' es her, gehobnes Halses, und sprang, Flug die Mähne, dahin — und ein Spott war der Sturm ihm und der Strom ihm! Auf der Wiese stand es und stampft', und

blickte wiehernd umher: sorglos weidet' es, sah voll Stolz nach dem Reiter nicht hin, der im Blut lag an dem Grenzstein.“ Ohne Blut glaubte Klopstock nicht, daß die Befreiung Deutschlands sich vollziehn werde; aber das schüchterte ihn nicht ein.

Aus dem Hain, dem alten Sitz der deutschen Poesie, war das heilige Roß gekommen: aus ihm erschien ihm auch Teutone, die Göttin Deutschlands. „An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal sein fliegendes Getön, mit Silber bewölkt, stürzet: da erblickt' ich Göttin, dich! du kamst zu den Sterblichen herab.“

Der Dichter hatte den festen Glauben, wie früher an Religion und Liebe, so jetzt an Freiheit und Vaterland: das Gefühl, das einst die Römer geadelt, durfte der Deutsche nicht entbehren; es gehörte zur Würde des Charakters. „Unsern Helden ist Eroberung nur ein Spiel! so ist unsrer Sprache nur ein Spiel, Gedanken und Empfindung treffend und mit Kraft auszusprechen.“ Solcher Glaube wirkt in Zeiten, die an sich zweifeln, mit unwiderstehlichem Zauber.

Seit Oct. 1770 weilte Klopstock in Hamburg, das er, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, 33 Jahre, bis an seinen Tod nicht mehr verließ. Der Traum von der deutschen Colonie in Kopenhagen und der Mythus von der Musterwirthschaft in der dänischen Monarchie war vorbei, man mußte das deutsche Vaterland wieder anderwärts suchen. Bernstorf's Sturz 1770 war nur die Grille eines halbblödsinnigen Fürsten, aber der Sturz seines Nachfolgers Struensee Jan. 1772 war das Werk der dänischen Nationalpartei, die sich gegen die Deutschen erhob. Drei Monate lang schleifte der dänische Adel das Königthum durch den Koth, endlich wurde Struensee hingerichtet, die Königin wegen Ehebruch ins Gefängniß gesteckt. Anderwärts ging es nicht erbaulicher zu: in Ludwig XV. beugte sich das Königthum unter den Fuß einer gemeinen Dirne, in Schweden machte sich Gustav III. durch einen Eidbruch zum unumschränkten Herrn, und das Publicum jauchzte ihm zu. „Das Herz des Volks“, heißt es im „Usong“, einem politischen Roman, den Haller eben veröffentlicht hatte, „ist in den Staub getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig!“

Die Deutschen hatten das Gefühl dieser Versunkenheit, und Klopstock, der ihnen mit Zuversicht die bessere Zukunft verkündete, wurde als Prophet begrüßt. Der junge Adel aus dem benachbarten Holstein besuchte ihn häufig, im Uebrigen war sein Hamburger Verkehr meist der alte Kreis Lessing's. Zu seinen treuesten Anhängern gehörte Claudius, der gemüthvolle Herausgeber des humoristischen „Wandsbecker Boten“,

für den auch Herder manche Beiträge schickte. 15. März 1772 machte Claudius Hochzeit, Klopstock, Schönborn und Bode waren Zeugen. Rebekka, Tochter eines armen Zimmermanns, — Claudius nannte sie immer sein Bauermädchen — war eine treffliche Frau, die Ehe eine gesegnete. Freilich begannen sofort die Nahrungssorgen, aber er verlor nie sein Gottvertrauen: die schönsten seiner Lieder stammen aus dieser Zeit. Wohl fehlt die Macht der individuellen Leidenschaft, der Reichthum glänzender Farben, den ein wild bewegtes Liebesleben Goethe's Dichtungen einhaucht: gemeinsam aber ist das Mitgefühl für die gesammte Natur, und eigen der sittliche Geist, der das Erlebte innig mit schlichter Treue wiedergiebt. Seine Lieder, die den Werth des Bauernstandes anschaulich machen, sind sehr volksthümlich; in der Prosa, da er sich zum Volk herablassen will, steht er weit hinter Justus Möser zurück. Er vertritt seine Ansichten theils durch den Schneider Asmus, der mit Mutterwitz, Bibelsprüchen und Gesangbuchversen die Gebildeten beschämt, theils durch den gelehrten Vetter Andres.

Ueber seine poetischen Versuche dachte Claudius sehr bescheiden, und huldigte unbedingt dem höhern Genius Klopstock's. Ende 1771 veranstaltete dieser die erste authentische Ausgabe seiner Oden: dies ist die Sammlung, in der die griechische Mythologie durch die skandinavische Götter-Nomenclatur ersetzt ist. Haller zeigte sie mit Beifall an: „ist schon unser Geschmack an die neuen Wendungen noch nicht gewöhnt, womit Klopstock die Sprache bereichert hat; finden wir noch immer, er sei zuweilen gegen Gott zu zutraulich, so hindern uns diese eingeschränkten Gefühle nicht, das Große im Geist dieser Dichtung zu empfinden; wir sehn auf das Herz, auf die edlen Gesinnungen und die athmenden Ausdrücke des Dichters.“ Schubart in Ulm war überschwänglich in seinem Lob, ebenso die zahlreichen „Barden“ in Wien. Am durchgreifendsten wirkte Herder. Er hatte seit Jahren alles aufgespeichert, was er von Gedichten und Briefen Klopstock's auftreiben konnte; 21. Nov. 1772 schickte er an die Allgemeine deutsche Bibliothek eine Anzeige, die auch die große Masse des Publicums überzeugte.

„Welches ganze volle Herz und ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint in diesen Oden!“ Freilich wird Klopstock am meisten auf diejenigen wirken, die sachlich mit ihm sympathisiren; aber rein künstlerisch betrachtet, welche Bereicherung sind diese Oden für die deutsche Dichtung! Welch eigne Farbe des Ausdrucks ruht auf jeglicher, die sich von der ganzen Mensur, Haltung und Beaugung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, Länge und Kürze der Perioden, Wahl des

Sylbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern und leisern Buchstaben erstrecken. Darin haben diese Gedichte etwas Eignes, Ursprüngliches und Eingegeistetes. Wie die Natur jedem Kraut, Gewächs und Thier seine Gestalt, Sinn und Art gegeben, die individuell ist und eigentlich nicht verglichen werden kann, so schwimmt auch ein andrer Duft und weht ein andrer Geist der Art und Leidenschaft in jedem individuellen Stück des Dichters. Aus den vornehmsten Stücken dieser Sammlung könnten die feinsten Regeln des Affects und der Ode abgezogen werden. — Freilich ist Herder mit manchen der neuen Maaße nicht einverstanden; er bekennt offen, daß sein Ohr auch für Pindar und die griechischen Chöre nicht ausreiche. „Kommt in der Melodie nicht alles auf die Succession der Töne, auf die Entwickelung des Gesangs der Seele, auf die Bebungen des Herzens an? Wenn man von einem der verwickelten Maaße auf ein geläufiges kommt: ist's nicht, als ob man aus einem allerdings erhabenen, aber zu künstlichen, dunkeln und ungeheuren gothischen Gewölbe in einen freien griechischen Tempel käme, und da in einer Melodie, als in einem schönen regelmäßigen Säulengang wandelte?" —

Herder war der einzige Kritiker, dem Klopstock nach Vollendung des Messias ein Exemplar zuschickte. „Die Hauptsache ist, daß Sie durch Ihre eigne sehr starke Empfindung Kriticus sind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weitsehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklich Wahren abtäuschen? das werden wir mit der Zeit schon mit einander ausmachen . . . Bei der Untersuchung ist mir das dürrste Wort das liebste . . . Mir gilt nichts als Erfahrung, eigne und solche Andrer, die erfahren können; und nach ihr nichts weiter als was gradezu, so recht mit der Thür in's Haus, aus der Erfahrung folgt. Freilich kann man bei Gelegenheit, da man die gehabte Erfahrung untersucht, auch bis zur Definition allgemeiner Begriffe kommen."

Unabläßig bemühte sich Herder, für Klopstock Anhänger zu werben. Bei einem Besuch in Göttingen, Febr. 1772, bei dem berühmten Philologen Heyne, der ihn voll anerkannte, und dem er alle seine wissenschaftlichen Träume mittheilte, wußte er Boie zu gewinnen, und gründete dadurch eine förmliche Pflanzschule für den Cultus Klopstock's. Boie gab einen Musen-Almanach heraus: er hatte sich bisher bemüht, zwischen den widerstrebenden poetischen Richtungen neutral zu bleiben; nun aber, durch Herder umgestimmt, schlug er sich ganz in Klopstock's Lager: „ich halte ihn für den ersten und beinahe einzigen Dichter unsrer Nation!" — „Von Herder", fährt er fort, „haben wir noch große Dinge zu erwarten; Gelehrsamkeit und tiefes Denken mit soviel Gefühl

und Genie verknüpft, kannte ich noch nie!" — Der Almanach wurde meist von Studenten geschrieben, doch fanden sich auch von auswärts Beiträge ein. An Talent überragte Bürger die Andern bei weitem. Sohn eines armen Pastors im Halberstädtschen, hatte er in Halle studirt, wo Klotz auf seine Grundsätze wie auf seinen Lebenswandel den nachtheiligsten Einfluß übte. Der Einfluß dauerte fort, als Bürger nach Göttingen übersiedelte, wo er einen Shakespeare-Club gründete; er trank stark, lebte viel mit Frauenzimmern, die nicht besser waren als ihr Ruf, und wußte sich in Ehrenhändeln nicht geschickt zu benehmen. Gleim hielt ihn durch namhafte Unterstützungen über Wasser.

Bürger's erste poetische Versuche gingen sofort nach den beiden divergirenden Richtungen hin, die seine ganze Laufbahn kennzeichnen. Auf der einen Seite schwebt ihm das Ideal einer auf's feinste in Sprache und Vers ausgebildeten Kunst vor, auf der andern das Ideal der Volksthümlichkeit, wie er sie in Gleim's Bänkelsängerromanzen zu finden glaubte. Im Sinn einer hohen Kunstleistung nahm er schon 1764 die Uebersetzung des Pervigilium Veneris vor, welche ein ewiges Denkmal für die Bildsamkeit der deutschen Sprache werden sollte, ungefähr wie Ramler's „Ino"; er feilte daran mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth gewesen wäre, bis an sein Lebensende. Nach der andern Seite ging der bänkelsängernde „Vater Bacchus" und die „Jungfrau Europa"; wenn Bürger schmutzig wurde, überschritt er alles Maß. Gleichzeitig aber wagte er sich an eine größere Aufgabe, die Uebersetzung des Homer in Jamben, wohl durch Pope's Versuch angeregt.

Der Göttinger Almanach verfolgte nicht von vornherein eine entschiedene Richtung: Gleim, Wieland, Jacobi klingt ebenso oft durch als Ramler und Klopstock, nur daß nach dem Vorbild der Letzteren die Horazischen Versmaße überwiegen. Einer der talentvollsten unter den jungen Dichtern, Hölty, Predigersohn aus Hannover, ist seiner ursprünglichen Anlage nach von der zartesten elegischen Art. „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien: eine Hütte, ein Wald, daran eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meiner Hütte, das ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche!" Er hatte als Kind seine Mutter an der Schwindsucht verloren, sein Gesicht war durch die Blattern entstellt, er wagte eine stille Liebe dem Gegenstand derselben nicht zu entdecken; seine Anlage zur Schwindsucht, der er früh erlag, wurde durch einen krankhaften Lerntrieb gesteigert. „Dein eherner Fußtritt hallte mir oft, o Tod! in meiner Kindheit werdender Dämmerung, und manche Mutter-

thräne rann mir auf die erblühende Kinderwange." „O Wasserblase, Leben, zerfleug nur bald! Du gabest wenig lächelnde Stunden mir! ... Pflücke sie weg, o Tod! die dunkle Blume!" — „Birg, o Veilchen! in deinem blauen Kelche, birg die Thränen der Wehmuth, bis Rosaura diese Quelle besucht! Entpflückt das Mädchen dich dem Rasen, die Brust mit dir zu schmücken, o dann schmiege dich an ihr Herz, und sag' ihr, daß die Tropfen in deinem blauen Kelche aus der Seele des treusten Jünglings flossen, der sein Leben verweinet, und den Tod wünscht." — Später lernte er, solche Grabesgedanken mit Horazischer Lebensweisheit verquicken, und diese Melodien sind Gemeingut des Volks geworden. „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen! Eine kurze Spanne Zeit ward uns zugemessen."

Am nächsten stand ihm unter den jungen Dichtern Martin Miller aus Ulm, der mit seinem Bruder in Göttingen studirte, Zögling von Uz, „ganz für Natur und Zärtlichkeit geschaffen." Diese drei schlossen sich eng an Boie an, als vierter kam Hahn aus Zweibrücken hinzu, „Feind aller Gallier, die unser Vaterland mit ihren Sitten verdorben!" „Dein Herz ist Deutsch und Deutsch mein Herz!" sang er seinen Miller an; „es liebt dich, wiss' es, ganz!" — Die Seele des Kreises wurde aber bald der junge Mecklenburger Joh. Heinr. Voß. Sein Vater, aus einer leibeigenen Familie stammend, hatte eine kleine Wirthschaft in Penzlin, nebenbei trieb er das Geschäft eines Winkelconsulenten. Der Knabe war trotzig: „Häringe und Gewürz aus dem Kram zu holen, gefiel mir nicht, vermuthlich weil kein Schüler in Lange's lateinischen Gesprächen so etwas that. In der Tanzstunde ward meiner gelacht, ich kam nicht wieder." Ein herumziehender Jude wollte ihn für Geld spielen lassen: „behalt dein schäbiges Geld, Mauschel!" rief er ihm zu, und gedachte ihm die dafür empfangene Züchtigung sein Lebenlang. An Gellert's Fabeln bildete sich sein Geschmack; schon im Anfang des Schulunterrichts prägte sich aber seinem Ohr die „schöne Trommelweise" des Hexameters ein. Mit wenig Thalern kam er im 15. Jahre auf die Schule in Neubrandenburg, wo er sich kümmerlich durchschlagen mußte, aber gründlich die alten Sprachen lernte. Drei Jahre später mußte er die Informatorstelle bei einem Landjunker annehmen, wo er unsäglichen Verdruß hatte: der angeborne Haß des Leibeigenen gegen den Adel wurde durch die subalterne Stellung geschärft. Einige Gedichte in Ramler's Stil, die er für den Musenalmanach einschickte, verschafften ihm die Protection Boie's, die es ihm ermöglichte, in Göttingen zu

studiren. Boie unterrichtete ihn im Englischen, für sein griechisches Studium fand er bei Heyne reiche Nahrung.

Wöchentlich einmal versammelten sich die jungen Musensöhne bei Kaffee und Taback, declamirten Oden von Klopstock oder Ramler, und trugen eigne Versuche vor, die streng geprüft wurden. 12. Sept. gingen Voß, Hölty, Hahn und die beiden Miller Abends im Mondschein in ein nahes Dorf, aßen Milch, und spazierten darauf nach einem kleinen Eichengrund. „Sogleich fiel uns ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören." Sie bekränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten im Kreise herum und riefen Mond und Sterne zu Zeugen ihres Bundes.

26. Oct. war der Abschiedsschmaus eines Verbündeten; auch Bürger, der in der Nähe eine kleine Versorgung gefunden, war anwesend. „Wir zechten wie Anakreon!" schreibt Voß. „Boie oben im Lehnstuhl; zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Barden. Auch Gesundheiten wurden getrunken: erstlich Klopstock's. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Uz', Weiße's u. s. w. Als Einer — ich glaube es war Bürger — Wieland nannte, stand man mit vollen Gläsern auf: es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" — Der Bund brauchte einen Feind, um in seiner Begeisterung etwas laut sein zu dürfen, und wer hätte sich besser dazu geeignet, als der lüstern frivole Poet, der Nachahmer der Franzosen!

„Ha Wieland!" schreibt Voß, „wo Gott mich stärkt, wir sprechen uns! Verflucht sei der Vers, der dem Laster fröhnt! Mein Streben soll immer sein, Tugend und Vaterlandsliebe zu verbreiten, das habe ich Gott geschworen!" — Ebenso Hölty: „Schande ladet auf sich de Mann, welcher den Otterleib seiner Götzin, der Buhlerei, hüllt in Göttergewand! Edle schwören ihm Haß." — In Göttingen, äußerte Klopstock gegen einen Freund, wären einige junge Männer, die Wieland noch das Leben sauer machen würden, sie hätten Genie und Muth. Es war ihm sehr recht, seine Jünger sollten bis aufs Blut den Despotismus und seine Schwester, die Unsittlichkeit, bekämpfen, und so das Vaterland der Freiheit würdig machen.

Er schickte dem Bund zwei junge Grafen Stolberg zu, die er als seine Mündel betrachtete. Der jüngere, Fritz, hatte eine Alcäische Ode gemacht, wo in jeder Strophe das Wort „Freiheit" vorkam. „Nun

was sagen Sie zu einem Grafen, der so ein Gedicht singt?" Sie zu ehren, versammelte sich 5. Dec. der Bund; Voß declamirte ein Danklied, fast jede Strophe enthält zweimal das schöne Wort. „Ach, nah' ich mich dem edlen Mann, den Klopstock ehrt? Ich zittr'! Umarm' ich ihn, den Freiheitsrufer? — Ich thu's, und sag' umarmend ihm, nicht fein nach Franzenbrauch, nein frei und deutsch: dich liebt mein Herz und ist dein werth!" — „Beide Grafen haben um die Aufnahme in den Bund angehalten, und nächstens soll es feierlich geschehn."

6. Dec. „Im Feuer, wie ich bin, darf ich wohl ein bischen stolz sein. Ohne mich wäre der Bund nicht entstanden. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes aber auch viel Schaden gestiftet. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Liebesgedichte bringen, und selbst Boie's Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft; der feurige Hahn darf frei singen, und Boie ist so glühend deutsch wie Klopstock. Claudius spricht mit Enthusiasmus von uns, und Klopstock hat gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre."

Noch in derselben Nacht dichtete Voß eine Ode, die allgemeinen Beifall fand. Deutschland wurde ermahnt, auf seine Geschichte nicht zu stolz zu sein. „Hörst du der Sklavenkette Gerassel nicht? die uns der Franke — Fluch dir o Mönch, der ihn den Großen pries! — um unsern Nacken schlang, als mit triefendem Stahl der Wüthrich in unsre Heimath stürzte, die Druden vor der Irmensäule würgte, und Wittekind statt Wodan seinen Wurmstichbildern Reihen der Opfer und Gold zu weihn zwang! Verderben brütend lau'rte schon dazumal Rom's Götzenpriester! Ha der Bezwinger kroch zu seinem Stuhl, und schenkt' — o Hermann! — deine Cherusker dem Welttyrannen! . . O weine Stolberg! weine! Sie rasselt noch, des Franken Kette! wenige konnte nur selbst Luther, Klopstock selbst, ein Heiland, von dem belastenden Joch befreien."

Das klang nicht sehr christlich; gleichwohl nahm Voß an der überspannten Rechtgläubigkeit des Messias keinen Anstoß; er nahm sie als poetischen Protest Deutschlands gegen die Frivolität der Franzosen. „O welch ein Mann ist Klopstock!" schrieb er 6. März 1773, als der Schluß des „Messias" im Bunde vorgelesen wurde; „ein Prophet, ein Engel Gottes kann mehr nicht die Seele bewegen! Von allen Lebenden ist er ohne Zweifel der Größte: was ist Milton, Ossian, was Virgil und Homer gegen den Messiasdichter!"

Im Christenthum gingen eigentlich nur die Stolberg ganz mit ihrem Meister. Aber wenn Voß, welfisch gesinnt wie die meisten nord-

deutschen Dichter jener Zeit, Karl den großen tadelt, weil er die sächsische Freiheit unterdrückt, Deutschland an den Römischen Papst verrathen und weil er den Grund zum Reich Ludwig's XIV. gelegt, so waren ihm Klopstock und Herder darin vorangegangen.

In einer Ode, gedichtet 3. Juni 1773, wirft Voß den Franzosen das blutige Andenken an Höchstedt und Roßbach in's Gesicht. — „Sage mir aber", schreibt ihm sein alter Vater, „was haben Dir die Franzosen gethan? Du wirst sie noch über den Rhein locken!" — Die Frage war wohl aufzuwerfen. Die Franzosen haben uns im Lauf der Geschichte viel Uebles zugefügt, aber nie so wenig als in jener Zeit. Der Geist Ludwig's XIV. schien sie für den Augenblick verlassen zu haben, sie ließen sich sogar von den Ostmächten manches gefallen. Solche Dinge reihen sich nicht immer mit strenger Logik an einander, oft ist es Nachwirkung früherer Verstimmungen, die man lange zurückgedrängt; zudem suchte das erwachende Nationalgefühl nach einem greifbaren Gegensatz, es erzog sich am Haß der Franzosen.

In Hölty's „Feuer im Walde" unterhalten sich zwei Hirtenknaben über die Kinderzeit; da tritt aus dem Dickicht ein alter Preußischer Soldat auf sie zu, der bei Kunersdorf ein Bein verloren, und erzählt ihnen vom Kriege. „Mein Seel!" sagt Hans, „ich werde kein Soldat, und wandre lieber hinter'm Pflug. Doch kommt der Schelmfranzos zurück, der uns die besten Hühner stahl und unser Heu und Korn dazu, dann nehm' ich einen rothen Rock und auf den Puckel das Gewehr; dann komm nur her, du Schelmfranzos!" Bei Kunersdorf waren die Franzosen garnicht gewesen, aber es ist nicht blos der Hannoveraner, dem zuerst die Franzosen einfallen, es ist der Deutsche.

Hölty's „befreiter Sklave" „trinkt jedem Fürsten Fluch, der uns die Freiheit raubt! und Segen jedem braven Mann, deß Herz für Freiheit schlägt, der gerne wider dich, Tyrann, die Freiheitsfahne trägt!" — „Den 17. Juni", schreibt Voß an Ernestine, die Schwester seines Freundes Boie, „gingen wir (Voß, Stolberg, Hahn) bis Mitternacht in einer Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnehin schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernst, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung — sollt's auch ein Fürstenmord sein! — fähig gewesen wären."

— „Wollen Sie am 2. Juli 1773 nicht auch an den unsterblichen Mann denken, der unsre Anbetung verdiente, wenn wir nicht

Christen wären?" Es war Klopstocks Geburtstag, auf Hahn's Stube kommt man zusammen. „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke; unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Hahn einige auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Dann tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht; Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's und Hermann's Andenken; dann Goethe's (den kennst Du wohl noch nicht?); Herder's u. s. w. Nun war das Gespräch warm; wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugend, und Du kannst denken, wie! Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Bildniß."

Bürger's Freund Biester feierte Klopstock's Geburtstag auf einem Hünengrab. Waldhörner stimmten Klopstock's Schlachtgesang nach Gluck's Composition an. Feuer aus Eichenholz wurde angemacht, Salz und Bernstein dreingeworfen, Klopstock's Bild mit Eichenlaub gekränzt, Rheinwein getrunken und geopfert. „Es war als wenn die Geister aus Walhalla vom Walde her unsern Hörnern nachtönten!"

12. Sept. gingen die Grafen Stolberg mit ihrem Hofmeister Clauswitz aus Göttingen ab. „Der Nachmittag und Abend", schreibt Voß an Ernestine, „war noch ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Das sind die bittersten, Ernestinchen! bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich: er wollte heiter sein, und jede Miene war Melancholie . . . (Abends 10 Uhr). Ich wurde genöthigt, auf dem Klavier zu spielen. Vielleicht verschaffte die Musik den Andern einige Linderung, mir selbst, der jeden schmelzenden Affect ganz annehmen mußte, um ihn wieder auszudrücken, schlug sie nur tiefere Wunden. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben! Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens: die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren

uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: nun meine Kinder, es ist Zeit! Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Ich kann nicht mehr, liebes Ernestinchen! die Thränen kommen von Neuem. — Wie mich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort — es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe!"

Hatte die Empfindsamkeit dieses Treibens einen komischen Anstrich, so fehlte es auch nicht an Ernst; der Bund trug sich mit stolzen Entwürfen zur Reform der deutschen Dichtung. Bürger hatte vor, den Homer in einer alterthümelnden Sprache zu übersetzen, die dem Publicum ungefähr so fremd vorkommen sollte wie der wirkliche Homer den Athenern im Platonischen Zeitalter; zu diesem Zweck sollten verloren gegangene Worte und Wortfügungen in die Sprache wieder aufgenommen, es sollte auf Luther, ja auf das Mittelhochdeutsche zurückgegangen werden. Auch in seinen eignen Gedichten hat Bürger oft verwegen, aber meist mit richtigem Instinct der durch die Kanzlei und das Lateinische aus ihrem natürlichen Fluß abgelenkten Sprache durch Aufnahme provincieller wie archaistischer Wendungen nachgeholfen. Auch Voß studirte, um den alten Nerv der deutschen Sprache wiederzugewinnen, Luther und die Minnelieder; er machte Vorstudien für ein Wörterbuch. Bei seiner Uebersetzung des Pindar ging er von der Idee aus, die Poesie solle sich auch durch die Construction von der Prosa sondern; Klopstock habe einen guten Anfang gemacht, man könne aber viel weiter gehn.

Wieland, dessen poetisches Streben auf Abglättung der Sprache ausging, war darüber sehr verstimmt. „Zwischen den Bemühungen, den Waldgesang der Barden, die Bacchische Wuth der Dithyramben und die enthusiastische Sprache der Griechischen Chöre in unsre Sprache zu übertragen, wird unsre Poesie in Kurzem allen Wohlklang und alle Anmuth verlieren." — „Die Musen krähen uns in rauhen Tönen Kamschatkische Gesänge vor; entsagen, neu zu sein, dem Schönen, betäuben den Verstand und ängstigen das Ohr." — Er wies ausdrücklich auf den Hain als auf den Mittelpunkt dieser Verirrungen hin. „In Göttingen befindet sich ein Haufe getaufter Poeten, welche voll bardischer Begeisterung sich mit heiligem Eichenlaub kränzen und im Dunkel des Hains mit Hymnen und Tänzen den Wodan und die Freya verehren,

Nachts, in Ziegenfelle gekleidet und mit großen Bierkrügen versehn." „Man sagt sogar — wir wollen Bessres hoffen! — sie hätten einst an dickem Gerstensaft aus Menschenschädeln sich besoffen!" — Diese von Vaterlandsliebe brausenden Köpfe suchten die wilde Poesie aller Zeiten durch Erhitzung der Einbildungskraft wieder zurückzurufen, ohne zu bedenken, daß so etwas doch wieder nur Nachbildung ist. „Nachdem wir den Griechen unsre ganze Cultur verdanken, wollen wir nun einen Nationalcharakter affectiren, der lange aufgehört hat der unsrige zu sein."

Die Mehrzahl der „guten Bürger" urtheilte über die Excentricitäten der neuen Richtung ungefähr wie Wieland, und der „Bund", wenn er nicht erdrückt werden sollte, mußte auf Erweiterung denken. Eine solche wurde ihm glänzend angekündigt. Ostern 1773 erschienen Herder's „Fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst", eine Fanfare der neuen Dichtung, aus welcher der „Bund" erkannte, daß er nicht allein stand. Es enthielt Goethe's Dithyrambus über den Straßburger Münster, eine historische Arbeit von Justus Möser, und Herders Abhandlungen über Shakespeare, über Ossian und die Lieder der alten Völker. Diese letztern trafen überall auf verwandte Stimmen; selbst Lessing rühmte gleich darauf, im Gegensatz gegen die moderne nüchterne Geschichtschreibung, die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Reime zu fassen; in diesen Liedern erscholl die Stimme des Volks, und waren darin geschehene Dinge mit Fabeln ausgeschmückt, so waren sie zugleich mit Empfindungen verwebt, die man dabei wirklich gehabt. Wenn Nicolai nicht müde wurde, Herder's Ansichten vom Volkslied zu verhöhnen, und darin Lessing's Beistimmung suchte, so hatte er sich an den Unrechten gewandt: Lessing erklärte, der ganze Spaß beruhe auf Verwechselung des Volks mit dem Pöbel.

Mehr noch als durch seine Deduction wirkte Herder durch sein Beispiel, die Uebersetzungen eigenartiger Gesänge aus verschiedenen Sprachen. Sein Augenmerk war die treue Nachbildung des Tons, der Weise, der Modulation; im Zweifelfall opferte er lieber die Worttreue. Eine kritische Tendenz hatte die Arbeit noch nicht; die Frage nach der Entstehung solcher Lieder war nur nebenbei behandelt. Herder wollte schon damals die vollständige Sammlung herausgeben; Nicolai's Angriffe hielten ihn zurück, sie erschien erst 1778; darin der Hauptstamm lettische Dainos, schottische Balladen, spanische Romanzen und südwestdeutsche Lieder aus dem Volksmund.

Aber schon die „fliegenden Blätter" brachten des Anregenden genug.

Aus dem Nordischen: der Todesgesang des Regner Lodbrog, Odins Höllenfahrt, der Webegesang der Walkyren; Luthers „die Asche will nicht lassen ab“; Haideröslein; Kukuk und Nachtigall; Lieder aus Shakespeare („Come away, come away, Death!“); aus Percy; ein neuer, überraschend glänzender Horizont! Eine von den Balladen aus Percy, „Sweet Williams Ghost“, hatte eine unmittelbare Wirkung. Wilhelms Geist erscheint vor dem Fenster der Geliebten, sie soll ihm Wort und Treu zurückgeben. Sie wirft schnell die Kleider über und geht die ganze lange Winternacht dem Geiste nach. „Ist, Wilhelm! Raum noch dir zu Haupt? noch Raum zu Füßen dir? ist Raum zu deiner Seiten noch? So gieb, o gieb ihn mir!“ Er hat keinen Raum! Mit dem Hahnenschrei verschwindet das Gerippe, sie bleibt in der Nacht allein und stirbt.

Bürger, der Herder's Lehre vom Volkslied mit Begeisterung aufnahm, regte diese Ballade zur Leonore an. Zugleich klang ihm das Bruchstück eines alten Volkslieds im Ohr: „der Mond der scheint so helle, die Todten reiten so schnelle, Feinsliebchen, graut dir nicht?“ Diese Bruchstücke nahmen in seinem Geist allmälig eine Gestalt an; als Grundmelodie bot sich ihm die Weise des Kirchenlieds „Ermuntre dich du schwacher Geist!“, die ihm wohl auch in Günthers „Mein Kummer weint allein um dich!“ entgegentrat; dies Lied hat ganz die bittre Todesstimmung, die der Dichter suchte, und war mit dem Namen Leonore bezeichnet. — Wenn die Manier des Bänkelgesangs noch ein wenig durchklingt — die Manier, in welcher Bürger die „Weiber von Weinsberg“ gedichtet — so ist sie im Ganzen von allen Rohheiten gereinigt. Von Percy's und Goethe's Art weicht sie wesentlich ab. In seinen Liedern giebt Goethe dem Leser immer etwas zu errathen; noch im Westöstlichen Divan findet er bei einem arabischen Kriegslied das Poetische hauptsächlich in dem Durcheinanderwerfen der Bilder, welches die prosaische Folge der Handlung durchbricht. Bürger's natürliche Anlage dagegen drängte ihn, alles umständlich und in der gehörigen Folge auszusprechen; auch wenn er englische oder deutsche Volkslieder bearbeitete, wurde alles Springende und Unvermittelte beseitigt.

So ließ er, um deutlich zu werden, den phantastischen Stoff nicht in der mythischen Ferne: das Grauen sollte realistisch ausgemalt, in die Nähe gerückt, als gegenwärtig empfunden werden. Darum wurde mit dem Hubertsburger Frieden begonnen, der erst zehn Jahre alt und noch in allgemeiner Erinnerung war, wie die Rückkehr der preußischen Soldaten; darum stimmte Lenore selbst mit ihren Klagen in den Ton

ein, der dem Publicum geläufig war; darum empfiehlt die Mutter zum Trost das Vaterunser, das jeder Norddeutsche verstand. Man empfindet das Grauen am stärksten, wenn es in's eigne Schlafgemach eintritt.

Der Stoff ist in einen dramatischen Gang gebracht, Rede und Gegenrede entwickeln den Zusammenhang von Schuld und Strafe. Lenorens Verzweiflung, wie sie sich das Rabenhaar zerrauft und mit Gott grollt, ist ein Frevel, und wird als solcher zum Schluß vom Geisterchor hervorgehoben; diese wilde Klage stört die Ruhe der Todten. Aber es ist nicht eigentlich Wilhelm's Geist, der sie abholt, dem sie in schönem Leichtsinn folgt, sondern der Tod selbst, mit Stundenglas und Hippe. Der wilde Geisterritt ist das Gewaltigste, was die Poesie des Grauens je geleistet; in steter Steigerung, versinnlicht durch die wachsende Bangigkeit Leonorens, geht es fort, ohne daß die Gespenster widerlich werden, bis endlich die wüste Schattenwelt das frische wilde Leben in sich aufnimmt.

Der höchste Werth der „Lenore" liegt in der wahrhaft musikalischen Form; die Bilder reihen sich melodisch an einander, wie in einer Fuge. Es bleibt das Größte, was Bürger, was die deutsche Ballade überhaupt geleistet.

Je stärker der Bund seine Berechtigung fühlte, desto lauter wurden seine Angriffe gegen Wieland. Voß nannte diesen 4. April 1774 „Dichter der Buhlerei, Weisheitsgaukler, Nachäffer der Franzosen"; er setzte ihm gleich im Voraus eine Grabschrift: „fleuch von dannen, o Pilger! sein Staub schon duftet Gift!" Klopstock selbst schreibt in seiner „Gelehrtenrepublik": „er geht auf den Krücken der Ausländer, reitet auf ihren Rosinanten, pflügt mit ihren Kälbern, tanzt ihren Seiltanz!"

Diese „Gelehrtenrepublik" kündigte Klopstock, um dem Vaterland zu einem Dank für seinen großen Dichter Gelegenheit zu geben, auf Subscription an; seine Anhänger werben eifrig dafür: die Göttinger, Gerstenberg, Hamann, Herder, Goethe und seine Genossen, Schubart in Ulm u. s. w. Der Erfolg war glänzend: es kamen 3600 Subscribenten zusammen, jeder zu einem Louisdor. Bei dem Erscheinen des Buchs wurde freilich das Publicum sehr enttäuscht: es war das wunderlichste Product. In der Form einer alten Druidenrepublik wurden Gesetze der Dichtkunst beschlossen, deren Willkür in die Augen sprang, deren Anwendung nicht abzusehn. Aber was kam auf das Publicum an? Klopstock hatte seine Macht über die deutsche Jugend empfunden, und was mit dieser Macht auszurichten wäre. Er beschloß, sich förmlich an

die Spitze des Bundes zu stellen, der sich in großem Stil über alle strebenden Kräfte Deutschlands ausdehnen sollte. Diese frohe Botschaft überbrachte Boie 8. Febr. 1774 dem Bunde.

„Der größte Dichter", schreibt Voß an Ernestine Boie, „der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann will Antheil haben an dem Bund der Jünglinge! Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andre, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen! Aber Gott wird helfen, denn Freiheit und Tugend ist unsre Losung."

Stolberg, 29. März: „Unsrer eignen Größe und der Unsterblichkeit unsers Namens völlig überzeugt, kann mein Herz sich nicht begnügen. Es dürstet nach That, und That wird gewiß immer der Hauptzweck unsers Bundes sein. Die That des Urenkels, welchen wir zum natürlichen Gefühl des Vaterlandes und der Freiheit zurück werden gebracht haben, diese That ist unsre That! durch den Hall unsers Lieds stürzen die Vesten der Tyrannen. Welche Wonne wird unser sein, wenn wir vom Sternenhimmel unsre deutschen Enkel die Freiheit erfechten sehn! Und wenn wir noch gar selbst handeln könnten! O mein Voß, wenn einer den andern mit blutigem Eichenlaub kränzte!"

— „Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte, schon damals ahndet' es uns und wir sagten's einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns sein! Ach jetzt nicht Ahndung mehr, es ist Gewißheit: Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bei der ersten bestürzenden Nachricht war dies Ueberzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beisammen sind, einander ansehn und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns ist Klopstock!" — Diesen Erlaß sandte der Bund 24. März an den Dichter ab. Gleich darauf fanden sich Voß und Hahn bei ihm ein, und rauchten einige selige Wochen zusammen. Eine große Zusammenkunft in Hamburg, 29. Mai, bezeichnet etwa den Höhepunkt des Bundes; um sich eine äußere Stütze zu schaffen, traten sie auf Klopstock's Anregung sämmtlich in den Freimaurer-Orden.

— „Wenn wir ein halbes Jahrhundert vereint das werden gethan haben, was vor uns nur einzelne kühne Männer thaten, dann werden wir rings um uns vernehmen, daß man uns für Eroberer hält! Ihr wißt, daß der Deutsche gewiß ausführt, was er einmal beschlossen

hat. Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruh schlägt! ihr könnt Theil daran haben!" — Bei dieser Stelle der „Gelehrtenrepublik", die Klopstock ihnen vorlas, zitterten Voß und Hahn vor Entzücken: „ewig wollen wir unser Vaterland lieben!" — Es war ein Vorspiel der spätern Burschenschaften. Der Bund hoffte die Erfüllung seiner Träume und Ideale nicht mehr von der Gunst eines Monarchen, sondern von dem Zusammenwirken freier Bürger.

3.

Der Unterricht in der Morgenröthe.

1772—1775.

Als Herder 1769 nach Nantes kam, erhielt er die „Aussichten in die Ewigkeit" zugeschickt, mit denen Hans Kasper Lavater, ein junger Geistlicher in Zürich, geb. 15. Nov. 1741, das deutsche Publicum in Aufregung versetzte. Er hatte sich 1762 einen Namen gemacht, indem er mit nicht geringer Kühnheit einen ungerechten Landvogt öffentlich angriff und seinen Sturz durchsetzte; dann hatte er 1764 auf einer Rundreise durch Deutschland alle berühmten Männer kennen gelernt, mit dem Nebenzweck, sich ihre Physiognomien zu merken, denn er war überzeugt, daß sich in dem Aeußern eines Menschen sein Inneres vollständig auspräge, und daß er berufen sei, die Physiognomik zu einem wissenschaftlichen System abzurunden. Um sich im Christenthum zu stärken, hatte er acht Monate bei Spalding zugebracht.

Die „Aussichten in die Ewigkeit" gehn von dem Bedürfniß aus, sich von der Unsterblichkeit der Seele Gewißheit zu verschaffen, an der Lavater jedesmal zweifelte, sobald ihm ein Todesfall entgegentrat; sie enthalten den Plan zu einem Gedicht über die Verbindung des gegenwärtigen mit dem zukünftigen Leben; Lavater wollte die Vervollkommnung des menschlichen Körpers und Geistes im Jenseits nach Analogien der Naturwissenschaft begreifen. Zu Grunde gelegt war des Genfer Professor Bonnet eben erschienene Schrift „Palingenesie, über den künftigen Zustand lebendiger Wesen", welche die Unsterblichkeit der Seele durch die Lehre von der Präformation der Keime zu retten suchte.

Die „Palingenesie" hatte einen Zusatz: „Untersuchung der Beweise

für das Christenthum", die Lavater 4. Sept. 1769 an Mendelssohn schickte, mit der feierlichen Aufforderung, entweder Bonnet's Gründe zu widerlegen, oder „zu thun, was in solchem Fall ein Sokrates gethan haben würde", d. h. Christ zu werden. Die Etourderie machte ungeheures Aufsehn, das gesammte Publicum trat auf Mendelssohn's Seite, der 12. Dec. die Polemik ablehnte, aber sich von der Wahrheit des Judenthums überzeugt erklärte.

Gleichzeitig mit jener Schrift verschickte Lavater an berühmte Geistliche drei Fragen über die mit dem Glauben und dem Gebet nach biblischer Vorstellung verbundene Wunderkraft; wer da könne, solle beglaubigtes Zeugniß ablegen, ob diese Wunderkraft sich noch in der modernen Zeit augenfällig bewährt habe, und wie? — Lavater glaubte fest an die Möglichkeit, durch gläubiges Gebet Wunder zu thun, war aber nüchtern genug zu erkennen, daß er trotz seiner starken, ja dämonischen Willenskraft diese Gabe nicht besitze. Er hatte wiederholt seinen ganzen mächtigen Willen im Gebet aufgeboten, Gott zu vernehmen, wie Christus ihn vernommen. Es ist ihm nicht gelungen, er mußte also annehmen, daß ihm der rechte Glaube noch fehlte.

„Ohne Zweifel haben wir in uns eine Kraft, die ich nicht anders als magisch nennen kann. Der Glaube, den Christus erregen will, was ist er anders als Magie? was ist die Religion überhaupt anders?" — Nur durch den Unglauben ist diese wunderkräftige Gemeinschaft mit Christus verloren gegangen. Nur in Christus offenbart sich Gott. „Das ewig alles durchdringende Wesen aller Wesen kann ohne Christus nicht angefleht werden; erst in Christus ist die unbegreifliche, über allen Gesichtskreis menschlicher Vorstellungen unendlich erhabene Gottheit denkbar, genießbar, anrufbar geworden. „Ohne Christus", dichtet auch Klopstock, dessen Messias übrigens Lavater durchaus nicht gelten ließ, „wäre der Gedanke der Gegenwart Gottes Grauen nur vor dem allmächtigen Unbekannten."

Lavater wollte den Heiland auch sinnlich fassen; er sammelte unzählige Christusbilder, keines that ihm genug. Er wollte das Göttliche mit Händen greifen, das Wesen sollte ihm als Erscheinung entgegentreten. „Daß Christus der Menschheit so unentbehrlich ist als der Compaß dem Seefahrer, davon bin ich so gewiß, wie ich von dem Vorhandensein irgend eines physischen Bedürfnisses gewiß sein kann; daß es ewiges Leben sein muß, Gott durch ein solch Medium zu erkennen, daran kann ich nicht zweifeln. Aber das Medium habe ich noch nicht gefunden. Heilig und selig, der es findet, und mir erlaubt, mich unter seine Ferse

zu setzen, wenn er mich lehren will, wie ich es suchen soll! Es muß Menschen geben, königliche, priesterliche, prophetische Seelen, die das haben, was uns Morgens beim Erwachen und Abends beim Einschlafen fehlt! Diesen unbekannten, in der Welt zerstreuten Auserwählten, die vermuthlich ein ebenso dringendes Bedürfniß haben, ihre tief individuellen Erfahrungen mitzutheilen, wird, wenn unsre Stunde gekommen, d. h. unser Bedürfniß unüberspannbar gespannt ist, unser Verlangen nach dem Einen Nothwendigen auf irgend eine Weise offenbar werden. Ein Zug des Vaters wird sie zu uns ziehn, und sie werden dem Gebeugten sagen: seht! da ist euer Gott!"

Die Mittheilung dieser Ideen hatte Herder zuerst abgestoßen. Obgleich Theolog, beginnt Herder mit ausgesprochener Geringschätzung des überlieferten Christenthums. Er denkt hoch von seinem Beruf, insofern dieser ihn befähigt, ein wirksamer Lehrer der Humanität zu werden; er glaubt aber nicht, daß die positiven Lehren, die er vorzutragen hat, der Vernunft entsprechen. Grade darum zieht er leidenschaftlich gegen die Rationalisten zu Felde, die durch ihre Zurechtmacherei den Leuten einbilden möchten, Vernunft und Christenthum sei in Uebereinstimmung; sie suchen Vernunft, wo keine ist. Darüber übersehn sie das Große, Ursprüngliche, Prophetische, Dichterische, das in den heiligen Schriften wirklich liegt. Eigentlich hatte er Michaelis, der nach dem Vorgang der brittischen Orientalisten die biblische Vorstellungsweise aus der Localfarbe des Orients erklären wollte, viel zu danken, aber der Göttinger Professor ging ihm nicht weit genug. Wie unchristlich Herder damals gestimmt war, verräth ein Gedicht aus dem Jahr 1770.

Er malt sich das historische Christenthum aus wie einen aus Wolken aufgethürmten Palast, an die Säulen der Erde hin ausgebreitet, vom Libanon bis zum Hekla. „Auf Trümmern versunkner Heiligthümer hob er sich, so wie in Tagesneig' ein Moderwölkchen im fernen grauen Ost. Da stand das Moderwölkchen, unbeahndet, und wölkte nur der Sonne Rand, bis es in Mitternacht verbarg der Sterne Glanz, und überhüllt' den Himmel, und goß wieder die Schlummerwelt in mehr als Nacht, in Graus und Trümmer!"

„Die Wolke hüllt' ein das alte Rom, die Königin der Welten! machte sie zur Zaubervettel, zur Priesterin der Welt. Die schönen Götter sanken, der Berg der Musen wich. Meerüber flog die Weisheit in die Zelte gastfreier wilder Araber."

„In schwarzen runden Wellen rollt die Wolke von Erd' zu Erden

hin, sie jagen fort, wie Strudel zum heil'gen Osten hin, in das Grab des Todes. Da pranget, was nur Wolke war, als Palast."

„Noch steht der Wolkenpalast, aber öde. Seht! die rothe Sonne steigt langsam schon empor; die Nebel sinken. . . Kommt, ihr der Hütten Brüder auf freiem Gipfel oben, kommt, der Morgen Königin, dem Licht zu opfern! O hört nicht auf den Klang der Scheidenden! nicht was in jener Wolke wegjammert! — Kommt! Hier in neuer Welt voll Morgenröthe, Brüder! hier laßt uns der göttlichen, so lange Sklavin, der Menschheit opfern, und jenen Rauch verdampfen sehn! genießen die schöne Morgenröthe schon, die Neugeburt der Welt, bis einst die Sonne allgegenwärtig strahlt!" —

Seltsame Urtheile eines christlichen Pfarrers über die Kirche! — Verkündet vielleicht den „Unterricht im Morgenroth" ein geweihter Freimaurer an die Brüder der Bundeshütten? — Seit 1765 gehörte Herder dem Orden an, und genoß in demselben, wie es scheint, großes Ansehn.

Die eigenthümliche Lage in Bückeburg bewirkte nun aber bei Herder eine merkwürdige Umstimmung.

„Wenn irgend ein Mensch das nicht ist, was er sein könnte und sollte, so bin ich's. Meine Einbildung überspannt sich immer zu sehr voraus, mein warmes Gefühl reißt mich hin, und oft nachher, wenn der Trug erkannt, ermattet's und liegt. Zwar kommt das Feuer bald wieder zurück, aber oft zu spät, und das ist die Ursache, warum bisher noch nichts Ganzes aus mir geworden ist. Keine einzige ganze That! Keine einzige vollendete Situation! . . Der hiesige Ort ist nichts für mich." Mit seinen weltumspannenden Entwürfen war er in die Enge eines spießbürgerlichen Nestes gebannt.

„Der in vielen Stücken am harmonischsten mit mir dächte, wäre eigentlich mein Landesherr. Aber er bleibt immer zu sehr Fürst, und gegen mich weichen Philosophen zu sehr Held. Ein edler Herr, aber äußerst verwöhnt!" Zwanzig Jahre älter als Herder; edle Gestalt, männliches Gesicht, von wenig Worten; an ungestüme Leibesübungen gewöhnt, von militärischer Strenge. Ganz unerwartet trat dem jungen Geistlichen die Gräfin Maria näher. Sie verlor April 1772 ihren Bruder, und bat um seinen geistlichen Trost. „Ihr Bild hat durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist; sie ist zart und schwächlich; seit ihrem Wochenbett liegt eine feine Bläſſe auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht ist. Sie trat recht wie ein Engel zu mir, und gab mir den Muth, den ich in mir selbst vergebens suchte."

Bei den Herrnhutern erzogen, nahte sie dem jungen Prediger, wie die Gläubige einem Heiligen; ihr gegenüber suchte unwillkürlich sein Gefühl einen höhern Ton: sie wurde ihm halb die Madonna, zu der er emporblickte, halb das fromme kranke Beichtkind, das er zu trösten hatte. Er schrieb für sie Dialoge „über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt": seit Jahren eine seiner Lieblingsmaterien, aber er trug sie nun anders vor; aus dem, was sich in seinen Gedanken erzeugte, suchte er hervor, wofür er bei ihr Verständniß hoffen konnte, er stimmte nach ihren Empfindungen seinen Ausdruck.

Dieser Wandel seines Tons wurde noch gefördert durch einen starken Ausfall Hamann's gegen Herder's Schrift „über den Ursprung der Sprache", die Febr. 1772 von der Berliner Academie den Preis erhalten hatte. Hamann war empört, daß sein Schüler den göttlichen Ursprung der Sprache leugnete, ließ sich aber sofort beschwichtigen, als ihm Herder eine freilich sehr gewundene Erklärung über seine Ketzerei gab. „Er hat mir seine Sünden in's Ohr gebeichtet", schreibt er Oct. 1772, „und der Hierophant wird ihn öffentlich absolviren!"

„Der theologische Libertin ist weg!" schreibt Herder unmittelbar darauf an Merck, „aber daß er sich fast in einen mystischen Begeisterer verwandelt, würden Sie kaum ahnen. Die Seele baut oder träumt sich um so lieber fremde Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet."

In dieser Stimmung wandte sich Herder an Lavater, dem er bisher den Bescheid auf seine Anfragen schuldig geblieben war. Mit den „Aussichten in die Ewigkeit" erklärt er sich überall da einverstanden, wo Lavater aus dem eigensten Herzen redet, aber nicht, wo er dogmatisirt: dann richte er künstliche Gerüste auf, die von dem wirklichen Bau seines Glaubens nichts zeigen. Den Versuch, das Leben des Jenseits nach Analogien des diesseitigen Naturgesetzes auszumalen, findet er bedenklich und unfruchtbar. „Die Ewigkeit ist eine große Sache, die wir am besten dadurch ehren, daß wir zu rechter Zeit die Augen niederschlagen und nicht wissen wollen. Denken Sie einmal dem Manne nach, den Sie so verehren: wie schweigend hat er die Ewigkeit gelehrt!"

Lavater's Antwort (10. Nov.) athmet unbedingte überschwängliche Begeisterung für Herder. Caroline, der dieser den Brief mittheilt, fragt ganz verwundert, wie er zu der sonderbaren schwärmerisch-heiligen Brüderschaft komme? — „Lavater", erklärt ihr Herder, „ist nach Klopstock vielleicht das erste Genie Deutschlands." Von seinen Schwärmereien hofft er ihn zu heilen, eben weil er ihn besser verstehe als irgend ein Andrer; er beneidet ihm die „strahlenheitre, thaulautere wirksame

Religionsseele", im Gegensatz gegen den „kalten nervenlosen Ton" unsrer heutigen Theologen. Er hatte diese Theologen immer gehaßt, sowohl wenn sie durch leere Verstandsdemonstration das Göttliche erweisen wollten, als wenn sie in weicher Empfindsamkeit das Gefühl des Göttlichen verwässerten. Lavater empfand wenigstens richtig, wo es fehlte, was das tiefere menschliche Bedürfniß begehrte und nicht besaß, und insofern war er Herder willkommen: es war schon ein Gewinn für die Menschheit, wenn sie sich ihrer angebornen Sehnsucht und Ahnung bewußt wurde.

„O du Einziger!" schreibt Lavater 29. Febr. 1773 an Herder, „mit welcher Wahrheit urtheilst du von dem gegenwärtigen Zustand der Religion! Wir rühmen uns unsers Christenthums gegen die griechischen Heiden, was ist es aber mit unserm Christenthum! Gesunken ist das Menschengeschlecht, und daß wir's nicht fühlen, uns nicht schämen, ist der Versunkenheit größter Beweis. Christus ist Allen entweder ein Aergerniß oder eine Thorheit; ich habe noch keine einzige Seele gefunden, die ihn kennt . . . Meine aber nicht, daß Ich ihn kenne! Nein, nur himmlische Augenblicke sagen — ach sagen nicht, blitzen es mir, daß Niemand den Vater kennt als der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will . . . O Herder! all unser Wissen, Empfinden und Lieben ist nichts, bis Gott uns gesagt hat: hier bin Ich!" — „Ich bin so Nichts in mir, so entsetzliche Leere bei dem tiefen Wunsch, Wahrheit zu sein! Aeußerst zärtlich ging Gott mit mir um. Wofür ich aus Bedürfniß, wofür ich mit leiser kühner Kindlichkeit bat, das gab er mir. Aber mit der Zunahme der Theorie nahm die stille herzerhebende Erfahrung ab: Gott hat kein Ohr als für die einfältige warme Empfindung." — „Seit ich meine Mutter sterben sah, verfiel ich oft in große Zweifel, wenigstens kann ich mir schlechterdings keine Vorstellung machen, wie es mit dem zweiten Leben beschaffen sei, wie es sich aus dem gegenwärtigen herauswickeln könne. Hilf mir darin! beut mir deine treue Bruderhand! — Entwickele mir irgend eine greifbare Analogie vom Auferstehn! Meiner Zweifel werden immer mehr, und bei wem kann ich Licht und Trost suchen als bei dir!"

So beschworen, mußte wohl Herder seinen natürlichen Ton etwas höher stimmen: Lavater, die Gräfin Marie und Hamann waren die stille Gemeinde, zu der er wie von der Kanzel sprach. März 1773 giebt er Lavater Bescheid. Das Phänomen, aus dem der Mensch die Unabhängigkeit der Seele vom Leib hergeleitet, ist der Traum. Träume brachten ihn zuerst darauf, daß er eine Seele habe, die auch

ohne Körper wirke: wachend fühlte der sinnliche Mensch sich als ein lebendiges Ganze, und dachte schwerlich an metaphysische Scheidung des sichtbaren und unsichtbaren Theils. Träume waren es, die abgeschiedene Geliebte aus dem dunkeln Schattenreich zurückführten. Da fliegt die Seele aus dem Körper in eine andre Welt; Zeit, Raum und Causalität hört auf. — Die älteste griechische Mythologie ist voll einfältiger Dichtung darüber, noch in Plato finden sich Trümmer dieses ältesten dichterischen Glaubens, dem sich die Vernünftelei unsrer Zeit entzieht.

Das alles erklärt mehr den Glauben an die Fortdauer der Seele als diese Fortdauer selbst, die auch bei Herder nur als Bedürfniß des Herzens, zeitweise, nie als Gewißheit hervortrat. Gleichwohl dankte Lavater für den „trostvollen" Brief. „Ich will jetzt nichts darüber sagen, nur einfältig forthören. Der Glaube kommt aus dem Hören. Rede weiter, mein Bruder! Dein Bruder hört." — „Merke", schreibt er 6. Mai an Zimmermann, „daß unter uns ein großer Prophet auferstanden, und wahre himmlische Weisheit uns wieder heimsuchen will!"

Lavater stellte sich jedem Propheten und Wunderthäter zur Verfügung. In Zürich hatte er immer dämonische oder gläubige Jünglinge um sich, auf deren Eingebungen er lauschte, aber er horchte auch weiter hin, wo irgend ein Geheimniß verkündet zu werden schien. Der rechte Ort für die Aufbewahrung solcher Geheimnisse war der Freimaurerorden; er hatte ursprünglich eine aufgeklärte Tendenz, aber hauptsächlich nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 schlichen sich Dunkelmänner in ihn ein, zum Theil ehemalige Jesuiten, die ihm die Richtung aufs Mystische und Uebernatürliche gaben. Mit der Umstimmung der Zeit wagten sich wieder die Rosenkreuzer ans Tageslicht, übten wunderbare Curen, citirten Geister, gruben Schätze aus, und verlängerten das Leben. Ueber diese „dämonische Menschen", die damals eine so große Rolle spielten, hat Goethe vielfach nachgedacht. „Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend, aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen."

Seit Jahren trieb Cagliostro in den Hauptstädten Europa's sein Wesen: er hatte Schönheitswasser, Verjüngungsmittel, selbst ein Arcanum der physischen Wiedergeburt zu vergeben; besaß ein System der „Aegyp-

tischen Maurerei", die auch Juden geöffnet wurde; richtete Damenlogen ein, unter dem Vorsitz einer Dirne, die er mit sich führte; seine Anhänger aus den höchsten Ständen, lagen Stundenlang zu seinen Füßen.

In Königsberg gab Hofprediger Stark, ein geborner Darmstädter, eine Apologie des Freimaurerordens heraus; Mysterien hätten die Bildung des Menschengeschlechts geleitet, in der Römischen Kirche sei noch viel Brauchbares davon erhalten. Er hatte die Hand im Spiel bei allen Umtrieben dieses Geheimwesens, und stand auch den Jesuiten nicht fern.

In Leipzig sammelte Schrepfer, ein ehemaliger Kellner, die vornehme Gesellschaft um sich, Minister, Grafen, selbst Fürsten, und citirte ihnen Geister; zu seinem Anhang gehörte Major Bischofswerder, der Günstling des Prinzen von Preußen. Schrepfer gab Aufträge von den Jesuiten vor; er hatte sich zuletzt in ein solches Lügengewebe verstrickt, daß er keinen andern Ausweg wußte als sich zu erschießen, im Rosenthal 8. Oct. 1774.

In Wien lehrte Dr. Mesmer den thierischen Magnetismus, der mehr oder minder allen Menschen beiwohne, bevorzugten Naturen aber insbesondere; eine Kraft, fremde Seelen nicht blos zu beherrschen sondern aus den Leibern zu ziehen.

In Ellwangen führte Pater Gaßner wunderbare Curen aus: böse Geister seien Ursache der meisten Krankheiten, und es käme nur darauf an, sie auszutreiben, was er verstehe; Gläubige strömten ihm von allen Seiten zu.

Alle diese dämonischen Menschen aufmerksam zu prüfen, ob es nicht etwa wirkliche Apostel seien, hielt Lavater für Pflicht: hütet sich ja auch der Naturforscher, wenn man ihm ein neues seltsames Gesetz verkündet, es leichthin zu verwerfen. Er besuchte einen nach den andern; zwar gelang es ihm nicht, wirkliche Wunder mit anzusehn; „aber ich bin in der Disposition, die Möglichkeit dieser Wirkungskraft der Menschen auf Menschen so praktisch zu glauben, wie wenn ich all das mitangesehn hätte; und ich ahne, daß es die allen Ebenbildern Gottes inwohnende magische Kraft des Geistes über die Körperwelt sei, die sich immer weiter vervollkommne und durch den Glauben an die Menschheit Christi zur höchsten Vollkraft reifen kann."

Die Zuversicht, der Welt über die Religion ein neues Licht anzünden zu können, hatte Herder schon lange; nun trat ihm aber ein bedeutender Mann gegenüber, der von ihm dies Licht verlangte, und von vornherein sich als den künftigen Adepten bekannte. Dieser entgegenkommende Glaube machte ihn productiv.

Wer Herder's frühere Arbeiten gründlich kannte, durfte die Umstimmung in den neuen nicht so groß finden; eigentlich hatte sich nur die Tonart geändert, was freilich bei der Heftigkeit seiner Sprache viele Mißverständnisse veranlaßte. Tadelte er früher die Rationalisten, daß sie zu viel Vernunft in das Christenthum hineinlegten, so tadelte er sie jetzt, daß sie den urkräftigen heiligen Naturlaut der Schrift nicht begriffen. In der Geschichte der Dichtung hielt er zu allen Zeiten von den Perioden reifen aber unfruchtbaren Geschmacks gar nichts, desto mehr von denjenigen, in welchen das Volksgemüth sich in unwillkürlich hervorquellenden Lauten Luft machte; was er früher von Homer und den Volksliedern behauptete, übertrug er nun auf die heilige Schrift. Er hat sich dabei mitunter in der Hitze zu argen Extravaganzen verführen lassen, darüber hat man den kostbaren Schätzen, die in den Schriften jener Periode aufzugraben sind, keine rechte Aufmerksamkeit geschenkt.

Schon 1773 begann Herder auf eine fieberhafte Weise zu arbeiten. August 1773 war „Auch eine Philosophie der Geschichte" fertig, ein „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts"; gleichzeitig arbeitete er an der „Archäologie der Hebräer", aus der sich die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" herausschälte; Nov. 1773 „fünfzehn Provincialblätter für Prediger." Die ersten Bände der „Aeltesten Urkunde" kamen April 1774 heraus, die „Philosophie der Geschichte" und die „Provincialblätter" Juni 1774. Dann folgte in raschem Wurf „Maran Atha oder die Zukunft des Herrn", d. h. die Auslegung der Apokalypse, die mannigfach umgeschmolzen 1779 zum Abschluß kam. April 1774 warf sich Herder auf das Studium des Zendavesta, den ein junger Gelehrter in Bückeburg, Kleuker, Schüler von Heyne und Michaelis, unter seinem Beirath übersetzte; Herder suchte sie mit dem Evangelium Johannis in Verbindung zu setzen, sein Buch erschien Ostern 1775.

Diese Schriften hatten noch einen äußern Zweck. Seine Lage in Bückeburg hatte sich zwar nach der Heirath vortheilhaft verändert, die Gräfin knüpfte mit der jungen Frau eine zärtliche Freundschaft, und im Publicum galt er nunmehr als rangirter Mann, der Zutrauen verdiene. Trotzdem drückte ihn die Enge von Bückeburg, er sehnte sich nach einer umfassenden Lehrthätigkeit. Seit lange hatte er seine Augen auf Göttingen gerichtet; Zimmermann in Hannover und Heyne in Göttingen betrieben eifrig seine Berufung. Aber das Consistorium in Hannover zweifelte an seiner Rechtgläubigkeit, und die Facultät in Göttingen hielt ihn für einen Dilettanten; noch Dec. 1773 schrieb Schlözer, den er leichtsinnig angegriffen, ein ganzes Buch gegen ihn, das ihn litterarisch

todtschlagen sollte. Wie hätte sich auch Herder mit einem Pragmatiker stellen sollen, der grade damals gegen seinen Schüler Johannes Müller die Griechen für ein „Packvolk“ erklärte, das mit den Polen auf einer Stufe stehe!

Die Schule Locke's mit ihren einseitigen Begriffen von Tugend, Glückseligkeit und der postulirten Einheit beider fand in der Geschichte entweder einen stetigen Fortschritt aus der Barbarei in die Aufklärung, oder wie Voltaire ein wechselvolles Spiel des Zufalls; sie hatte keine Achtung vor den geheimnißvollen Mächten, die über das Irdische hinausgehn; sie haßte alles ursprüngliche Leben, und ließ nur gelten, was sich der gemeinen Rechnung des Verstandes fügte. Diesen Anmaßungen des Verstandes entgegenzutreten, stimmt Herder den Ton eines Sehers an.

Das ideale Zeitalter ist nach jener Schule dasjenige, in welchem Tugend und Glückseligkeit zusammenfallen. Auf die Frage nun: welches Volk der Geschichte hat sich eines solchen zu rühmen? antwortet Herder: entweder traf auf jedes Volk unter gewissen Umständen ein solcher Zeitpunkt, oder es gab nie eines. Die menschliche Natur ist kein Gefäß einer absoluten, unwandelbaren Glückseligkeit; sie zieht aber überall so viel Glückseligkeit an, als sie kann; ein biegsamer Thon, sie in den verschiedensten Lagen verschieden zu formen. Selbst das Bild der Glückseligkeit wandelt mit jedem Zustand und Himmelsstrich. Was ist die Glückseligkeit anders als die Summe von Wunschbefriedigungen und Zweckerreichungen? Jede Nation hat den Schwerpunkt ihrer Glückseligkeit in sich selbst. Die Natur legte Anlagen zur Mannigfaltigkeit ins Herz, machte aber jede an sich so wenig dringend, daß, wenn nur einige befriedigt werden, sich die Seele bald aus diesen erweckten Tönen ein Concert bildet, und die unerweckten nicht fühlt, als wiefern sie, stumm und dunkel, den lautenden Gesang unterstützen. Die Natur mäßigte den menschlichen Blick, daß nach einer kleinen Zeit der Gewohnheit dieser Kreis Horizont wurde, nicht drüber zu blicken, kaum drüber zu ahnen! Alles was meiner Natur noch assimilirt werden kann, beneide ich, strebe's an; darüber hinaus hat mich die Natur mit Fühllosigkeit, Kälte und Blindheit bewaffnet; mir zum Gewinn, weil sie mich auf mich selbst zurückstößt, auf den Mittelpunkt, der mich trägt. Das Nationalvorurtheil ist gut, denn es macht glücklich. Es macht die Völker fester auf ihrem Stamm, blühender in ihrer Art, brünstiger und also auch glückseliger in ihren Neigungen und Zwecken; das Zeitalter fremder Wunschwanderungen und ausländischer Hoffnungsfahrten ist in seiner Fülle schon Krankheit.

Im Gegentheil möchte die von den Franzosen geleitete Philosophie des 18. Jahrhunderts, wie es schon die Jesuitischen Missionen gethan, das einseitige Ideal des aufgeklärten Despotismus, in welchem ihre Tugend und Glückseligkeit gedeiht, allen Völkern aufdrängen, und sie dadurch aus der Richte treiben.

Herder verabscheute bei den im Rationalismus aufgewachsenen Historikern die Abstraction: er verlangte von der Geschichte Leben, Fleisch und Blut, starke Individualität. Er verabscheute ferner die einseitige Vorliebe für eine im Ganzen abgelebte Culturform; er wollte jede kräftige Periode der Geschichte zur Geltung bringen, und fand die treffendsten Bilder zu diesem Zweck. In einem ungedruckten Entwurf von 1773 über die Völkergeschichte heißt es: „Bei jedem dieser Völker hat das Licht nur eine Zeit gedauert; Wachsthum, Blüte und Abfall sind aufeinandergefolgt; sodann ist der Genius der Cultur von diesem Boden geflohn, und hat sich ein Land voll frischer Kräfte ausersehn, dieselbe Scene durchzuspielen. Es scheint ein gewisser Fortgang durch die Geschichte zu laufen: nicht aber, daß sie an Kräften oder Glückseligkeit gewachsen, sondern nur immer auf andre und neue Seiten von Fähigkeiten und Bestrebungen gebildet, d. h. entwickelt, geprüft, verändert worden. Nie hat die Menschheit auf Einem Fleck, von Einer Situation gebildet, ein Gefäß der Vollkommenheit sein sollen."

Diesen Ausblick in die Geschichte, im Gegensatz gegen die Einbildungen des 18. Jahrhunderts, klar zu legen, ist die Aufgabe, welche sich das Buch stellt: „Auch eine Philosophie der Geschichte; Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts." Um vernommen zu werden, trug Herder seine Ideen so hart als möglich vor: es lag ihm daran, Aergerniß zu geben.

Es empörte Herder, wenn die Aufklärer aus der Geschichte nur lernen wollten, „wie wir es zuletzt so herrlich weit gebracht!" wenn sie im Leben der großen Männer nach klugen Absichten und Plänen spürten. „Jedes große historische Datum ist ein Geheimniß, an welches der tief fühlende Geist nur mit Ahnungen zu reichen vermag." Es empörte ihn, wenn Iselin in seinem Handbuch, das immer neue Auflagen erlebte, die Vergangenheit lediglich als eine dürftige Vorstufe der Gegenwart wollte gelten lassen. Im Gegentheil suchte Herder jedem kräftig ausgesprochenen eigenartigen Dasein, so fremd es unsrer Bildung erscheinen mochte, sein Recht zu verschaffen: darin steht „auch eine Philosophie der Geschichte" auf völlig gleichem Boden mit den Schriften aus der Straßburger Zeit.

Noch gefährlicher als Iselin, der die Welt nur nach seinen Abstractionen construirte, erschien ihm Voltaire, der mit gesunden Augen die Dinge unterschied, aber sich dadurch in der Welt zurechtfand, daß er allen Zweckzusammenhang leugnete. Gegen beide ist Herder's Buch gerichtet, beide haben aber auf die Form desselben Einfluß geübt.

Von Iselin entlehnt Herder den Vergleich der geschichtlichen Perioden mit den Lebensaltern des Individuums; von Voltaire (Essai sur les moeurs) die Folge des historischen Stoffs: beides aber mit der entgegengesetzten Tendenz.

Die Anfänge der Menschheit im Orient sind ihm nicht wie Voltaire die ersten barbarischen Versuche der formlosen Menschheit, die blind um sich greift, sie tragen vielmehr den göttlichen Stempel. Das Patriarchen-Zeitalter bildete die ersten Formen der Menschheit mit einer Einfalt, Stärke und Hoheit aus, über die wir spotten, weil wir sie in unsrer kalten Art nicht zu verstehn im Stande sind. Alle Weisheit ging vom Götterglauben aus. „Der Mensch staunt alles an, ehe er sieht, kommt nur durch Verwunderung zur hellen Idee des Wahren und Schönen, nur durch Ergebung und Gehorsam zum ersten Besitz des Guten.“

Der Fortgang vom Orient zu Aegyptern und Phöniciern, zu Griechen und Römern wird mit Einsicht, aber eilig dargestellt, weil diesmal dem Verfasser etwas andres am Herzen lag. Das Wichtigste bei den Römern ist ihm, daß sie mit ihrem Weltreich die Einheit des Menschengeschlechts, und damit das Christenthum vorbereiteten. Die Wichtigkeit desselben als eines Ferments der Weltgeschichte, im Gegensatz gegen die Verleumdungen Voltaire's, entwickelt er mit überzeugendem Scharfsinn: nicht als gläubiger Theolog, sondern wie etwa ein gebildeter „Mameluk“ sich aussprechen konnte — Herder's eigner Ausdruck! Wie völlig die römische Religion sich überlebt hatte, zeigt der großartige Versuch Julian's. Die Welt verlangte nach einem neuen Evangelium, und dasselbe fand günstigen Boden in den rohen, ungeschwächten Herzen der Germanen. Das Mittelalter bespricht Herder mit der nämlichen Liebe wie Justus Möser. Freilich war es eine gewaltthätige Periode: „das Schicksal zog die große Weltuhr auf, da rasselten furchtbar die Räder“.

„Die dunklen Seiten dieses Zeitalters stehn in allen Büchern: jeder aufgeklärte Schöndenker hat Gelegenheit, ganze Jahrhunderte auf Barbarei und Aberglauben zu schmählen. Aber es lag in diesen gewaltsamen Auftritten oft ein Festes, Bindendes und Edles, das wir kaum mehr fühlen: jene Idee barbarischer Ordnung, vom Fundament herauf bis zum Gipfel,

mit den immer veränderten Versuchen, alles zu binden, daß es doch nicht gebunden wäre; Chaos, wo alles nach neuer, höherer Schöpfung strebte, ohne zu wissen, wie und in welcher Gestalt. Hätte uns der Himmel die barbarischen Zeiten nicht vorher gesandt und sie so lange unter mancherlei Würfen und Stößen erhalten — armes policirtes Europa! wie wärst du mit all deiner Weisheit wüst!"

„Wir klagen über den engen Kreis der Ideen, die im Mittelalter Nation von Nation trennten; bei uns sind gottlob! alle Nationalcharaktere ausgelöscht. Wir sind einander völlig gleich, gesittet, höflich, haben zwar kein Vaterland, aber sind Menschenfreunde und Weltbürger. Bald werden wir alle französisch reden. Und dann fängt wieder die güldne Zeit an, da hat alle Welt einerlei Zunge und Sprache, wird Ein Hirt und Eine Heerde werden."

Wohl ging im Mittelalter, wie in jeder gährenden Zeit, der Fortschritt zum Bessern oft von wüsten Leidenschaften aus: aber wann hätte Gott anders gewirkt als durch menschliche Triebfedern? — „Warum kann der Fortschritt nicht ohne Umwälzung geschehn? — Weil so ein stiller Fortgang des menschlichen Geistes nur Phantom unsrer Köpfe ist, nie Gang Gottes in der Natur."

Die Geschichtschreiber aus der Schule Locke's athmen auf, wenn sie an die Renaissance kommen. „On commençait à penser comme nous pensons aujourd'hui; on n'était plus barbare!" Wie wichtig auch diese Periode des wiederhergestellten Classicismus war, man hat sie überschätzt, da in ihr die Nationen viel von ihrer eignen Kraft einbüßten. Im Siècle de Louis XIV. zeigte sich, wohin das eigentliche Streben dieses Humanismus gerichtet war: Ausgleichung, gemeinsamer Geschmack, Wegräumen alles Hervorragenden und Eigenartigen, leere Aufklärung, höfliche Geselligkeit, Ersetzung der lebendigen Triebfedern durch mechanische, Anbetung des Mammon; und dazu eine Gesetzgebung und Erziehung, die mit dem Streben nach Gleichheit zuletzt in Despotismus ausmündete. Die Aufklärung schaffte Licht, aber keine belebende Wärme. Die Erben dieses Zeitalters sind Voltaire, der rechte Prophet der modernen Welt, und Friedrich, dessen Uniform das Jahrhundert trägt. Einförmigkeit, Abstraction und Unterwerfung unter einen Willen, der über alle mechanischen Zwangsmittel verfügt, sind nach Herder die Kennzeichen des Zeitalters, das er mit der Galle Swift's schildert. Von den frühern Geschichtschreibern als die höchste Staffel angesehn, welche die Menschheit in ihrem Fortgang zum Ideal der Humanität erklomm,

kommt es bei ihm als das abgeschwächteste und greisenhafteste aller Lebensalter derselben heraus.

Aber als Vorstufe der Zukunft erscheint es doch wieder in einem andern Licht. „Alle Ereignisse unsrer Zeit stehn auf großer Höhe und streben weit hinaus: darin liegt der Ersatz dafür, daß wir als Einzelne mit weniger Kraft und Freudegefühl wirken können. Indem wir uns meist verlassen und verleugnen, und manchen unmittelbaren Lohn nicht genießen, streuen wir das Samenkorn in die weite Welt hin, ohne zu sehn, wo es falle und wurzle: edler, in's Verborgne und Allweite zu säen, ohne daß man selbst Ernte erwartet. Wir arbeiten zu einer großen Zukunft: laßt uns unser Ziel so rein und hell nehmen als wir können, denn wir laufen in Irrlicht, Dämmerung und Nebel."

Vollständiger als ein früheres Jahrhundert ist das gegenwärtige in der Lage, wenn es sich über die augenblicklich herrschenden Vorurtheile erhebt, den Geist der Geschichte zu fassen, den Naturzusammenhang, der in der Geschichte herrscht wie in allen Welten Gottes, mit dem Zweckbegriff der Vorsehung in Einklang zu bringen. Diesen Versuch zu wagen, dem verborgenen Gott in der Geschichte nachzuspüren, hält Herder für seine eigentliche Lebensaufgabe.

Ursprünglich gingen ihm alle Erscheinungen der Welt poetisch auf, aber er erkannte, daß die Poesie nicht das Grundphänomen enthalte: wie er tiefer grub, trat ihm die Religion entgegen.

Die Geschichte der Religion ist eine Geschichte der Offenbarungen Gottes; in ihnen zeigt sich der wahre Fortgang der Menschheit. Alle diese Offenbarungen weisen auf den Orient, den die Griechen bei ihrem einseitigen Schönheitsprincip schief aufgefaßt und dargestellt haben. Wenn die Religion einmal in der kalten Welt vergehn sollte, der Orient würde sie wiederfinden.

Alle Offenbarungen Gottes haben mit einer Schöpfungsgeschichte begonnen. Von all diesen Versuchen ist der biblische der vollkommenste: er ist einfach, klar sinnlich, von einem großen Gefühl durchdrungen, und er trifft recht den Kern der Sache. Diese Schöpfungsgeschichte im ersten Capitel des Pentateuch, in welchem Gott noch nicht als Jehovah, sondern als Elohim auftritt, glaubt Herder als die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" bezeichnen zu dürfen. Er hatte sie zuerst für die „Archäologie der Hebräer" bearbeitet und die sehr glückliche Auslegung gefunden, daß die Schöpfung grade so dargestellt ist, wie die Welt allmälig bei jedem Tagesanbruch auftaucht. Dies Bild war ihm wie eine Offenbarung entgegengetreten, und er versprach den Neophyten geheim-

nißvoll einen „Unterricht in der Morgenröthe", durch die es in ihrem Gemüth Licht werden sollte. Er hatte die Empfindung, daß es in seinem Gemüth wirklich dadurch Licht geworden sei. Ihm galt im vollen Ernst die „älteste Urkunde" als der Anfang aller Geschichte, als die erste Selbstbesinnung der Menschheit. „Im Anfang war die That!" Nicht in der fertigen Summe der an sich stummen Naturdinge, sondern in der bewegten Natur, im Wechsel von Nacht und Tag, Schlaf und Erwachen, Versinken und Neuhervorgehn, im Werden offenbarte sich dem Naturmenschen Gottes schöpferische Kraft.

„Hätten wir noch poetische Seelen; wären wir noch die Jünglinge, die in der Kindheit der Welt, unwissend einer aus todten Lettern gelernten Weisheit, unzerstreut in politischen Mühseligkeiten mit freier offner Seele lebendige Accente und den bildenden, dichtenden Geist in diesen Accenten hören könnten; wären wir noch eins der horchenden versammelten Chöre, gewöhnt von einem Propheten, von einem Dichter, von einem heiligen Weisen mit Tönen eines göttlichen Gesangs zu neuen Wahrheiten erhoben zu werden: so würde ich kein Wort verlieren! ich würde sagen: horcht dem Liede der Schöpfung und des Sabbats!

Jetzt sind wir aus dieser Morgenröthe der Welt hinaus; und in dem bedrängten beschäftigten Tage, in dem wir uns umherstoßen, tönt die Stimme dieser frühen Dichtkunst nur noch matt und verworren; unsre Seelen sind mit ganz andern Eindrücken erfüllt; wir wissen nicht, was wir von fern her hören: — wohl! so laßt uns versuchen zu sehn." —

In der Begeisterung für sein gefundenes Grundphänomen des Lebens fühlt Herder sich als Seher. Die Morgenröthe, die seinen Augen als das Urbild alles Guten und Schönen aufgeht, versucht er, ähnlich wie Michelangelo, als ein freudiges Auge, eine lachende Wange unter dem wehenden Mantel des Schöpfers zu malen; und mehr noch: sein Transparentbild mit Musik zu begleiten. Es werde Licht! war den Orientalen der Weckeruf des Lebens. Herder malt diesen Ruf mit derselben Pracht aus, wie später Haydn. Der Lichtstrahl, der alle Bilder in unsrer Seele sammelt, sie in Gefühl verwandelt, ist die Erlösung von den Schrecken der Nacht. In gleicher Weise werden alle sechs Tagewerke und zum Schluß die Ruhe des Sabbats ausgelegt; und hier drängt sich neben die erste Auslegung der biblischen Schöpfungsgeschichte eine zweite in den Vordergrund: die „älteste Urkunde" ist ein Gedächtnißlied zur Empfehlung des Sabbats, in einem streng festgehaltenen siebengliedrigen Rhythmus, den sieben Wochentagen entsprechend. — Von Moses kann das Lied nicht sein, er erzählt ja gleich darauf die Schöpfung

des Menschen anders. Die hieroglyphisch bildliche Form der Urkunde widerstrebt der buchstäblichen exacten des Gesetzgebers; der Eiferer für den Eingott Jehovah hätte nimmermehr von Göttern (Elohim) geredet. Das Lied ist älter als Moses, und dieser hätte es gern vertilgt, wenn es sich nicht bereits dem Gedächtniß zu fest eingeprägt hätte. Wo kommt es also her?

Um das zu ermitteln, verfolgte Herder in den Ueberlieferungen des Alterthums die Zahl Sieben. Diese Zahl configurirt er zu einer Hieroglyphe, die ihre Analogie im menschlichen Körper, in der Astronomie, im Generalbaß u. s. w. finden soll; diese heilige Zahl Herder's ist von den spätern Symbolikern noch breiter getreten und hat eine Zeit lang die ganze Philologie in Verwirrung gesetzt.

Schon in Straßburg glaubte Herder die Entdeckung gemacht zu haben, daß diese Hieroglyphe der ganzen Aegyptischen Götterlehre zum Grunde liegt, und daß sie die Aegypter aus einer andern Sprache genommen haben, die noch im Syrischen Reste hat. In ununterbrochner Ueberlieferung, nur zuweilen verdunkelt und versteckt, soll die „älteste Urkunde" sich über den ganzen Orient ausgebreitet und in den Mythologien sämmtlicher Völker erhalten haben. In Aegypten findet man sieben heilige Buchstaben, die den Planeten entsprechen, sieben Zahlen, sieben Hauptgötter, sieben Götterdynastien. Die ganze Theologie der Aegypter beruht auf kosmogonischen Ideen. Die ägyptischen Priester hielten ihre heiligen Ueberlieferungen intact; als sie sich aber durch Fremde weiter verbreiteten, als Osiris die leuchtende Mittelfigur des Weltbilds wurde, verwirrten sich die Vorstellungen. Herder verfolgt die Mythen von den Zügen des Bacchus, die Ueberlieferungen vom Pan, den Dienst der großen Göttin in Syrien, die Sagen des Sanchuniathon; auch in dem Zendavesta findet er Spuren der „Aeltesten Urkunde". Viel von der alten Weisheit, obgleich arg entstellt, soll sich bei den Gnostikern erhalten haben, aber durch widrige Zusätze entstellt, Moses hatte den Vorzug, die Tradition rein zu erhalten.

Auch in der Jehovahsage, wenn auch weniger kräftig als in der Aeltesten Urkunde, „schwingt der Sphärengesang der Schöpfung sich schön"; Herder hatte ihm schon in Riga gelauscht, „im Hain der Götterträume, von der Mitternachtgedanken regem Schleier umhüllt"; da, im fernen Osten, hatte er die sieben Chöre gehört, wie sie das ewige Lied der Schöpfung sangen; da hatte er die Himmelstürmer gesehn, Kain und seine Brut, wie sie schattengleich vorüberflohen. Es ist aber nicht eigentlich das Traumgesicht, das ihm die alte Mythe erläutert,

sondern die sinnvolle Betrachtung. So verwandelt sich ihm der Mythus vom Sündenfall in ein bedeutendes Bild. Es ist ihm Geschichte der Menschheit, wie die älteste Urkunde, aber von einer höhern Warte aus: Poesie, Fabel, aber zugleich ewige Wahrheit, die in jeder Lebenserfahrung sich erneut; eine Offenbarung bleibender menschlicher Verhältnisse und Gesetze.

„Der milde Vater schlang den Gürtel um's zarte Geschöpf, und seine Schwäche ward Schöne, seine niedere Vollkommenheit Reiz und Zauber. Sie siegt durch das, was sie nicht ist. Der Stärkere — so will's die ganze Natur — muß immer dem Schwachen zuvorkommen und ihm dienen. Zum Betrug der Schlange, zur ersten Verführung durch Speculationen und Reize war nicht Adam, sondern das Weib: sie, das Geschöpf mit feinerer, schlankerer Aufmerksamkeit, mit lüsternen Sinnen. Die Strafe Eva's war Vergeltung. Sie hatte gelüstet, und empfing Schmerzen; mit sanftem Zwang den Mann zur Sünde geleitet, und ward seinem Willen unterworfen; die sich eine Göttin träumte, ward des Mannes Sklavin. Das empfindselige, feinere Geschöpf muß leiden; die Weissagerin soll fremdem Willen gehorchen; die geborne Herrscherin dient. Aber freue dich, Weib! Du duldest für dein Geschlecht, eine andre Göttin und Königin, der Lebenden glückliche Mutter".

„Vater Adam! Du wurdest betrogen: nicht von der Schlange, nicht vom Weibe, — sondern, zittre nicht! — von Gott betrogen, der die Schlange sandte, dich zu betrügen. Siehst du nicht deinen sterblichen Erdkörper, der wenn du seinen Bau kanntest, garnicht unsterblich sein konnte! Du solltest sterben, denn du warst Erde."

Anders als die zürnenden Heidengötter hat Gott die Sünde nicht blos vorausgesehn, sondern in ihr das ewige Wohl des ganzen Geschlechts verordnet. In der ganzen Geschichte kein ergrimmter Blick, kein betrogener Richter. Es geht wie rund um den Baum, rund um den Apfel. „Lasset uns Menschen machen, wie wir sind. Ihr werdet sein wie Gott. Eure Augen werden aufgethan werden: da wurden sie aufgethan und sahen. — Ihr sollt nicht essen vom Baum der Erkenntniß: welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Welches Tages du davon issest, wirst du sein wie Gott, und wissen was Gut und Böse ist. — Siehe, der Mensch ist worden wie unsereiner, und weiß was Gut und Böse ist."

So treibt, so entwickelt sich die Geschichte wie um ein Wortspiel. Ein Spiel ist Gutes und Böses in Gottes Hand: selbst in Gottes Spott liegt Wahrheit, Mitleid, Aufschluß künftigen Seins.

Die Geschichte vom Paradies und vom Sündenfall ist eine Fabel. „Alle älteste Weisheit des Orients ist Fabel, da der Mensch von den Thieren lernt." Es ist die leichteste, lieblichste, immer sich wendende und Alles aus Einem herleitende Kindererzählung. „Eden war ein schöner Traum; aber ein Traum der Wahrheit; er lebt noch in unsern Herzen. In jeder seligen und sehnenden Stunde sieht es der Wunsch theilweise: wann war es ganz und wirklich? — Im Paradies schlägt keine Stunde."

Dieser Darstellung gegenüber ist die Anklage, Herder habe sich zum bigotten Supranaturalismus bekehrt, nicht aufrecht zu halten: Herder hatte, wie Lessing, die Vernunftgläubigen angefochten, weil ihre Vernunft thöricht war, aber er suchte gleich ihnen, wenn auch auf richtigerem Wege, die Vernunft des Christenthums. Allerdings verführt Herder selbst den Leser zu dieser Anklage, da er mit Heftigkeit versichert, er habe nur zeigen wollen, wie man es auf rationalistischem Wege gescheuter machen könne als die Rationalisten gewöhnlichen Schlages; für ihn selbst aber sei die Urkunde durchaus nicht Fabel oder Allegorie, sondern Darstellung einer Thatsache.

„Offenbar erzählte sie kein Mensch, dem selbst sein Weh und sein liebes tägliches Brod hart fiel, sondern Einer, der nicht dazu zu gehören schien, der dem Spiel als seiner Verwandlung zusah und den schönen Ausgang wußte." Er meint die Erscheinung des Erlösers.

Wie dem geheimen Sinn des alten Testaments, sucht Herder auch dem des Neuen beizukommen, das auch innerlich mit jenem in engster Beziehung stehe. Diese Beziehung bemüht er sich, in „Maran Atha" nachzuweisen, jener Erläuterung der „Apokalypse", die ihm wie eine neue Urkunde gilt. Was er über den poetischen Duft dieses seltsamen Buchs sagt, ist vortrefflich, und auch mit der historischen Auslegung ist er auf dem rechten Wege; er zeigt aus dem Josephus, daß dem Verfasser bei seinen Visionen die Zerstörung Jerusalems durch Titus vorschwebte, daß er sogar die Gestalt des triumphirenden Christus nach dem Bild des in die zerstörte Stadt einziehenden Römischen Kaisers gemodelt hat; daß endlich seine Weissagung, unmittelbar nach dem Fall Jerusalems werde Christus wiederkommen, nicht in Erfüllung gegangen ist. Der natürliche Schluß, das Buch sei bald nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben, lag seinem Geist mit völliger Klarheit vor, wie die Briefe an Lavater zeigen; aber er mochte ihn nicht aussprechen, er zog eine mystische Wendung vor.

Das Wichtigste aber ist der Gedanke: der geheime Sinn der Apokalypse sei der, daß der Christ beständig den Herrn erwarten und doch

nach der Stunde nicht fragen solle; die Wiederkehr des Heilands sei eine zeitlose, und keiner Stunde unterworfen.

Die Aufklärer waren im Ganzen darüber einig, daß aller Aberglaube von lügnerischen Priestern ausgegangen sei; Herder in den „Provincialblättern" sucht nachzuweisen, daß die Urzeit alles Große den Priestern schulde. Dichtkunst ist ursprünglich Theologie gewesen, und die edelste Dichtung wird, wie die Musik, ihrem Wesen nach immer Theologie bleiben. Noch heute hat der Priester das edelste Geschäft auf Erden, Bildung der Seelen durch Religion. Die gegenwärtigen Prediger sündigen durch kalte, verallgemeinernde Moral oder durch Empfindelei; der echte Religionsunterricht muß historisch vorgetragen werden. Die Religion ist an's Volk, den größten, sinnlichen Theil der Menschheit, nicht an Grübler gerichtet. Für das schöne Gewächs Gottes ist die Thatsache das Samenkorn; der Glaube, aus dem Dunkel wirksamer Kräfte entsprungen, der Lebenssaft.

Die Rationalisten nahmen an, daß der ursprüngliche Inhalt aller Religionen nichts andres sein könne als die aufgeklärte Denkart der Gegenwart, und daß erst später sich Mißverständnisse eingeschlichen hätten. Diese Ansicht war gegen Herder's historisches Gewissen; die Religionen haben historisch nicht durch das gewirkt, was ihnen mit dem gegenwärtigen Denken gemein ist, sondern durch das, was sie davon entfernt, durch ihre Wunder, ihre Symbole, ihre Mythologie. Drei sind, die da zeugen, d. h. Zeugniß ablegen für das Evangelium; nicht drei Personen, sondern drei Begebenheiten: das Wort des Vaters bei der Taufe, die Auferstehung, die Ausgießung des Geistes am Pfingstfest. Wären die Apostel bloße Moralisten gewesen, so hätten sie ihrer Zeit nichts geboten; sie kamen mit der vollen sichern Gewalt des Glaubens an die erfüllte Zeit einer an ihrem innersten sittlichen Kern verzweifelten Welt entgegen, die nach einem Wunder verlangte, aber nicht die Kraft hatte, das Wunder zu erzeugen. Den Aposteln war das Wunder die einzige wirkliche Welt, und mit dieser Kraft des Glaubens beherrschten sie das wundersüchtige unkräftige Jahrhundert. Nicht das moralische, sondern das mythische Moment des Christenthums war es, was ihm Zugang in die Gemüther verschaffte.

Diese unzweifelhafte historische Wahrheit liegt Herder's Reden zu Grunde; es war seine wirkliche Ueberzeugung, wenn er die rationalistische Auffassung als unhistorisch verwarf. Ihm waren die Priester und Propheten, Skandinavier, Araber, Juden und Heiden Männer, die der Welt wirklich eine neue Wahrheit zu verkünden hatten, und als

solche gottbegnadet; insofern enthalten Bibel, Edda, Ilias, Koran u. s. w. Wahrheit.

Aber Herder sprach seine Ueberzeugung in rednerischer Form aus: nicht als ob er das historische Christenthum analysiren wollte, sondern als ob er aus dem historischen Christenthum heraus denke und empfinde. Dem phantasielosen Rationalismus zum Trotz versucht er in Zungen zu reden.

Historisch ist es gemeint, wenn er behauptet, daß die Wunder im Neuen Testament nicht poetisch oder allegorisch, sondern historisch gemeint seien. Aber im Eifer vertheidigt er nicht blos den Glauben der Apostel an die historische Wahrheit dessen, was sie auslegten, sondern diese historische Wahrheit selbst: „das alles ist Betrügerei und Aberglaube oder Wahrheit; ich sehe kein drittes!" — Man spielt nicht ungestraft mit Worten!

Niemals, auch nicht in der Periode seiner schlimmsten Zweifel wurde Herder irre an der Heiligkeit seines Amts, niemals fühlte er sich in der Ausübung desselben mit seinem Gewissen in Zwiespalt; er war fest überzeugt, ein wirklich religiöses Leben zu haben und Erfahrungen, die er berufen sei, der Welt mitzutheilen. Religion hat, wer in der unsichtbaren Welt lebt; ein Priester ist, wer die Kunde von der unsichtbaren Welt den Andern mitzutheilen das Bedürfniß und den Beruf fühlt; die Religion besteht nicht in Dogmen und Lehren, sondern in Erfahrungen. „Ich rühme mich keines Zauberumgangs mit Gott, aber auch keines mindern Umgangs als mein Amt fordert, die Religion im Licht und im Bild zu zeigen."

In Bückeburg nahm er es mit seinem Amt sehr streng und kam wiederholt mit dem Landesherrn in Conflict; er war sogar für die Kirchenbuße und für die symbolischen Bücher: sie galten ihm als die Rechtsurkunden gegen Fürstenwillkür. „Man will sie abschaffen. Freilich sind sie aus Zeitbedürfnissen entstanden und können nicht mehr die Norm unsers Glaubens sein. Aber wie viel hängt an ihnen, das mit ihnen zertrümmert werden müßte! durch welche Flammen und Blut sind sie besiegelt! Sollen wir die historischen Standarten wegwerfen, und uns nach dem Hofgeschmack neue befehlen lassen?"

Es ist wunderbar, wie er sich vom Drang der Rede fortreißen läßt. In den „Provincialblättern" heißt es: „warum werden jetzt nicht Zeichen sichtbar? — Jesus hat's gesagt: es fehlt am Gefäß, wo er's hineingießen könnte. Wir dürfen nicht erst beweisen, daß uns keine Wunder möglich sind; das weiß Jeder, der Christum gefühlt hat und

uns sieht. Nur durch den Glauben werden wir jener Religion fähig, die Raum und Zeit überwindet."

Raum und Zeit zu überwinden, verlangt nicht blos Christus, sondern ebenso Spinoza, den Herder erst damals, Herbst 1774, im Zusammenhang studirte, und dessen einheitliche Substanz, in's Mystische übertragen, in seinen Gedanken wenigstens scheinbar die ewig wirkenden individuellen Kräfte des Leibniz verdrängte; freilich hatte er ihn nach den Voraussetzungen der Leibnizischen Lehre sich zurecht gemacht.

Das mystische Element, das keiner Philosophie ganz fehlt, weil jede zuletzt auf unlösbare Begriffe zurückführt, war bei Herder in ungewöhnlichem Maaß vertreten. Es lag das zum Theil in seiner Ausdrucksweise. Herder gehörte zu den sprachgewaltigsten unter den deutschen Schriftstellern, er fand oft die entzückendsten Wendungen für die tiefen Gedanken, die in ihm wogten; aber er muthete seiner Sprache zu viel zu; gleich seinem Lehrer Hamann wollte er alle Seiten des ihm vorliegenden Gegenstandes zugleich hervortreten, alle Töne zugleich anklingen lassen. Bei Hamann's humoristischer Art ging das noch; wenn die entgegengesetztesten Ideen hart aneinander stießen und sich drängten, war ihm das grade recht; aber Herder wollte keineswegs im Widerspruch stehn bleiben; er wollte die Wahrheit, die ihn beseelte, prophetisch und rhetorisch verkünden; und da konnte es nicht fehlen, daß mitunter die Strahlen seiner Gedanken sich wider seinen Willen kreuzten.

Noch in seine Mystik vertieft, arbeitete er zugleich an seiner Plastik, an seinen Volksliedern; er ließ Oct. 1774 eine Abhandlung drucken, „wie die Alten den Tod gebildet?" er reichte eine andre, „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele", gleich darauf der Academie ein, die darum nicht den Preis erhielt, weil ihre physiologischen Auseinandersetzungen sich streng naturalistisch zu halten schienen. „Bemerkungen und Träume" hatte er sie überschrieben; sie sollte aber nicht das letzte Wort aussprechen, so wenig wie „auch eine Philosophie der Geschichte".

Er sehnte sich, die Wahrheit in vollstem Licht der Erkenntniß zu zeigen; aber die Empfindung haftet an den gebrochnen Farben des Regenbogens. „Nur Dämmerung ist unser Blick! nur Dämmerung ist unser Glück!"

„Es werde Licht!" das war nach der „Aeltesten Urkunde" der Weckruf des Lebens, die Erlösung von den Schrecknissen der Nacht, und Herder verspricht seinen Schülern „den Unterricht in der Morgenröthe"; aber unversehens ist er im Cultus der Nacht befangen; denn die Nacht

ist zugleich die Allmutter, aus deren Schooß die Erscheinungen hervorgingen und endlich zurückkehren. — „O schwarze Nacht"! so heißt es unter der Ueberschrift „alte Aegyptische Weisheit" schon in den Rigaer Handschriften: „wer hat deinen Schleier je aufgedeckt? du warst einst All; da kam ein Funke Feuer, und hat den Weltschein aufgedeckt, der jetzt noch ist. In ewigem Wechselkreise mit Tag und Nacht rollt er hinweg mir, bis ich meine Reise, die kurze Reise bald vollbracht. Dann geb' ich euch, die ihr ihn gabet, wieder, Nacht oder Licht, dem Weltgeist meinen Geist! und sinke nieder, sei ich dann, oder sei ich nicht." — Dann, viel später: „Sternenreiche Göttin! du, auf deren schwarzen weitem Mantel tausend Welten funkeln! hohe Nacht! ich knie' vor deinem Altar. Alle Funken des allweisen Aethers sind das Stirnband deiner heiligen Schläfe, voll von Gottesschrift. Wer kann sie lesen? Ihr hoher Name heißt Geheimniß; ihren heiligen Schleier deckte Niemand auf." —

„Sanft rauschen die dunkeln Flügel des Schlafs herbei und umschatten uns mit der nächtlichen Wolke. Der Genius senkt seine Fackel, und erquickt uns, wenn der Tag unsre Augen blendete, mit einigen Tropfen der Vergessenheit aus seinem ambrosischen Horn. Müde vom Glanz der jungen Sonne sehn wir die alte Mutter Nacht kommen, mit ihren zwei Knaben auf dem Arm, in einen dunkeln Schleier gehüllt, aber mit einer weithin strahlenden Sternenkrone. Indem sie auf der Erde unsern Blick umdunkelt, weckt sie die Augen unsers Geistes auf zu großen Aussichten weiter Welten. Aber die Blicke dahin sind für unsern Erdgeist nur Träume."

Dieser Hymnus an die Nacht wird erläutert durch eine Stelle aus der „Plastik". „Je mehr wir alle Dinge als Schatten, Gemälde und vorüberstreichende Gruppen ansehn, desto ferner bleiben wir der körperlichen Wahrheit. Auch hier kommen uns das Gefühl und die dunkle Nacht zu Hilfe, die mit ihrem Schwamm alle Farben der Dinge auslöscht, und uns an das Haben und Halten einer Sache heftet. . . . Heilige Nacht, Mutter der Menschen und Götter, komm über uns, uns zu erquicken und zu sammeln!" Herder ruft also die Nacht, nicht um Sinn und Seele in's Allgemeine verschwimmen zu lassen, sondern um durch momentanes Wegschaffen des Lichts und der Farbe dem Tastsinn Gelegenheit zu schaffen, die Traumwelt des Auges zu corrigiren. Aber diese Lösung des Räthsels trat nicht deutlich hervor, und die Mystik überwog. —

Wenn Herder bei seinen Bückeburger Arbeiten die Nebenabsicht verfolgte, den Gegnern seine Rechtgläubigkeit darzuthun, so mißlang ihm das gründlich; in Hannover wie in Berlin hielt man ihn, wie mystisch er sich auch anstellte, für einen argen Ketzer. Die Hofräthe in Hannover ärgerten sich über den Lärm, den jene erregten; einer von ihnen, der ihm am günstigsten dachte, meinte doch (Juni 1774), er hätte weniger Ironie und weniger Lyrik anwenden sollen. Mit Schlözer, Michaelis, Spalding hatte er es durch sein Schelten verdorben, und sie wurden nun noch mehr in ihrer Ueberzeugung bestärkt, er sei ein phantastischer Dilettant. Vom Facultätsstandpunkt hatten sie nicht so unrecht.

Der geniale Spürsinn für den verborgenen Zusammenhang der Dinge war bei Herder in einer Stärke entwickelt wie bei keinem andern Schriftsteller; allem, was er anfaßte, gewann er eine fruchtbare Seite ab. Aber da er den strengen Weg der Schule verschmähte, fehlte seinem Wissen der stetige Fortschritt. Die fruchtbarste Idee kommt doch dann erst zur völligen Reife, wenn man das Erdreich, auf das sie gepflanzt werden soll, gründlich durchlockert, wenn man alle Einzelheiten, auf die sie angewandt werden soll, sorgfältig prüft. Dazu fehlte Herder Geduld und Ausdauer; in keiner Disciplin brachte er es zur vollen Meisterschaft. Darum haben die Fachgenossen sich stets gesträubt, ihn in ihre Zunft aufzunehmen. Eine Facultät war nicht sein Platz. Die Verhandlungen mit Göttingen zogen sich verdrießlich in die Länge, bis er 1776 durch einen anderweitigen Ruf erlöst wurde.

Vollends unter den Rationalisten, die sich in ihrem angeblich wohlerworbnen Besitzstand gefährdet fühlten, riefen diese Bückeburger Schriften eine allgemeine Empörung hervor, und Herder wurde mit Lavater in die Classe der unheilbaren Schwärmer gewiesen. Der Leumund blieb ihm, nachdem er schon einen ganz andern Ton angeschlagen hatte.

Eigentlich hätten sie diese Verdammniß auch auf Lessing ausdehnen können, der in denselben Jahren nicht müde wurde, in Briefen und Schriften die Vernunftgläubigen zu verhöhnen. „Ich bin überzeugt", schreibt er Jan. 1773 an seinen Bruder, „daß diese schaalen Köpfe, wenn man sie aufkommen läßt, mit der Zeit mehr tyrannisiren werden als die Orthodoxen. Ihr vernünftiges Christenthum ist freilich weit mehr als die natürliche Religion: schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christenthum sitzt."

Nicolai, der, am wenigsten dazu berechtigt, sich als Vorkämpfer des legitimen Rationalismus gebärdete, und nicht müde wurde, Herder zu verhöhnen, ließ Streifschüsse auch auf Lessing fallen. Schon in dem satirischen Roman „Sebaldus Nothanker", seit 1773. Derselbe schildert einen Prediger nach dem Herzen der Berliner, der es verstand, den Bibeltext als ein „unschädliches Hülfsmittel" zu gebrauchen, seinen Bauern nützliche Lehren einzuprägen: sie sollen rechtschaffen sein, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker gut bestellen u. s. w.; darüber ergrimmen die Rechtgläubigen und treiben ihn in's Elend. Derartige Gegner konnten wohl Herder verleiten, seinerseits über das Maaß hinauszugehn, wie es ja auch Lessing in ähnlichen Fällen that. „Die älteste Urkunde", schreibt Merck an Nicolai, „ist nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden. . . . Dennoch verehre ich die Kraft, die dies Phantom hervorgebracht, und so wenig das Ding wie sein Urheber in unsre Zeit paßt, so glaube ich doch mehr daran als ich öffentlich gestehn möchte." Es war nicht fein, daß Merck sich grade gegen Nicolai so ausdrückte; aber eigentlich hatte er nach zwei Seiten recht: das Buch ist „nach Form und Herkommen" wirklich abscheulich, aber es steckt etwas darin, es hat eine große Tendenz. Herder sah als Bild, was die Rationalisten nur in der Form der Abstraction sich vorstellten, und insofern sah er poetisch richtiger.

Kant bat 6. April 1774 Hamann um Aufklärung, was das Buch solle: „aber womöglich in der Sprache der Menschen. Denn ich armer Erdensohn bin zu der Göttersprache der anschauenden Vernunft garnicht organisirt; was man mir aus gemeinen Begriffen nach logischer Regel vorbuchstabirt, das begreife ich noch wohl." Die Sache war entscheidend für das Verhältniß der beiden Männer: fortan galt Herder seinem alten Lehrer als Phantast, und wenn so ein Urtheil sich einmal bei Kant festgesetzt hatte, war er nicht der Mann, es nachträglich zu berichtigen.

Hamann hatte in Königsberg durch Kant's Vermittelung die Stelle eines Accise-Secretärs erhalten, mit einem äußerst kargen Gehalt; trotzdem wußte er sich eine Bibliothek zu schaffen, und was dieser fehlte, ergänzte Kanter's Buchladen, der Sammelplatz der Königsberger Gelehrten, in welchem Hamann alles Neue mit Heißhunger verschlang.

In gewissem Sinn war ihm die „Aelteste Urkunde" ganz recht: „einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herder's Fleiß in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben; ich hätte aber lieber reife Früchte." Ueber den dithyrambischen Stil des Buchs machte er sich

lustig: „wenn Luther's Sprache zuweilen nach dem Kännlein riecht, so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds!"

„Die Lampe meines Geistes", entschuldigt sich Herder, „brennt von gar zu nassem Feuer: sie hat immer Oel der Leidenschaft nöthig; daher dann alles, was ich schreibe, dampft. Der Himmel weiß, wieviel ich an mir arbeite!"

„Herder", schreibt Zimmermann gleichsam entschuldigend an Sulzer, „ist in seinen Schriften eigentlich ein Dichter voll orientalischen Feuers, und oft sehr dunkel. Im Umgang ist er ein liebenswürdiger Mann: wenn er aber vor dem Publico steht und Gott Apoll in seinen Adern glüht, scheint er sich umzudrehn." — Das Poetische, das in der Aeltesten Urkunde lag, sollte durch eine stärkere Kraft, durch Goethe, auf den das Buch eine ungeheure Wirkung geübt, zur Erscheinung kommen.

Auch Herders Gesinnungsgenossen wußten sich in seine Sprache nicht recht zu finden. Lavater war wohl begeistert für die „Aelteste Urkunde"; aber (6. April 1774) „Epoche hat sie in meinem Herzen noch nicht gemacht! Hast du nicht manchen, selbst verständigen Wahrheitsforschern zu räthselhaft, zu hoch gesprochen?" Er beschwört ihn fußfällig, sich mehr herabzulassen.

Er hatte sich von Herder Unterricht über die Unsterblichkeit der Seele erbeten, und nun las er in der „ältesten Urkunde", daß man sich bei der Fortdauer der einfachen Monas eigentlich garnichts denken könne, daß sie weder im Alten noch im Neuen Testament vorkäme. Freilich spricht Hiob von Dauer nach dem Tode, dem einfältigen Begriff der Urwelt gemäß, in einem Schattenreich, in dunkler, träger, ohnmächtiger Gegend. Wie Ossian das Reich seiner Väter beschreibt, so malt der Morgenländer, der Gequälte, und sehnt sich nach dem stillen Todtenreich, um in Seufzen und Hoffnung darin auszuruhn.

„Es ist nicht wahr", heißt es in den „Erläuterungen zum Neuen Testament" 1775, „daß Christus Unsterblichkeit der Seele demonstrirt habe: Auferstehung der Todten lehrt er, und helle moralische Entscheidung nach diesem Uebergang. Spinoza war ohne Zweifel kein Christ und kein Schwärmer; aber seine Sittenlehre kommt der christlichen am nächsten. Von allem was Ich ist, sucht sie uns in Begriffen, Neigungen und Handlungen zu befreien, was Bild ist, vergessen zu lehren. Sie überwindet Raum und Zeit, wirft Einbildungen, Sinne und Leidenschaften wie Nebel weg, mitten auf Erden wandelt sie im Himmel, d. h. unter ewigen Dingen. Je mehr wir in diese Himmelsnatur verwandelt werden, desto mehr trinkt unsre Seele Saft des Lebens; und da hat sie schon ewiges Leben in sich,

sie kommt nicht in's Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen." — Wenn nach der christlichen Vorstellung sich das Leben der Seligen darauf einschränkt, Gott zu lobsingen, d. h. sich in die Anschauung seines Wesens zu vertiefen: so wirft nach Spinoza der Weise, was ihn an die Individualität fesselt, von sich, um sich in die anschauende Erkenntniß des Ewigen zu versenken.

4.

Der Künstler in der Werkstatt.

1773—1774.

Jetzt erst beginnt der lange gehoffte Aufschwung der Deutschen Dichtung, mit einer Kraft, die alle Erwartungen hinter sich ließ. Eine mächtige Persönlichkeit übernimmt die Führung; der persönliche Zauber wirkt wesentlich mit bei der Gewalt, mit dem ein ungestümes Schaffen das Volk begeistert. Was Goethe als Wandrer still eingesammelt und in sich durchgearbeitet, all dieser Samen schießt auf einmal in wunderbaren Blüthen auf. Und dem Dichter von Gottes Gnaden fehlte nicht der anmeldende Täufer.

Im „fliegenden Blatt" April 1773 nannte Herder Shakespeare's Stücke „Trümmer der alten Ritternatur", und setzte hinzu: „Glücklich, daß ich noch im Ablauf der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund! den ich vor seinem heiligen Bild mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen Traum haben konntest, ein Denkmal aus unsern Ritterzeiten unserm Vaterland herzustellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles deutsches Wirken; laß nicht ab, bis der Kranz dort oben hänge!" Mit solcher Begeisterung angekündigt, erschien „Götz von Berlichingen" gleichzeitig mit dem „fliegenden Blatt", Ostern 1773: Goethe hatte das Stück in den ersten Monaten des Jahrs umgearbeitet, und Merck Druck und Verlag übernommen.

Es war eine entschlossene Abwendung von den Franzosen und Einkehr ins deutsche Leben. Das Mittelalter trat in sinnlicher Gegenwart dem Volk vor die Augen. Der kräftige warmblütige Jüngling ließ die Menschen des 16. Jahrhunderts sich gerade so gebärden, wie er selbst in ähnlichen Lagen sich gebärdet haben würde, wie sich die Helden bei Homer und Shakespeare gebärden: alle unverbildeten Zeitalter haben etwas Verwandtes.

Es war richtig von Goethe gewesen, daß er nicht sofort mit der ersten Version des Stücks hervortrat; es hatte bei der neuen Bearbeitung sehr gewonnen. Nicht blos einige Derbheiten und moderne Empfindsamkeiten waren ausgetilgt, das Ganze hatte eine festere Richtung. Zwar die ersten vier Acte schienen denselben Aufbau zu haben, aber der fünfte, entscheidende, hatte in der ersten Version ganz anders ausgesehn: Goethe hatte sich in die schöne Adelheid so verliebt, daß ihm Götz ganz aus dem Gedächtniß schwand. —

Zigeunerlager, „im wilden Wald in der Winternacht". Durch Hexerei wird Adelheid von ihrem Gefolge getrennt. Der Zauber ihrer Schönheit wirkt auf den Zigeunerbuben. Die Zigeunermutter lehrt sie ein Geheimmittel, lästige Menschen umzubringen. Franz kommt dazu, seine Leidenschaft spricht sich aus. Zugleich aber Sickingen, der eben erst Marie geheirathet: zwischen ihm und Adelheid knüpft sich sofort ein Verhältniß an.

Eine noch wildere Scene auf einem Kirchhof: die aufständigen Bauern bringen einen Edelmann um. Ausbrüche rasender Rachsucht, in ihrer Art grandios ausgeführt.

Adelheids Verhältniß zu Sickingen. Franz soll den Unterhändler machen; er schwankt, aber es wird ihm der schönste Lohn versprochen, und er gehorcht.

Jetzt endlich hört man von Götz: er hat seinen Bann gebrochen, und wenn auch nur zwangsweise, die Hauptmannsstelle bei den Aufständigen angenommen. Bald darauf entzweit er sich mit ihnen.

Sickingen und Adelheid: „Du wärst einen Thron werth!" — „Ich würde nicht schöner ruhn als hier" (an seiner Brust). — „Wende deine Augen, sonst kann ich nicht von der Stelle." — Dann kommt Weißlingen: Götz ist gefangen, er soll sein Urtheil sprechen; er thut es ungern. „Du bist", sagt ihm Adelheid, „von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Guten noch zum Bösen einige Kraft haben." — „Und wie du gemacht wurdest, wetteten Gott und der Teufel ums Meisterstück."

Nun ist Adelheid auch in Franzens Armen: sie hat ihn nicht ungern, giebt ihm aber doch Gift, weil er Sickingen in den Weg treten könnte. Weißlingen ist bereits vergiftet: wie er im Sterben liegt, von Adelheid verlassen, kommt Maria, um das Leben ihres Bruders zu bitten; ein Kammerfräulein ist nahe daran, in ihrer Gegenwart über Sickingen zu plaudern.

Dann das heimliche Gericht und die Ausführung des Spruchs in Adelheids Schlafzimmer: auch der Rächer wäre beinahe von ihrer

Schönheit bestrickt worden. — Zum Schluß Berlichingens Tod ganz kurz. —

Das Stück in dieser ersten Version litt an einem Kernfehler: die Schuld des Helden und die eigentliche Veranlassung seiner Katastrophe, der Bruch des Banns und der Uebertritt zu den Bauern, war garnicht motivirt. So wandte sich die ganze Theilnahme schließlich dem Geschick Weißlingens zu, oder vielmehr, da dieser sich gar zu schwächlich zeigt, dem Geschick seiner schönen Verführerin Adelheid. Diese zeichnete der Dichter nicht nach der Anschauung, sondern zum Theil nach Reminiscenzen aus Shakespeare; sie hatte sich nicht mit sinnlicher Gewalt ihm aufgedrängt, sie war nur gedacht; übrigens, wenn auch nur als Skizze, vortrefflich gezeichnet. Marie ist zu modern empfindsam für diese derbe Ritterwelt: man begreift eher, daß Weißlingen und Sickingen ihr untreu werden, als daß sie sich verlieben, in der ersten Version war sie noch empfindsamer gehalten. An Elisabeth ist in der zweiten Version nichts geändert: sie ist eine herrliche Figur; die kurze Scene, in der Schwester Maria von Götz Abschied nimmt, und Elisabeth erklärt, bis an den Tod bei ihm zu bleiben, die rührendste des Stücks.

Bei der neuen Bearbeitung ist die Einwirkung der „Emilia Galotti" unverkennbar: Goethe hat sich überzeugt, daß zu einem Drama denn doch eine Art zusammenhängender Handlung gehört. Der Bauernkrieg tritt in den Hintergrund, als gesetzloser Tumult, in den der Held verstrickt und dadurch schuldig wird; Götz ist nun wirklich die Hauptperson.

Neu eingeschoben ist ein Gespräch des Götz mit zwei processirenden Parteien, aus dem sich die Erbärmlichkeit des damaligen Gerichtswesens ergiebt, wie es Goethe in Wetzlar beobachtet. Als Auflehnung gegen dies Juristenrecht erweist sich das Faustrecht als relativ empfehlenswerth. „Sieh nur!" sagt des Ritters wackre Gattin, „wie übermüthig die Fürsten worden, seit sie unsern guten Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben! Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird!" So etwas schwebte dem Dichter vor: Untergang des ritterlichen Kaiserthums und der Volksrechte durch Fürsten, Pfaffen und Römische Juristen; vergeblicher Versuch eines tüchtigen Mannes, in diesen verwirrten Zeiten sich ein eignes Recht zu schaffen. Die ritterlichen echt deutschen Naturen — Götz, Sickingen, Selbitz, Georg und Lerse — stehn in Waffen gegen den Lug und Trug der Hofleute und Römischen Juristen, die den Frieden predigen, um das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, gegen die Olearius, Liebetraut, Weißlingen, Adelheid, gegen die Pedanten und Streber. Wenn sie darüber

zu Grunde gehn, so lebt doch ihr Andenken ruhmvoll in Geschichte und Dichtung fort.

Aber der Gedanke ist noch immer mehr angedeutet als zum Mittelpunkt der Handlung gemacht: eine Ordonnanz würde Mauvillon sehr vermissen. Gedacht ist alles vortrefflich, und die neue Ausführung ein wesentlicher Fortschritt gegen die erste Version, wo selbst Sickingen in Adelheids Netze gezogen und dadurch der Gegensatz der beiden Gruppen verwischt wurde.

„Es würde sonderbar sein", schreibt die Vossische Zeitung, „wenn man den Werth des Stücks nach den willkürlichen Regeln der Alten bestimmen wollte! Es ist eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden; weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern, aber dafür soviel deutsche Sitte, als man vergebens in Geschichtsbüchern sucht." Man meinte allgemein, Goethe habe das Stück nur für die Lectüre berechnet, doch wurde es im folgenden Jahr in Berlin wirklich gegeben, und zwar mit entschiedenem Beifall.

Als König Friedrich sechs Jahre später Shakespeare's Stücke „abominables pièces" nannte, „farces ridicules et dignes des sauvages du Canada", und den „Götz" eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten Englischen Stücke, meinte Justus Möser: „Götz ist ein edles und schönes Product unsres Bodens. Alles was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht ist, die ihm den Gaumen zusammenziehe, und die er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht: bei einem Volksstück muß man den Hofgeschmack bei Seite lassen. Goethe's Absicht war, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten müde wären: er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, wo die Nation noch original war."

Möser konnte die Apologie eines Ritters aus der alten Zeit, der mit seiner eisernen Faust die künstlichen Schlingen der „Herrn vom Generaldepartement" zerreißt, nur willkommen sein. Auch er ging darauf aus, dem Volk sinnliche Bilder aus seiner frühern Geschichte zu geben, wo die ursprüngliche Kraft noch durch keine Civilisation abgeschwächt war. „Er hat uns doch eigentlich in das Land gelockt!" schreibt Goethe.

Der Erfolg des „Götz" war ein durchgreifender. Die Frankfurter Zeitung spricht dem Dichter unsterblichen Dank aus für sein Studium

der alten deutschen Sitten: „man hat sie bisher immer nur in Herrmannswäldern gesucht, hier sind wir auf echt deutschem Grund und Boden. Die Reichshistorie in den mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unsrer Poeten kennen."

„Der Dichter", schreibt der Wandsbecker Bote Juli 1773, „bricht durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein tapfrer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst, und setzt sich aufs Fußgestell hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einem der Verfasser durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht versöhnte." Im Ganzen freuten sich die Musensöhne, von allen Regeln und Gesetzen freigesprochen zu werden, sie nannten das neue Drama Shakespearisch, und übersahen, daß dem Götz gerade das fehlt, was bei Shakespeare das Wirkende ist: der lange Athem der Hauptscenen.

Vom Bund wurde der „Götz" als vaterländische Dichtung freudig willkommen geheißen. 25. Sept. trug Voß dem Bunde eine Ode auf den Ritter mit der eisernen Hand vor: dem Dichter wurde hauptsächlich seine Polemik gegen das Römische Recht zu Gute geschrieben. „Der du edel entbranntest, wo hochgelahrte Diener Justinian's Banditen zogen, die in Rom's Labyrinthen würgen das Recht der Vernunft: freier Goethe! Du darfst die goldne Fessel, aus des Griechen Gesang geschmiedet, höhnen! Shakespeare durft' es und Klopstock, Söhne gleich dir der Natur." — Die Franzosen mögen um feilen Beifall buhlen: „Deutsch und eisern, wie Götz, sprich Hohn den Schurken mit der Fessel im Arm! Des Sumpfes Schreier schmäht der Leu zu zerstampfen, wandelt durch Wälder und herrscht." — In demselben Moment erschien im Musen-Almanach neben Bürger's „Leonore" Goethe's „Wandrer", „Adler und Taube", und jener „Gesang Mahomed's", in welchem der Dichter seine Zukunft voraus zu ahnen schien.

Ein unternehmender Buchhändler forderte den Dichter auf, weitere Bilder aus der Ritterzeit in ähnlicher Weise wie den „Götz" zu bearbeiten, und andre Poeten geringerer Art fanden den neuen Ton bequem genug, sich darin zu versuchen; aber Goethe's Natur sträubte sich gegen eine solche Einseitigkeit. „Meine Ideale", schreibt er 15. Sept. 1773, „wachsen täglich an Schönheit und Größe." Nach allen denkbaren Seiten wollte er schaffen, im Vollgefühl der Kraft, auch wenn sich das rasch Geschaffene nicht sofort zu einer fertigen Gestalt abrundete.

„Es geht bei mir noch alles durch einander. Ich bin überall

herumspazirt, habe nirgend zugegriffen; dreingreifen ist Meisterschaft! . . Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst und wendest, peitschest und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Tact ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft!"

Ein leidenschaftlicher Anhänger Klopstock's, Schönborn, der auf dem Wege nach Algier, wo ihm ein kleiner diplomatischer Posten übertragen war, den Bund begrüßt und die stillen Anhänger desselben aufgesucht hatte, kam zuletzt, Oct. 1773, nach Frankfurt. „Goethe", schreibt er an Gerstenberg, „ist ein magrer junger Mann, ungefähr von meiner Größe. Er sieht blaß aus, hat eine große etwas gebogene Nase, ein längliches Gesicht, schwarze Augen und schwarzes Haar. Seine Miene ist ernsthaft und traurig, wo doch lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt und strömt von witzigen Einfällen. Er besitzt eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hinein fühlende Dichterkraft, so daß in seinem Geist alles local und individuell wird. Er zeichnet und malt gut. Seine Stube ist voll schöner Abdrücke der besten Antiken. Er will nach Italien, um sich recht in den Werken der Kunst umzusehn." Es verdient angemerkt zu werden, daß schon damals der Künstler sich nach Italien sehnte, um seine Ideale durch Anschauung des Vollendeten zu berichtigen.

„Es grüßen Euch meine Götter!" schrieb Goethe in der frohen Ueberschau dieser Antiken 6. Feb. 1773 an Kestner. Er beschreibt sie in „Künstlers Morgenlied", einem der wunderbarsten Gedichte jener Sturm- und Drangzeit — früh Morgens grüßt er die „Ewiglebenden" mit Andacht; er liest ihnen eine Liturgie aus dem „heiligen Homer"; und läßt sich durch dessen kriegerische Geschichten zur Idee von Heldenbildern begeistern. Aber sobald er sein höchstes Ideal einkleiden will, greift er zu Gestalten des „Ewig Weiblichen". Er stellt — in „Künstlers Erdewallen" — das Bild der Venus Urania auf die Staffelei. „Meine Göttin! deiner Gegenwart Blick überdrängt mich wie erstes Jugendglück, — die ich in Seel' und Sinn, himmlische Gestalt, dich umfasse mit Bräutigams Gewalt! Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein; du bist Ich, bist mehr als ich, ich bin dein. Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!"

Venus bleibt indeß nicht immer Urania; er sieht sie, wie sie neben ihm ruht, ihm schmachtende Blicke zuwirft. Seine Liebe soll ein „alldeutend Ideal" sein, eine Madonna mit dem Kinde, aber auch die

Nymphe, die er im tiefen Waldgebüsch hascht, „ein geiles Schwänzchen hinten vor, die Ohren aufgereckt!“ in einer spätern Ausgabe hat sich das „geile Schwänzchen“ in eine „rauhe Brust“ verwandelt, aber der Satyr ist geblieben; er träumt sich neben die Liebesgöttin, wie Mars in einem Netz den eifersüchtigen Ehemann „am Bettfuß angebannt.“

Man glaubt den Künstler in seiner Werkstatt zu erblicken, im Gedränge unvollendeter Idealbilder, erhabener und frivoler Art. In einer ähnlichen Situation, aber auf einer höhern Stufe der poetischen Empfindung, begegnet er uns in dem zweiactigen Drama „Prometheus“, das Goethe damals Schönborn vorlas. Prometheus begrüßt den Morgen unter Statuen, die er freilich selbst gezimmert, deren Auge ihm aber verständnißvoll entgegenleuchtet, deren Busen ihm entgegen zu wallen scheint. Vor allem die eine, alldeutende Pandora: „heiliges Gefäß der Gaben alle unter dem weiten Himmel! alles was mich je erquickt von Wonnegefühl, sich je mit Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt, und was ich je für reinen Himmelsglanz und Seelenruhgenuß geschmeckt — das all all — meine Pandora!“ — Eine Göttin, die ihn liebt, giebt ihr wie den übrigen Statuen das Leben, gegen den Widerspruch der andern Himmlischen. — „Sieh nieder, Zeus, auf meine Welt: sie lebt! Ich habe sie geformt nach meinem Bilde! ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich, und dein nicht zu achten, wie Ich!“

Pandora's Gefühle werden entwickelt. — Sie belauscht einmal an einem andern Paar den höchsten Augenblick der Liebe, und fragt, Prometheus, was das zu bedeuten habe? — Prometheus erinnert sie an das mancherlei Wonn' und Weh, das sie erlebt; „und fühlst an deinem Herzen, das noch der Freuden viele sind, der Schmerzen viele, die du nicht kennst. — „Dies Herze sehnt sich oft, ach nirgend hin, und überall doch hin!“ — Dieses Bangen hat ein Ziel. — „Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt, was wir ersehnt, geträumt, gefürchtet! — Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde du ganz erschüttert alles fühlst, was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen, in Sturm dein Herz erschwillt, in Thränen sich erleichtern will und seine Glut vermehrt, und alles klingt in dir und bebt und zittert, und all die Sinne dir vergehn, und du dir zu vergehen scheinst und sinkst, und alles um dich her versinkt in Nacht, und du, in immer eigenstem Gefühl umfassest eine Welt: dann stirbt der Mensch.“ — Und dann? — „Wenn alles, Begier und Freud und Schmerz in stürmendem Genuß sich aufgelöst, dann sich erquickt, in Wonne schläft: — dann lebst du auf, auf's Jüngste wieder auf, von Neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!“ —

Dieser Vergleich des höchsten Acts der Liebe mit dem Tod klingt seltsam genug; indeß heißt es schon in der Schrift: die Liebe ist stark wie der Tod! und Goethe hat die Beziehung öfters in's Auge gefaßt. „Die Absicht der Natur", heißt es in einer spätern Schrift, „ist auf's Leben gerichtet, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben." Das stammt aus einer Periode weiser Resignation; aber auch die Titanenstimmung durfte wohl mit einigem Trotz die scheinbar entlegensten Pole des Seins einander zu nähern trachten.

Im stolzen Gefühl des schöpferischen Künstlers trotzt Prometheus den Olympiern, die seine Huldigung fordern. Was habt ihr Götter für mich gethan? „Mich hat zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit, mein Herr und euer!" — Was könnt ihr für mich thun? „könnt ihr den weiten Raum des Himmels und der Erde mir ballen in meine Faust? vermögt ihr zu scheiden mich von mir selbst? vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?" — Groß ist die Wunderkraft der Götter, aber soweit reicht sie nicht, dem wilden Streben des Menschenherzens nach dem Unendlichen gerecht zu werden; es vermag immer mehr zu verlangen als die Götter gewähren können; alldeutend sind seine Ideale, allseitig sein Wille.

Prometheus spricht nicht blos in seinem Namen; Goethe erzählt selbst, er habe das alte Titanengewand nach seinem eignen Wuchs zugeschnitten. Er stand damals mit Aeschylus auf Seite der Titanen und grollte den Göttern; Spinoza's Weltanschauung, die für Titanen keinen Platz bietet, lag ihm noch fern.

Das Stück ist mehr Entwurf als Ausführung. Goethe verlor den Faden und ließ es fallen; die Ode, die den Hauptgedanken kräftig zusammenfaßt, scheint erst im folgenden Jahre gedichtet zu sein. — Goethe war unerschöpflich in Entwürfen, aber es kam selten zur Vollendung. So blieb der „Mahomed" liegen; der Prophet sollte erst als Gläubiger den echten Begriff Gottes wiederherstellen, dann zum Trug greifen und sich endlich in irdische Zwecke verstricken, bis der Tod ihn sühnt. Das Stück hätte entschieden einen tragischen Zug haben müssen, aber es lag Goethe auch nahe, das Thema als einen Schwank zu behandeln: zu zeigen, wo den Propheten, den dämonischen Naturen die Bocksfüße, die langen Ohren, die „geilen Schwänzchen" sitzen. Die wunderbare Farce „Satyros der vergötterte Waldteufel" war, wie wir aus dem Briefwechsel mit Johanne Fahlmer wissen, schon vor Sept. 1773 fertig, fällt also ungefähr gleichzeitig mit dem „Prometheus". Ein Schwank von Hans Sachs „Satyr und Waldbruder" hatte die Anre=

gung gegeben, aber den geistigen Inhalt schöpfte Goethe ein wenig aus seiner eignen Empfindungswelt, die er im Uebermuth fratzenhaft zu verspotten vom Dämon verführt wurde; gehörte er doch selber zu den Propheten der Natur, die das Volk in den Wäldern versammelten und mit wilden Einfällen in Entsetzen und Bewunderung jagten.

Satyros will von den Göttern so wenig wissen als Prometheus: „Mir geht in der Welt nichts über Mich, denn Gott ist Gott, und Ich bin Ich!" Er lebt nur für die Natur, aber er huldigt ihr nicht, wie Prometheus, durch eigenartige Schöpfungen, er will wie Rousseau und seine Anhänger, ihr Evangelium als Prophet dem Volk verkünden, das von ihr abgefallen ist. „Habt eures Ursprungs vergessen, euch zu Sklaven versessen, euch in Häuser gemauert, euch in Sitten vertrauert, kennt die goldnen Zeiten nur als Märchen von weiten." Dem so vorbereiteten Volk erzählt er nun eine wunderliche Geschichte vom Weltursprung, und wird endlich als Gott angebetet.

Aber seine Schwärmerei für die Natur äußert sich noch anders; „Natur ist rings so liebebang; ich will dich letzen mit Flöt' und Sang. — Dein Leben, Herz, für wen erglüht's? Dein Adlerauge was ersieht's? Dir huldigt ringsum die Natur, s'ist alles dein! Und bist allein, bist elend nur! Hast Melodie vom Himmel geführt, und Fels und Wald und Fluß gerührt; und wonnlicher war dein Lied der Flur als Sonnenschein." — Das Lied wirkt auf die Empfindungen eines jungen Mädchens: „dies Herz mir schon viel Weh bereit't, nun aber stirbt's in Seligkeit." — Darauf katechisirt Satyros seine Psyche über ihr Herz grade wie Prometheus seine Pandora. „Du hast nie gewußt, wo mit hin? . . . Es war so ahnungsvoll und schwer, dann wieder ängstlich arm und leer; es trieb dich oft in Wald hinaus dort Bangigkeit zu athmen aus; und wollustvolle Thränen flossen, und heil'ge Schmerzen sich ergossen, und um dich Himmel und Erd' verging?" Der Vergleich der Liebe mit dem Tode bleibt aus, aber gleich Pandora möchte Psyche mit dem Dichter sterben. — Was nun weiter geschieht, ist dem Tartüffe nachgebildet: „hütet euch, ihr Mädchen" will Goethe sagen, „vor solchen überschwenglichen Poeten oder Propheten! seht wenigstens scharf zu, ob ihr nicht den Bocksfuß, die langen Ohren und hinten das Schwänzchen wahrnehmt! — Vor wem wollte Goethe warnen? — Vor keiner bestimmten Person, am wenigsten vor einem Freunde. Erst später, als ihm eine wirkliche Figur der Art in Kaufmann entgegentrat, bildete er sich ein, er habe diesen parodirt, wie Leuchsenring im Pater Brey. — Der Satyros ist eine freie Composition.

Wo er Andre verhöhnen wollte, ging er offen heraus. Pater Brey war für die Freunde nicht zu verkennen; den nüchternen Rationalisten Bahrdt nannte er mit Namen, ebenso die Jacobi's; am lautesten Wieland.

Wieland redigirte seit Anfang 1773 in Weimar, unterstützt von Fr. Heinr. Jacobi eine Monatschrift, „der Deutsche Mercur", Anfangs mit glänzendem Erfolg (er hatte 2300 Abonnenten), der aber bei den Schriftstellern viel Verdruß erregte, weil er Recensionen brachte, mit denen man nicht zufrieden war. Er verdarb es mit allen Parteien, auch mit den Halberstädtern, zu denen sich Mai 1773 sein ehemaliger Schützling Heinse gesellt hatte, und die unter Gleim's Vorsitz einen ganzen Aktenstoß Epigramme gegen ihn schleuderten. Gegen ihn und gegen Nicolai, mit dem er Mai 1773 im „Mercur" fraternisirte, weshalb Jacobi beinahe schon damals mit ihm gebrochen hätte. Nicolai hatte nach allen Seiten blind um sich geschlagen, auch gegen Jacobi's Bruder, und nach Jacobi's Urtheil, „alle Achtung, die man dem Genie schuldet, faunisch mit Füßen getreten."

Sept. 1773 theilte Wieland im „Mercur" eine Recension des „Götz" mit, die im Grunde gut gemeint, aber ungeschickt ausgeführt war, und Goethe, gegen Recensionen überhaupt sehr empfindlich, beschloß, den Herausgeber des „Mercur" zu züchtigen. In einem übermüthigen Augenblick warf er die Farce, „Götter, Helden und Wieland" hin, die er nebst einigen andern z. B. gegen die Jacobi Oct. 1773 Schönborn vorlas: „er will sie nicht drucken lassen, aber wehe Wieland, wenn er sich mausig macht!"

Wieland hatte im Mercur Briefe über sein eignes Singspiel „Alceste" (in Weimar 29. Mai 1773 aufgeführt) veröffentlicht, in denen er nachzuweisen suchte, daß er es weit besser gemacht als Euripides. Dabei faßte ihn Goethe. Wieland wird in jener Farce im Traum in die Unterwelt entführt, um sich für seine Ruhmredigkeit zu verantworten. — „Wieland", sagt Euripides, „gehört zu einer Secte, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein."

„Dir hängen noch immer", sagt Herkules zu Wieland, „die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn unter den

Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst? Meinst du, wir Götter und Halbgötter lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtzeiten kreuzigen? Hatte Einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den Andern aus. Hatte er Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern soviel Kinder als sie begehrten, wie ich dann selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Will dir das nicht in den Kopf? Freilich, hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können. Was will denn dein Herkules mit der Tugend? ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gange der Welt nicht bestehn kann."

Dieser Herkules soll nicht grade ein Selbstportrait des Dichters sein, aber etwas von ihm steckt in Goethe: wenn sich Tugend und Laster um ihn stritten, würde es der unbändige Jüngling gemacht haben wie Herkules, das eine Frauenzimmer unter den rechten, das andre unter den linken Arm, und mit beiden auf und davon! In dieser wunderbar allseitigen Natur steckte etwas vom Herkules, etwas vom Prometheus, etwas vom Satyros. Die Götterbilder, welche der Künstler in seiner Werkstätte um sich sammelte, hatten noch eine starke Familien-Aehnlichkeit mit den Titanen.

Die Farce, wenn sie Goethe auch nicht wollte drucken lassen, cursirte in Abschriften, eine derselben ließ der alte Freund Lenz in Straßburg, doch wohl nicht ganz ohne Zustimmung Goethe's drucken: „ein Schand- und Frevelstück!" wie es Goethe gegen Johanne Fahlmer selbst bezeichnet.

Wieland mußte es wohl verdrießen, in gewissem Sinn aber kam es ihm nicht ungelegen, der Prüderie und Tugendboldigkeit angeklagt zu werden, da man ihn sonst immer der Lüsternheit zieh. Er benahm sich geschickt genug. Er empfahl selbst Juni 1774 die kleine Schrift allen Liebhabern der Pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persifflage und sophistischem Witz. „Wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Fall wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genies sind wie junge muthige Füllen: das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, schlägt vorn und hinten aus und will sich weder fangen noch reiten lassen. Wer von Ungefähr von ihnen gebissen wird, betrachte sich als Opfer für das gemeine Beste, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können.

— Wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen."

„Wieland", schreibt Goethe an Sophie Laroche, „tractirt die Sache wie ein braver Kerl, der fest im Sattel sitzt. Haß' ich ihn? lieb' ich ihn? — Es ist wahrhaftig all eins: ich nehme Antheil an ihm. — Es ist wahr, Feuer das leuchtet und wärmt, verzehrt auch, und das nennt ihr böse. — Nennen Sie mich böse, und lieben Sie mich."

Die wilde Natur des unbändigen Jünglings tritt vielleicht am deutlichsten in einem „Sendschreiben" hervor, das er 5. Dec. 1774 an Merck schickte. Er will wie sein Herkules frisch einhauen in's kräftige Fleisch, und nicht erst „sittlich kauen"; den vollen Pokal gierig austrinken. Das Herz hat viel und groß Begehr, alle Freude der Welt, alle Träume in sich zu sammeln. Auf Erden blüht die Freude, nicht unter den Schatten Elysium's. „Nicht in Rom, in Magna Gräcia: dir im Herzen ist die Wonne da! Wer mit seiner Mutter, der Natur sich hält, find't im Stengelglas wohl eine Welt!"

Goethe hatte als Künstler der Antike gehuldigt, aber seine hellenisirenden Dithyramben waren immer nur Fragment geblieben; als er sich zu einer großen Schöpfung zusammenraffte, fand er den Stoff „nicht in Rom, in Magna Gräcia", sondern im Deutschen Leben, in den Erinnerungen seines eigenen Herzens. Der „Werther", mit welchem der große Stil der Deutschen Poesie beginnt, ist ungeachtet der kühnen Ideale, die er ausspricht, realistisch ausgeführt, und steht fest auf der Erde. Das ideale Frauenbild, das er verherrlicht, ist nicht die Venus Urania aus der Künstlerwerkstatt, auch nicht das reizend lüsterne Nymphchen, sondern ein echt Deutsches Bürgerkind.

Für die Romanform fand der Dichter ein berühmtes Vorbild.

Rousseau's „Neue Heloise" hatte auch in Deutschland gezündet; sie hatte der Leidenschaft Muth gemacht, sich in voller Gewalt auszusprechen; sie hatte durch die Briefform und die Gliederung in zwei contrastirende Gruppen dem spätern Künstler einen Fingerzeig gegeben. Sie hat augenscheinlich auf den „Werther" gewirkt. Aber nur, damit man den Gegensatz um so lebhafter empfinde. Die Briefe in der „Heloise" sind gemacht, es wird bis zum Uebermaß moralisirt, fast jeder Brief verräth eine gespreizte Geistreichigkeit. Im „Werther" ist alles echt: die Situationen werden schlicht und einfach gezeichnet, wie es in wirklichen Briefen geschieht; die Sprache ist natürlich, gradaus, selbst in ihren Sprüngen wahrhaftig. Statt über Empfindungen zu reflectiren,

stellt sie der Dichter sinnlich dar; er hat seinen Figuren die Gluth der eignen Empfindung eingehaucht und das Erdichtete so in das Erlebte verwebt, daß man es nicht zu sondern vermag: der Roman wirkt stofflich wie eine wahre Geschichte.

Gleich nach Jerusalem's Tod, Oct. 1772, war Goethe die Idee aufgegangen, aber er wollte sie erst ausreifen lassen und vertagte die Ausführung. „Wenn's Glück gut ist", schreibt er nach Vollendung des „Götz" 21. Juli 1773 an Kestner, „kriegt ihr bald wieder was auf eine andre Manier. . . Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehn kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." — Ohne Zweifel ist der Werther gemeint; aber noch fehlte dem Dichter ein Schlußmotiv, die sinnliche Anschauung des Verhältnisses zu einer verheiratheten Frau. Auch diese sollte ihm werden.

15. Jan. 1774 verheirathete Sophie Laroche ihre siebzehnjährige Tochter Maximiliane an den reichen Italienischen Kaufmann Brentano in Frankfurt, einen jungen Wittwer mit mehreren Kindern. „Sie ist noch immer der Engel", schreibt Goethe, „der mit den simpelsten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, macht nun das Glück meines Lebens." „Goethe", schreibt Merck 29. Jan., „est déjà l'ami de la maison; il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison." „Meine Jahre", berichtet Goethe in „Wahrheit und Dichtung", „sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, von dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich in ihre neuen Umgebungen nicht zu finden wußte." Bei jeder Aufregung wandte sie sich an ihn, er wurde ihr Vertrauter, und bald „lastete aller Verdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, doppelt und dreifach" auf ihm. In den Briefen an Sophie verspricht er wiederholt, brav zu sein, obgleich er sein Herz verwöhnt habe. „Wenn Sie wüßten", schreibt er ihr endlich, „was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurückzulocken denken! Ich habe in den schrecklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten. . . Gott bewahre ihn (Brentano) vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle wieder betreten würde!" Er sah

nun mit Augen, wie ein Ehemann sich gerirt, dem es bei aller Vorliebe für den Hausfreund doch lästig fällt, im Hause die zweite Rolle zu spielen, und der Albert zum zweiten Theil des „Werther" war gefunden.

Er begann den Roman am 1. Februar 1777./4 „Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten", (das wird durch einen Brief Mercks vom 14. Februar bestätigt) „und so legte ich auch innerlich alles beiseite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den „Werther" in vier Wochen, ohne daß ein Schema wäre vorher zu Papier gebracht worden. Da ich das Werkchen ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler gleich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging."

Vielleicht sind die ersten Briefe Werthers wirklichen Briefen Goethe's aus Wetzlar an Merck entnommen; es werden Umstände erwähnt — z. B. der Besuch der Tante, — die sich wohl auf Goethe, aber garnicht auf Werther beziehn. Der ganze erste Theil des Romans schildert, nach Kestners eignem Zeugniß, das Verhältniß Goethes zu Lotte, vom ersten Ball bis zum Abschied Sept. 1772; selbst die Daten sind beibehalten, nur die Jahreszahl ist in 1771 umgewandelt. Aber das sollte nur die Einleitung bilden; Goethe wollte eine Begebenheit, die ihn erschüttert hatte, in ihren Motiven auseinander legen. Diese Motive entnahm er aus dem, was ihm von Jerusalem bekannt war, aber er idealisirte sie durch seine eignen Empfindungen. Dadurch wurden freilich zwei Elemente zusammengeschweißt, die einander auszuschließen scheinen; die finstre Grübelei eines beschränkten Kopfs, der im Leben nur Eine Ressource kennt, und die überquellende allseitige Lebenslust, die, wenn die eine Ressource versagt, zur andern greift.

„Was ist das Herz des Menschen!" so heißt es gleich in Werther's erstem Brief. „Waren nicht alle meine Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, ein Herz wie das meinige zu ängsten? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, in dem armen Herzen eine Leidenschaft sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur selbst ergötzt? Hab' ich nicht — — O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!" — Diese Erinnerung

an die Straßburger Tanzmeistertochter Lucinde, die Goethe's Lippen verwünschte, ehe das Verhältniß zu Friederike eintrat, hat seine Bedeutung für die Charakteristik des Helden.

Nach Klopstock's ersten Oden gab es für jeden Menschen nur Eine echte Liebe, zwei Seelen müssen eigens für einander geschaffen sein. Die Erfahrungen des Mannes hatten die Träume des Jünglings nicht bewahrheitet; er hatte Fanny's Kaltsinn, er hatte Meta's Tod verschmerzt; Sidonie und Cäcilie waren wie Schatten vorübergeglitten; zuletzt huldigte er einer verheiratheten Frau. Solche Erfahrungen haben für ein wohlgestimmtes Gemüth etwas Niederschlagendes. „Die erste Liebe ist die einzige; in der zweiten und durch die zweite geht der höchste Sinn der Liebe schon verloren; der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist gestört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende."

Indeß ist im „Werther" dies Motiv nur angedeutet; Goethe wollte nur diejenigen Seiten seiner Natur hervorheben, in denen er sich mit Jerusalem verwandt fühlte.

Werther strebt nach einer harmonischen Ausbildung seiner gesammten Natur; das wirkliche Leben nimmt nur bestimmte Kräfte seiner Seele in Anspruch, die andern müssen indeß ruhn, ja sich verstecken, und grade in ihnen findet er sein Bestes. Je voller das Herz, desto schmerzlicher wird ihm die Schranke; er sieht in der Gesellschaft, ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen, die vollendete Unnatur; sie hebt den Stein auf gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Ausbrüchen der Liebe verliert, gegen die Verlassene, die in selbstgewähltem Tod ihre Qualen endet! Wie jeder lebhafte Jüngling, der des Ausdrucks noch nicht recht mächtig ist, sehnt er sich, verstanden zu werden, und wenn ihm dies Glück nicht zu Theil wird, hegt er selber sein Herz wie ein krankes Kind und läßt ihm seinen Willen. Er beneidet die Kinder, die in den Tag hineinleben und mit ihren Puppen spielen. „Alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens ist doch nur eine träumende Resignation, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Bildern bemalt." „Und dann, so eingeschränkt der Mensch ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, sobald er will!"

Empfand indeß Goethe den innern Widerspruch des Lebens mit tiefem Unmuth, so kannte er auch die Heilmittel: Natur und Kunst. Zwar nahm er nicht mit den gewöhnlichen Aesthetikern an, daß die Natur

durch ihre Schönheit der Seele Frieden einhaucht; „sie härtet vielmehr", schreibt er schon 1772 in der Frankfurter Zeitung, „ihre echten Kinder gegen die Schmerzen ab, die sie ihnen unablässig bereitet. Was sie uns zeigt, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und böse, alles mit gleichem Recht neben einander. — Die Kunst entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Universums zu erhalten." — In diesem Sinn stellt sich Goethe im Werther als Landschaftsmaler dar; er will künstlerisch der Natur die Harmonie einhauchen, die seine Seele vermißt; er fühlt, daß er die Natur kennt, und indem er sich bestrebt, sie zu fassen, hofft er durch die Kunst das enge Dasein zur Ewigkeit zu erweitern.

Es ist von großem Interesse, näher zuzusehn, wie er sich in der Wertherzeit als Künstler der Natur gegenüberstellt. „Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle, und fühle das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt; wenn's dann um mein Auge dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht wie die Gestalt einer Geliebten, dann denke ich oft: Ach, könntest du das dem Papier einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes? Aber ich unterliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen." — „Was frommt die glühende Natur an deinem Busen dir? wenn liebevolle Schöpfungskraft nicht deine Seele füllt und in den Fingerspitzen dir nicht wieder bildend wird!" — „Noch nie war meine Empfindung in der Natur bis auf's Steinchen, bis auf's Gräschen herunter voller und inniger, und doch — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt, schwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein größerer Maler gewesen als in diesem Augenblick."

Ueber seinen Beruf zur Malerei hat sich Goethe getäuscht, und doch empfand Werther nicht unrichtig. Kein Dichter hat mit so feinem malerischen Auge die Natur gesehn und wiedergegeben als er: ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in die Natur. Die Natur wird gleichsam angehaucht von den Bewegungen des Gemüths und nimmt die Farbe desselben an; die Ereignisse finden ihren Wiederklang im Jahres-

wechsel, im Wetter; Natur und Gemüth sind zwei Seiten, die einander ergänzen wie der malerische und poetische Blick.

Auch der Dichter der „Neuen Heloise“ war ein großer Landschaftsmaler; er kannte und zeichnete die Alpennatur in ihrer Größe. Goethe kannte damals nur die Rheingegend, die er als Wanderer durchstreift; in ihm lebte das Große der Natur erst in Ahnung und Sehnsucht. Aber er wußte dieser Sehnsucht den rührenden, entzückenden Ausdruck zu geben.

„Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah . . . wie umfaßt ich das all mit warmem Herzen, und die herrlichsten Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich all lebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang. Und ich sah sie wirken und schaffen in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter all, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten. . . Vom unzugänglichen Gebirg über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. Wie oft hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.“ Herrlich spricht das Gedicht „Ganymed“ diese Frühlingssehnsucht aus, die ihn bald durch die Stimme der Nachtigall nach unten lockt, bald ihn aufwärts zu den Wolken zieht.

„Ich erinnere mich lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand! Und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. . . Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unsrer Seele, unsre Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. . . Und ach! wenn

wir hineilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehn in unsrer Armuth, und unsre Seele lechzt nach entschlüpftem Labsal! — Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterland und findet in seiner Hütte . . . all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte."

So hatte sich Goethe früher in Darmstadt als Wandrer in die Nähe von Como geträumt, wo im Abendsonnenschein die Ruinen eines Tempels ihm entgegenleuchteten. Die Frau, die in diesen Ruinen ihr Nest erbaut, hatte ihn gefragt, ob er Waaren aus der Stadt ins Land trage? Der Kunstkenner hatte gelächelt, aber die Naivetät beneidet. Nun, in der heimischen Welt, begegnen ihm wiederholt solche homerisch einfache Gestalten, deren Beschränkung ihn rührt, mit denen er sich zu verständigen sucht, zu denen er flieht aus der verkünstelten Civilisation. Rousseau hatte parfümirte Kleider und parfümirte Empfindungen nöthig; Werther sucht das Einfachste und Natürlichste auf: halb schmutzige Kinder, dürftige Frauen, die einen Tag in den andern leben. Der alte Roman suchte das Poetische in der entlegensten Ferne, Werther kehrt ins deutsche Leben ein; im Nächsten, das ihn umgiebt, in der heimischen Enge, die den weiteren Horizont ausschließt, ruht ihm die Natur, die Poesie, die Liebe, das Glück. In den gemeinen Scenen des häuslichen schlichtbürgerlichen Lebens fühlt der Wandrer sich wohl. Der Landschaftsmaler achtet auf das Bescheidene, das Heimische. Der Brunnen mit den plaudernden Mädchen, die Linde vor dem Pfarrhaus, die schlicht behäbige Wirthschaft — welch Gefühl hat Werther für das alles! Es imponirt dem Wandrer wie etwas Neues.

Rousseau, Klopstock und Wieland stellten den geliebten Gegenstand auf ein künstliches Piedestal, sie liehen ihm Hoheit und Anbetungswürdigkeit; Lotte hat nichts von Julie, nichts von Fanny oder Sophie, sie ist ein schlichtes Bürgerkind; aber wenn auch nur leicht skizzirt, kommt die Anmuth der Gestalt vollkommen heraus. Wie geflissentlich führt uns der Dichter die Geliebte in recht prosaischen Beschäftigungen vor: wie sie Butterbrote schneidet, wie sie im Pfänderspiel Ohrfeigen austheilt — sehr zum Verdruß des ehrsamen Kestner!

Durch den ganzen Roman geht laut und still ein Protest gegen die Verbildung der Zeit, von der wir kaum noch eine Vorstellung haben. Ein Jahr vor dem Erscheinen des Werther machte Chodoviecky die berühmte Reise von Berlin nach Danzig, deren Andenken er in hundert prächtigen Illustrationen der Nachwelt überliefert hat. Die zopfigen Verschnörkelungen in Tracht, Hausrath, in der hoch aufgebauschten Frisur,

selbst in den Bewegungen, machen die Sehnsucht begreiflich, mit welcher Werther — in blauem Frack und gelben Beinkleidern — Idealbilder einer „homerisch einfachen Welt" sich austräumte. Der Gegensatz der Natur gegen diese zopfige Sitte ist das zweite Thema des „Werther". Er wird von dem Werther des ersten Theils so stark empfunden als von dem des zweiten, von Goethe so stark als von Jerusalem; aber dem letzteren versagte das Heilmittel, das künstlerische Vermögen. Daß die Liebe ihm zum Fluch wurde, lag zum Theil in der Unselbstständigkeit seiner geistigen Anlage: er bedurfte für seine Führung eines äußern Leitbandes; sobald er sich diesem entzog, verlor durch den Mangel an Initiative sein Wille die Sprungkraft.

Der Haß gegen die conventionelle Unnatur verbindet sich bei den meisten der tonangebenden Schriftsteller jener Zeit mit dem Haß gegen den Adel, der sie vertrat. Goethe wußte von dieser Abneigung nichts, da er von frühster Jugend als Ebenbürtiger in die höhern Kreise aufgenommen wurde. Aber er brauchte das Motiv, und entnahm es aus den Erfahrungen Jerusalem's.

In der ersten Ausgabe des „Werther" spielt das Motiv des gekränkten Ehrgeizes eine wichtigere Rolle als in der spätern künstlerisch ungleich vollendetern. Der Vorfall in der Gesellschaft des Grafen Bassenheim, der Jerusalem begegnet war, hat hier Einfluß auf Werther's Selbstmord. „Er konnte den Verdruß nicht vergessen; er erwähnte ihn selten, doch wenn es geschah, so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielt, und daß ihm dieser Vorfall eine unüberwindliche Abneigung gegen die Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überließ er sich ganz einer endlosen Leidenschaft, worüber endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen mußte. Das ewige Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem geliebten Geschöpf, dessen Ruhe er störte, das stürmische Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zweck und Aussicht, drängte ihn endlich zu der schrecklichen That." Er fühlt seine Bestimmungslosigkeit, da ihm durch einen Kunstkenner auch sein Zeichnen verleidet wird, als Schicksal; er läßt sich in sein Verhängniß treiben. Wie dies auf ihn einstürmt, ist mit Meisterhand dargestellt: die „Neue Heloïse" sieht schaal und matt dagegen aus.

„Ich lache über mein Herz, und lasse ihm seinen Willen!" schreibt Werther, als er zu Lotte zurückkehrt. Dies ist nicht, wie bei Rousseau, müssige Wiederaufnahme eines alten Motivs: mit gewaltiger Energie wird eine neue Stimmung angeschlagen. Die Leidenschaft zu Lotte wird wild, bitter, gehässig: die ganze Welt nimmt eine finstere Farbe an.

Die Sonne Homer's, die ihm bisher seine Heimath erleuchtet, lischt aus, trüber ossianischer Nebel mischt sich in die Winterstimmung. „Ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt — nicht Schuld! — Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch ebenderselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, der ein Herz hatte, alle Welt liebevoll zu umfassen? Und das Herz ist jetzo todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken." — „Ich fühle, daß die Religion manchem Verschmachtenden Erquickung ist: nur muß sie denn das einem Jeden sein? muß sie es mir sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein werden, welche der Vater ihm gegeben hat? — Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin?" — „Mußte denn das so sein, daß, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends wurde? Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so viel Wonne überströmte, wird mir jetzt zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her! Nicht die große seltne Noth der Welt rührt mich, diese Fluten, diese Erdbeben: mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte! Und so taumele ich beängstet, Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." — Das Motiv ist nicht neu, aber mit einer solchen Beredsamkeit ist der Weltschmerz nicht einmal im Hamlet ausgesprochen.

Der Leser wird in diese Stimmung so vertieft, daß er den Selbstmord als natürliches Ende vorausempfindet. Werther's Krankheit ist unheilbar und zieht alles in Mitleidenschaft: Albert ist nicht mehr der gutherzige Kestner, sondern der eifersüchtige Brentano; Lottens Stolz bäumt sich gegen ihn auf und versetzt sie in Lagen, die unerträglich werden. Der weitere Verlauf ist meisterhaft dargestellt: der stärkste Ausbruch der Leidenschaft, der Rückschlag, Werther's Irrfahrt und Decembersturm, endlich der Tod: mit einer ähnlichen Gewalt war noch von keinem deutschen Roman ein tragisches Bild gezeigt. Wie fein ist es gedacht, daß Werther schon vor seinem verzweifelten Entschluß eine liebe Todte

begraben hat: „eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! Erschüttert, geängstet war mein Innerstes! — Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht.“ —

Schon Klopstock hatte mit seiner Persönlichkeit das Publicum mehr in Anspruch genommen, als es bei deutschen Dichtern sonst üblich war; der Dichter des „Werther“ forderte diese Aufmerksamkeit in viel höherm Grad heraus; alle Welt sehnte sich, von dem wunderbaren Jüngling etwas Näheres zu erfahren, und die seltsamsten Gerüchte gingen um.

„Goethe's Herz ist so edel als eines! Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er tausende glücklich machen, und wird er's nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsre Zeitgenossen müde gaffen und unsre Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner! ich sage Ihnen aber voraus: es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben.“ Das hatte Schlosser schon Nov. 1773 geschrieben, als er Goethe's Schwester Cornelie heirathete und nach dem badischen Amt Emmendingen heimführte, wo er eine Anstellung gefunden hatte. — Die Ehe fiel unglücklich aus: Cornelie war kränklich, unzufrieden mit aller Welt, sie fühlte sich einsam, sie vermißte den Verkehr ihres geliebten Bruders. — Goethe hat sie im Profil gezeichnet: die Aehnlichkeit der beiden Geschwister frappirt, aber das Gesicht des Mädchens ist hart, steif, wenig erfreulich, auch ihre Briefe bieten wenig anziehende Züge.

„Fühlen Sie nun“, schreibt Schlosser 4. Nov. 1774 an Lavater, als er ihm den „Werther“ schickt, „alles Leiden, das unsern Freund bald ganz zerbrechen wird? Die große nach vollkommenem Seelengenuß schmachtende Seele, die auf Erden nichts findet, sich zu sättigen, mit Hoffnungen nicht gesättigt wird, in der Verzweiflung nach einem Schattenbild greift, und sich verzehrt, wie er das nicht erreicht!“ „Wenn ich mir ein fühlendes Klavier denke, auf dem immer falsch gespielt wird, so denke ich mir ein höchst unglückliches Geschöpf. Und das sind wir doch meist mit unserm Herzen! Oft wenn der große Spieler es rührt, sind wir nicht gestimmt, und meist, wenn's gestimmt ist, ist der Spieler nicht da. Ich möchte wissen, wie ein Mensch, dessen Herz nach etwas anderm ringt, als was in der Welt ist, leben kann und sich keine Kugel durch den Kopf schießt! Wenn ich glaubte, daß damit alles gethan wäre, wie lange wär's schon geschehn!“ —

Es war Goethe's Absicht, den Roman schon zu Ostern erscheinen

zu lassen; aber er zögerte lange, hauptsächlich weil er zweifelte, wie ihn die Freunde aufnehmen würden.

„Wie oft ich bei Euch bin, d. h. in Zeiten der Vergangenheit", schreibt er März 1774 an Kestner, „werdet ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesicht kriegen." Bald darauf an Lotte: „Du bist die ganze Zeit vielleicht mehr als jemals mit mir gewesen. Ich lasse es ehstens drucken. Es wird gut, meine Beste! . . . daß ich ein Thor bin, daran zweifelst du nicht, und ich schäme mich, mehr zu sagen — denn wenn du nicht fühlst, daß ich dich liebe, warum lieb' ich dich?

Anfang Mai wird ein Knabe geboren. „Küßt mir die ewige Lotte! Sagt ihr, ich kann sie mir nicht als Wöchnerin vorstellen; ich sehe sie noch immer, wie ich sie verlassen habe — [daher ich auch weder dich als Ehemann kenne noch irgend ein ander Verhältniß als das alte — und sodann bei einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich euch warne, euch nicht zu stoßen] — — Ich bitte dich, laß das eingeschlossene Radotage bis auf Weiteres liegen, die Zeit wird's erklären."

11. Mai, Tauftag des Knaben. „Adieu, ihr Menschen, die ich so liebe [daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unsers Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte]. — Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf Weiteres."

16. Juni. „Adieu, liebe Lotte! Ich schick' euch ehestens einen Freund, der viel Aehnliches mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen; er heißt Werther, und ist — das mag er euch selbst erklären."

Indeß hatte Goethe die Kunde auch nach andern Seiten dringen lassen.

26. April, an Lavater: „Ich will verschaffen, daß ein Manuskript dir zugeschickt werde; denn bis zum Druck währt's eine Weile. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander, an sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganzes."

1. Juni, an Schönborn nach Algier: „Allerhand Neues habe ich gemacht. Die Leiden des jungen Werther's, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen und reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt."

27. August las Goethe in Frankfurt den „Werther" vor; die Arbeit hatte die alte Neigung zu Lotte wieder rege gemacht. . . „Die Nacht träumt' ich von dir, ich wäre wieder zu dir gekommen, und du hättest mir einen herzlichen Kuß gegeben! . . . Ich werde dir ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästlein oder wie du's nennen magst, schicken, um dich zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe." — Endlich, 23. Sept., wird der „Werther" abgeschickt. „Lotte! wie lieb mir das Büchlein ist, magst du im Lesen fühlen. Und auch dies Exemplar ist mir so lieb, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte! Ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. Ich wünschte, jeder läs' es allein für sich. — Nun werdet ihr die dunklen Stellen meiner Briefe verstehn. — Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Todten!"

„Euer Werther," schreibt ihm Kestner, „würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Begebenheit erinnert. Wie er aber da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbaut. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr beim Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, dabei nicht so prostituirt sein. . . Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht stark auf sie zu deuten, ist, sag ich — — doch nein! ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lottens Mann! Ihr nanntet ihn Euren Freund — und das elende Geschöpf von einem Albert!" — Erschrocken erwidert Goethe: „Es ist gethan, verzeiht mir, wenn Ihr könnt! — Ich schweige. Nur die frohe Ahnung muß ich Euch fürhalten, daß es das ewige Schicksal nur zugelassen hat, um uns fester aneinander zu knüpfen."

Seine Erwartung erfüllte sich, die Freunde grollten nicht lange. „O könnt ich," schreibt Goethe 21. Nov. an Kestner, „dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen! . . . O ihr Ungläubigen! würde ich ausrufen, o ihr Kleingläubigen! Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! . . . Ich wollt um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen. . . Werther muß, muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch und was ihr angeklebt heißt und trotz euch eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist du's', dem ich's danke. . . Gieb Lotten eine Hand ganz

warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werther, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird!"

„Er macht sich", schreibt Kestner 30. Nov. an Hennings, „aus der ganzen Welt nichts, darum kann er sich in die Stelle derer, die so nicht sein können noch dürfen, nicht setzen. — Sie glauben nicht, was es für ein Mensch ist! Aber wenn sein Feuer ein wenig ausgetobt hat, werden wir noch Freude an ihm erleben."

5.

Dämonische Beziehungen.

1774.

„Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst: — mußt mir meine Erde doch lassen stehn!" — Prometheus will das luftige Jenseits den Göttern überlassen, ihr Spiel darin zu treiben: wirkliches Leben ist ihm nur in dem Kreis, den seine Wirksamkeit umspannt. — So empfand auch sein Dichter, aber nicht immer: stets von Neuem richteten sich seine Blicke nach den Sternen, als wenn drüben wär' ein Herz, ihn zu verstehn. „Wir lernen das Ueberirdische schätzen, wir sehnen uns nach Offenbarung." Freilich bietet das erscheinende Christenthum wenig Erfreuliches: im Fragment vom ewigen Juden verhöhnt Goethe gleichmäßig Katholiken und Protestanten, Orthodoxe und Pietisten, mystische Sectirer und Vernunftgläubige. Seine Stimmung gegen das Christenthum schillert wie bei Herder, je nachdem eine unmittelbare Erfahrung oder eine kirchenhistorische Studie ihm die eine oder die andre Seite zeigt. Das letzte Resultat bleibt doch, daß in keiner Kirche, in keiner Gemeinde das echte Christenthum rein erscheint; in sein Inneres muß der geniale Mensch herabsteigen, es zu finden.

Wie in den Gestalten der griechischen Götter, die Goethe damals zu bilden versuchte, erkennt man auch in dem Sohn Gottes, wie er ihm zu Zeiten aufging, Spuren der Titanen. In eben jenem Fragment vom „ewigen Juden" läßt er den Weltheiland zum zweiten Mal auf die

Erde kommen. „Wie man zu einem Mädchen fliegt, das lang an unserm Blute sog, und endlich treulos uns betrog: ich fühl' in vollem Himmelsflug der irdischen Atmosphäre Zug; fühl', wie das reinste Glück der Welt schon eine Ahnung von Weh enthält. . . O Welt! voll wunderbarer Wirrung, du Kettenring von Wonn' und Wehe! die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war, im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe! die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest, daraus du dich nach meinem Tage drangst; die schlangenknotige Begier, in der du bebtest, von ihr dich zu befreien strebtest, und dann befreit, dich wieder neu umschlangst; das rief mich her aus meinem Sternensaal, es läßt mich nicht in Gottes Armen ruhn." —

Neben Homer und Shakespeare gehörte die Bibel zu Goethe's Leitsternen, und der Künstler in der Mitte seiner Antiken, der Deutsche Dichter in der Rüstkammer des Mittelalters wurde nicht selten durch christliche Erinnerungen und Velleitäten heimgesucht: zu allen Dreien hatte ihm Herder die Anregung gegeben.

„Weh uns", schreibt Goethe Febr. 1773 unter der Maske eines Landgeistlichen, „daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen! Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geists schmälern? bestimmen die Zeit, wann er aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und eueren schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reich Gottes zu zeugen? — Verflucht sei, wer einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist! . . . Ich danke Gott für nichts mehr als für die Gewißheit meines Glaubens! Denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde."

Es war eine Maske: Goethe wollte Toleranz predigen für alle, die erfahren zu haben glaubten; er selbst hatte nicht erfahren. Aber fremd waren ihm solche Stimmungen nicht, er hatte Fräulein v. Klettenberg und Jung mit Theilnahme beobachtet. „Der ich unsrer heil'gen Bücher herrlich Bild an mich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildniß drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hind'rung, Raubens, mit dem heitern Bild des Glaubens." Er hatte die Botschaft gehört, die Gesänge der Engel klangen ihm in's Ohr. Gegen den seichten Bilderstürmer Bahrdt nimmt er sich sogar des Teufels als einer echt morgenländischen Vorstellung an. „Hätte sich der Verfasser den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Mo-

numente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht genähert, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts aufgelöst haben. . . Mit ekelhafter Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will."

Diese Ideen hatte Goethe hauptsächlich aus Herder geschöpft, der ihn auch auf Lavater aufmerksam machte. Goethe hatte den kometenhaften Lauf des Mannes mit einem gemischten Gefühl verfolgt; Nov. 1772 hatte er seine „Aussichten in die Ewigkeit" in der Frankfurter Zeitung besprochen; Lavater hatte Herder für den Kritiker gehalten, bis er den wahren Namen erfuhr. „Es war immer so, daß der nach Ewigkeit Durstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaum hier angenehm waren. Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische. . . Der brave Recke überschaut in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte denkende Theolog hofft auf eine Akademie, auf unendliche Experimente, sein Wissen zu vermehren. Lavater eröffnet Aussichten nur für Denkende und Gelehrte. Statt ausgegossner Ahnungen und Empfindungen von Freund zu Freund finden wir nichts als Raisonnement. Viel Wohlgedachtes, doch quillt nichts aus der Seele, es ist alles in die Seele hineingedacht." D. h. also, Lavater hat nicht genug erfahren. Das wußte dieser am besten. Er erkundigte sich mit großer Neugier nach Goethe, und kam bald in einige Verbindung mit ihm.

„Goethe", schreibt er 9. Nov. 1773 an Herder, „hat mir seinen Götz geschickt; es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie. Dennoch ahnt mir, jene feste grade Brudereinfalt, jene stille Menschlichkeit dürft' ich vielleicht nicht in Proportion zu seinem Denken und Empfinden bei ihm antreffen."

30. Dec.: „Goethe nennt mich Bruder! — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen!" — Den „Unvergleichbaren" nennt er ihn 6. April 1774, den „furchtbar Erhabenen!" — „Aber nun", schreibt er ihm, „lieber Bruder! was hast du gegen den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürfte?" —

„Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der nicht erfahren hat!" schreibt Goethe 26. April 1774 an einen Jünger Lavater's. „Und von all dem ist grade das Gegentheil in meinem Herzen. Bin ich nicht resignirter im Begreifen als ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren, als ihr? Ich bin ein Mensch und kann nicht anders sentiren als andre Menschen. Alles was uns Widerspruch scheint, ist nur Wortstreit, der daraus entsteht, weil ich die Sache unter andern Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausend oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals — Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Macchiavell! — darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst du herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

„Ob Ihre Buben", schreibt er an eine Freundin, „an Christ glauben, an Götz oder Hamlet, das ist eins: nur an etwas laßt sie glauben! Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber."

Am treusten hielt seine mütterliche Freundin, Fräulein v. Klettenberg, zu ihm, die schöne Seele, die, selber streng gläubig, mit tiefer Herzensgüte jeden Aufrichtigen ertrug. Goethe schickte eine Zeichnung derselben an Lavater: „Sieh in diesem Zauberspiegel einen Traum, wie lieb und gut unter ihres Gottes Flügel unsre Freundin leidend ruht!" . . „Sie wird dir, wenn du kommst, mehr sein als ich."

Lavater, dem Zimmermann eine Badereise nach Ems angeordnet, hatte seinen Besuch angesagt. „O wie innig", schreibt er 14. Mai, „freue ich mich der heitern, gefühlvollen schwesterlichen Seele!"

„Er! der weiter keinen Namen braucht", schreibt ihm Fräulein v. Klettenberg 20. Mai, „hat mich einst in einer seligen Stunde versichert, daß Er mir immer viel mehr geben wollte als ich vermuthen könnte. Sein größtes Geschenk wird die namenlose Freude sein, aus meines Bruders Lavater Mund die Erklärung zu hören: nicht weil du es sagst, sondern weil ich es erfahre, glaube ich, daß Gott in Christus ist. Er wandelt mit Lavater und mit Goethe. Noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen. Aber eine Empfindung,

die alle Empfindungen übertrifft, so lebhaft diese beide sonst fühlen können, macht, daß sie sich von dem Unbekannten nicht trennen mögen; ruft Ihn sehnlich herbei, auch in Abwege, die eben nicht die schönsten sind: er ist nicht zu zärtlich, auch durch die Hecken zu brechen!" — Es war kurze Zeit vor ihrem Tode geschrieben; sie starb 16. Dec. 1774.

„Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: ich glaub' Ihn?" — Wer, der empfindet, darf sagen: ich glaub' ihn nicht? „Nam' ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!" — Aber Lavater war es grade an dem Namen gelegen.

20. Juni 1774 war Lavater bei Goethe in Frankfurt. — „Bischt's?" — „Bin's!"

„Ich habe wieder gelernt", schreibt Goethe, „daß man über Niemand reden soll, den man nicht gesehn hat. Wie ganz anders wird doch alles! In seinem Element ist er unermüdet thätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Er hat weniger Einbildungskraft als ich mir vorstellte."

„Kein Mensch", schreibt Merck an Nicolai, „mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein als ich. Allein wenige habe ich gesehn, die auf mich so einen erbaulichen Eindruck gemacht hätten wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein wandernder Methodisten-Prediger, von der ganzen Menge begafft und gefolgt, und zur Vollendung des Gemäldes fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, worauf er gestanden hätte. Er ließ sich willig kreuzigen von Großen und Kleinen, und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsch aus dem Munde eines alten Hoffräuleins, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen jungen Dorfpfarrers sein. So neu der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Facta eines Charakters zu begreifen, und zu finden, daß alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger, unter Freunden munter, witzig und genießt des Lebens gern; nur als ein Mensch, der sich soviel eigne Gesichte macht, oft Träumer und abwesend in der Gesellschaft."

Lavater brachte einen Maler mit, um Physiognomien aufzunehmen, auch den bereits ausgearbeiteten Band der „Physiognomik", den Goethe herauszugeben übernahm. Acht Tage hielt er sich in Frankfurt auf, dann folgte ihm Goethe nach Ems. Gleich darauf erschien ein zweiter Prophet.

Basedow (51 J.) gab eben den ersten Theil seines „Elementar-

werks" heraus, welches der Erziehung eine ganz neue realistische Basis geben sollte; durch sein unermüdliches Predigen, zum Theil durch seine Aufschneidereien, hatte er alle möglichen Fürsten, auch die russische Kaiserin, zu Beiträgen bestimmt; er folgte dem Ruf des Fürsten von Dessau, dort ein „Philanthropin" zu begründen, in welchem Rousseau's und Pestalozzi's Methode die Feuerprobe bestehn sollte.

Goethe belustigte sich sehr über seine cynische Art, sein beständiges Tabakrauchen und Trinken, seine Fertigkeit im Disputiren und seinen Abscheu gegen die Dreieinigkeit. Er vereinigte bald darauf die beiden neuen Freunde zu einer „Geniereise"; Lavater, anfangs verwundert, erklärte Basedow bald für den gewaltigsten Verstandesmenschen, die ehrlichste Seele, nur vermißte er die wohlthuende Wärme.

„Und wie nach Emmaus weiter ging's mit Geist und Feuerschritten! Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." — das „Weltkind" hatte eben den „Werther" vollendet!

Was „Dichtung und Wahrheit" über Goethe's „Geniereise" berichtet, liest sich sehr angenehm, ist auch nicht unrichtig, denn er konnte wirklich auch die „lustige Person" vorstellen, die den Propheten mit behaglichem Spott zusah, den „dämonischen Menschen", die ihm doch wieder unheimlich waren. Von diesen stattete Lavater ihm auf der Reise Bericht ab: die Vorstellungen, die Goethe bisher aus Büchern geschöpft, wurden ihm nun lebendige Gegenwart. Gleichwohl giebt „Dichtung und Wahrheit" ein schiefes Bild: denn derselbe Jüngling, der sich hier als leichtfüßig, als „Specht" schildert, wie Herder ihn nannte, erlangte erst auf dieser Reise das Gefühl, daß er selber zu den dämonischen Menschen gehöre, und von den Andern so aufgefaßt werde. Er wuchs mehr und mehr in die Gestalt des Faust hinein.

„Du würdest Goethe vergöttern", schreibt Lavater an Zimmermann, „er ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch! . . Er wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten; er könnte König sein! . . Sein Werther wird dich entzücken und in Thränen schmelzen; er ist mir Bürge, daß, obgleich Goethe noch wild ist, seine Seele dennoch einen Grund hat." Auch der Straßburger Freund Jung-Stilling fand sich auf dieser Reise mit Goethe zusammen.

Mit ungestümer Erwartung, trotz der bisherigen Abneigung, sah Fr. H. Jacobi dem Zusammentreffen entgegen, auf das ihn seine Gattin und Schwester vorbereitet. Bei Wieland fand er niemals das volle Verständniß, das er begehrte, das Verständniß seiner besondern Natur, da er auf die Fortbildung derselben zur allgemeinen verzichtet hatte.

Vergebens hatte man versucht, seinen Geist in Fesseln zu schmieden, seine Seele zu verbiegen. „Nun horche ich der einzigen Stimme meines eignen Herzens: diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehn, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen, Tugend."

Gleich Herder hegte Goethe eine entschiedne Abneigung gegen die weichliche Richtung der Jacobi, und hatte darüber nicht geschwiegen. Umsonst hatten sich Aug. 1773 Sophie Laroche, Tante Johanna Fahlmer, Fr. Heinr. Jacobi's Gattin und Schwestern bei einem Aufenthalt in Frankfurt bemüht, Goethe, dem sie durch seine Schwester Cornelie näher traten, umzustimmen: „ich bin allen Erklärungen ausgewichen, ich brauche ihre Freundschaft nicht!" — Die Jacobi gaben in Düsseldorf eine Zeitschrift „Iris" für Frauenzimmer heraus.

Noch 28. Mai hatte Goethe eine Satire gegen sie an Klopstock geschickt: „das Böseste, was ich in der Art gemacht! es wird wohl nie gedruckt werden." In denselben Tagen hatte Jacobi seinen Freund Wieland, der sich eben gut mit Goethe zu stellen versuchte, vor dem verwegenen Menschen gewarnt, dessen übermüthige Launen nicht zu berechnen seien. Aber Jacobi selbst rechnete im Stillen viel auf den persönlichen Eindruck. Der erste Augenblick des Zusammenseins — 21. Juli — löste alles, was Goethe von Jacobi getrennt hatte. „Sie triumphiren, Betty!" schreibt Goethe an Jacobi's Gattin. „Ihr Fritz mein Fritz! Und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne!"

„Goethe war bei uns", schreibt Heinse, den die Jacobi aus Halberstadt nach Düsseldorf entführt hatten, „ein schöner Junge, vom Wirbel bis zur Zeh Genie und Kraft und Stärke; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln! da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort."

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb ihm Jacobi einen Liebesbrief. „Du hast gefühlt", antwortet ihm Goethe, „daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein! Es ist herrlich, daß Jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfangen, als er giebt."

„Goethe", schreibt Jacobi an Sophie, „ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten kann. Was wir uns einander sein sollten, war im Nu entschieden. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen und Empfindungen, den einsam verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben."

„Je mehr ich's überdenke", schreibt er an Wieland, „je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehn noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grad lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt." „Auf meinen Knieen, liebster Bruder!" antwortet Wieland, „möcht' ich Sie bitten, so lange im Don Quixote zu lesen, bis Sie sich diesen gigantischen Stil abgewöhnt haben!" Er ahnte nicht, daß er selber sehr bald diesen Stil noch überbieten würde!

Unmittelbar nach der Vollendung des „Werther" arbeitete Goethe in kürzester Frist ein Theaterstück aus, den „Clavigo", den er 24. Mai 1774 fertig seinen Freunden vorlas. Es ward rasch hingeworfen, die Anregung hatte das Memorial gegeben, welches Beaumarchais nach dem Abschluß seines Prozesses gegen den spanischen Archivar Clavigo in Paris 16. Febr. 1774, veröffentlichte. Beaumarchais behauptete, seinen Gegner gestürzt zu haben; der wirkliche Clavigo lebte in Amt und Würden noch viele Jahre weiter. Goethe's Stück wurde 21. Aug. verschickt, es fand bei Jacobi und Heinse lebhaften Beifall, aber die „Kraftmenschen", z. B. Schubart, wollten nicht viel davon wissen: sie fanden das Stück viel zu regelrecht! Selbst Merck sagte: „so einen Quark darfst du nicht mehr machen, das können die andern auch!" Der Tadel klang schmeichelhaft, aber Goethe hatte Recht, sich gegen ihn aufzulehnen: vom theatralischen Standpunkt, der doch nicht zu verachten ist, verdient das Stück volle Anerkennung. Schröder in Hamburg führte es sofort auf: er gab den Carlos.

Das Stück ist unter dem ausgesprochenen Einfluß der „Emilia Galotti" geschrieben: in der ganzen Art, die Handlung zu führen, erkennt man Lessing heraus, während man an den „Götz" garnicht erinnert wird. Das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Marinelli ist, vertieft und verinnerlicht, wieder aufgenommen: aus dem Prinzen ist der litterarische Streber, aus dem intriganten Kammerherrn der wohlmeinende, aber ebenfalls intrigante Freund geworden. Die Banditen sind durch die Rabulistereien des spanischen Rechtsverfahrens ersetzt, Odoardo ist in dem jungen Beaumarchais zu einem leidenschaftlichen Ausdruck gekommen. Vor allem: es ist wie in der „Emilia" die Form des Intriguenstücks auf das Trauerspiel übertragen.

Goethe hatte Beaumarchais' Memoire zu Grunde gelegt, und lange Scenen wörtlich beibehalten: „ich fordere das kritische Messer auf, die blos übersetzten Stellen vom Ganzen abzutrennen, ohne die Structur des Stücks zu zerfleischen!"

Die Geschichte des Clavigo ist nur der Rahmen, in den der Dichter seine eigne Existenz einwebt; zum zweitenmal grübelt er darüber, was aus seinem Verhältniß zu Friederike hätte werden können.

Goethe hatte im „Werther" nur die eine Seite seiner Natur gestaltet; die andre, die sich im „Werther" nur leise andeutet, die im Weißlingen zum Ausdruck gekommen war, verlangte gleichfalls eine Darstellung, und zwar in der Rundung einer Hauptfigur: die innere Berechtigung der Untreue. Bei Klopstock wie bei den Anakreonten zeigte die Liebe immer ungefähr das gleiche Gesicht: dort wurde unaufhörlich geschwärmt und geweint, hier unaufhörlich geküßt und gelacht. Allmälig kam man dahinter, daß die Liebe eine Mannigfaltigkeit der Phänomene bietet. Der Dichter der Liebe bedarf einer Fülle der Erfahrungen; dazu gehört aber Wechsel der Gegenstände. Auch die Liebe verlangt Uebung, sie ist als lebendig in jedem Wesen anders und neu. Nur der wird die Liebe wahrhaftig besingen, der viel erfahren hat, und die Frauen wird nur der reizen, der selbst jeden Reiz lebhaft empfindet; nur der Verführbare wird sie verführen. So etwas hatte schon Lessing angedeutet, erst schüchtern im Mellefont, dann derber im Prinzen von Guastalla: aber ihm fehlte die rechte Farbe, die Goethe zu Gebot stand. Der Clavigo enthält ein sprechendes Selbstportrait.

„Es ist was Bezauberndes in seinem Anblick, im Ton seiner Stimme!" sagt Mariens Schwester, als Clavigo reuig zurückkehrt. „Er ist noch der Alte, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft; noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängstlich marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird. Von dir spricht er wie in jenen Tagen der feurigsten Leidenschaft; es ist, als wenn dein guter Geist diesen Zwischenraum von Untreue und Entfernung selbst veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntschaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben."

Marie selbst: „es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er muß mit diesem reinen Gefühl seiner selbst, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. Und er sollte der Meinige werden? — Nein Schwester, ich war seiner nicht werth!"

Clavigo: „Ich begreife den Menschen nicht! Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, daß es ewig so sein sollte — und nun — Verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — — Daß man so veränderlich ist! . . Als ich sie wieder sah: im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! da der vorüber war — Mitleid, innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — Sieh! es war als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte munter zu sein, wieder vor den Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben."

Was nun folgt, der Schurkenstreich, hat freilich mit Goethe's Leben nichts zu thun.

In Marie Beaumarchais steckt viel von Friederike, nicht zum Vortheil des Stücks. Daß Marie mit an einer physischen Krankheit stirbt, vermindert das tragische Mitleid, ja es vermindert gewissermaßen die Schuld des Helden, weil es störende Nebengedanken hervorruft: „wie kann man ein schwindsüchtiges Mädchen heirathen!" sagt Carlos; „dadurch versündigt man sich ja an seiner eignen Nachkommenschaft!"

Goethe mochte keinen absoluten Bösewicht zeichnen, auch seinem Carlos, seinem Mephistopheles lieh er einige Züge seiner eignen Denkart. Er hat den Causalnexus ihrer Gedanken und Empfindungen verständlich gemacht, und damit bis zu einem gewissen Grad ihre Paradoxie (das Böse ist für die Betrachtung immer paradox!) aufgehoben. Für die äußere Erscheinung dieses Charakters mußte ihm Merck Modell sitzen. Dieser war Goethe in allen praktischen Angelegenheiten von Wichtigkeit der Rathgeber gewesen; ihm hatte der Dichter abgelernt, was er dem Carlos gegen seinen höher strebenden Freund in den Mund legt.

„Man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man die Hälfte seiner Wanderung noch nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!"

„Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Was ist Größe? Wenn dein Herz nicht größer

ist als Andrer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch . . Es ist nichts erbärmlicher als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen . . . Auf, entschließe dich! . . Entweder handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, Alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung . . . Oder sieh auf die Größe, die dich erwartet . . Aber auch da sei ein ganzer Kerl, und mach deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehn. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehn; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehn, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt zu haben." —

Darin ist ohne Zweifel Logik. „Sei ruhig! sie ist nicht das erste verlassene Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat!" So wird über kurz oder lang jeder überquellende Gefühlsmensch sich beruhigen, wenn er auch zuerst den Mephistopheles, der es ihm hart ins Gesicht sagt, ein abscheuliches Unthier nennt. Der überstarke Lebensdrang provocirt leicht solche Rather und Helfer, wie den verruchten Marinelli oder den wohlmeinenden Carlos.

Es geht bei Clavigo's Verrath alles natürlich zu, aber Goethe fiel es nicht ein, damit seine Schuld zu beschönigen. Clavigo selbst bekennt sie, als er unter dem Schwert des Rächers fällt; er spricht Reue aus; und die Wuth, die der Dichter jenem Rächer leiht, versinnlicht zum Theil seine eigne Stimmung. „Ich schnaube nach seiner Spur!" ruft Beaumarchais, als er Clavigo's Verrath erfährt, „meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blut. Bin ich ein rasendes Thier geworden? Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! Ich würde den ewig hassen, der ihn mir jetzt mit Gift vergäbe! O hätt' ich ihn drüben über dem Meer! Fangen wollt' ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesicht braten und mir's schmecken lassen,

und euch auftischen, Weiber!" — diese Stelle (Mai 1774) klingt noch toller als der Wuthschrei des empörten Bauern in der ersten Version des „Götz"; Goethe hat sie später gestrichen, sie gab aber den Ton an für die jüngern Dichter von „Sturm und Drang".

Goethe selbst war empört über den Verrath seines Helden, er mußte sich Luft machen. Aber damit war ihm die Frage: welcher böse Geist hat diese an sich nicht unedle Natur besessen? noch nicht endgültig gelöst; es blieb ihm ein Problem, dem er in einem größern Werk näher zu kommen strebte. So leitet die Fabel des „Clavigo" zur Fabel des „Faust" über.

Gleichsam als Abgeordneter des „Bundes" kam 15. Oct. 1774 Boie zu Goethe, der ihm verschiedene Fragmente vorlas, nach Boie's Urtheil sämmtlich „mit dem Stempel des Genies geprägt". Unter diesen Fragmenten war auch der „Faust". „Er ist fast fertig", schreibt Boie, „und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von allen." Dieser Brief, in welchem zum erstenmal eine Niederschrift des Faust erwähnt wird, ist wichtig für die Bestimmung der Zeit, in welcher das Stück geschrieben wurde; zu vergleichen ist damit, was Goethe selbst vierzehn Jahre später berichtete, als er das Gedicht nach langer Unterbrechung wieder aufnahm. — „Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben. Nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen, die Bogen waren nie geheftet, so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß."

Es ist noch das erste Manuscript, in den Hauptpunkten gleich ohne Concept hingeschrieben. — „Faust", erzählt er Eckermann 1829, „entstand mit meinem Werther. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht bestehn konnte."

Das Zeugniß ist vollgültig, es wird durch den Eindruck der Dichtung bestätigt. Darin liegt gerade das Ueberwältigende: Ausdruck, Tonfall, Stimmlage decken sich so vollständig mit dem Gedanken und der Empfindung, daß man sich überzeugt, so und nicht anders mußte es gesagt werden! — Die erste Version des Faust, abgesehn von einigen Zusätzen des nächsten Jahres, ist in einem Zug geschrieben. Aber wann?

Schon in Straßburg hatte sich Goethe eifrig mit dem Puppenspiel beschäftigt und den Gedanken in sich getragen, es poetisch zu bearbeiten. Er hatte in Wetzlar gegen Gotter davon gesprochen, der ihm 1773 schreibt: „schick mir auch den Doctor Faust, sobald dein Kopf ihn ausgebraust!" d. h. sobald deine Ideen Gestalt gewonnen haben. Seitdem aber kein Wort davon; weder gegen Schönborn Oct. 1773 noch in dem Bericht an denselben, Juni 1774, wo alles bis ins Kleinste aufgezählt wird, womit der Dichter sich beschäftigt. Daß er ein Stück wie den Faust vergessen haben sollte, ist undenkbar. Auf der Geniereise, von der er 13. Aug. zurückkam, viel von Werther geredet, kein Wort von Faust. — Der Schluß liegt nahe, daß der Faust, abgesehn von den nachträglich eingeschobenen Stellen, im August und September 1774 geschrieben wurde. Es lag in Goethe's Art: längere Zeit trug er Holz zusammen und erwartete den zündenden Funken; dann aber flammte plötzlich und in gewaltiger Gluth der Scheiterhaufen auf. So hatte er es auch mit dem „Werther" gemacht.

In dem Deutschen Volksbuch von 1587, das Marlowe's Drama zu Grunde liegt, wie dieses dem deutschen Puppenspiel, schließt Faust einen Contract mit dem Teufel, der sich verpflichtet, für eine bestimmte Zeit alle seine Wünsche zu erfüllen, wofür ihm Jener seine ewige Seligkeit verschreibt. In Folge dessen wiederholt hervortretende fruchtlose Reue, bis er endlich wirklich vom Teufel geholt wird. Also ein Motiv aus den Hexenprocessen, nur daß hier als Unterhaltungsstoff verwerthet wird, was im Leben schaudervolle Wirklichkeit war; wenn Faust den vornehmen Herrn seine Kunststücke producirt, fällt ihnen garnicht der Scheiterhaufen ein, sie schätzen ihn als geschickten Tausendkünstler. Das scheint auch das letzte Ziel seines Ehrgeizes; er hat zuweilen, wie z. B. bei Marlowe, weitere Einfälle, er möchte Kaiser von Europa werden, aber das dauert nicht lange. Seine Wunder haben meist etwas Burleskes und Schadenfrohes, er will die Leute, wo nicht schädigen, doch wenigstens necken. Er will so viel als möglich genießen, Wein, Weiber u. s. w. Aber er hat noch ein andres Motiv: getrieben von einer unbezwinglichen Wißbegier, der das wissenschaftliche Studium lange nicht Genüge leistet, wünscht er, alle Merkwürdigkeiten auf Erden, im Himmel und in der Hölle zu sehn, auf einem Zaubermantel, auf einem Drachen oder wie sonst, jedenfalls auf abgekürztem Wege, und der Teufel soll ihm über alle Geheimnisse der Schöpfung gründlich Auskunft geben. — Die letzten Stündlein, die so rasch vergehn, sind vom deutschen Puppenspiel mit echt dramatischer Kraft dargestellt; diese

glücklichen dramatischen Motive waren wohl das Erste, was Goethe anzog.

Das Thema war durch Lessing wieder in Aufnahme gekommen; sein Stück war nicht ausgeschrieben, aber man hatte viel darüber gesprochen, und die eine Scene, die Beschwörung der Teufel, war veröffentlicht. Der einzige Teufel, dessen Schnelligkeit Faust genügt, ist derjenige, der so schnell ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen; das spricht zugleich eine schmerzliche Erfahrung Faust's aus. Der Teufel will Faust bei seinem Wissensdurst fassen und ihn dadurch verführen: grade das edelste Streben der Menschheit bietet ihm Handhaben. Solche Empfindungen treten in Zeiten der Unruhe und Unsicherheit des Glaubens am lebhaftesten hervor. Das Verlangen, die freie Individualität, allenfalls im Widerspruch gegen Sitte und Weltgesetz, sich voll ausleben zu lassen, trifft recht den Kern der modernen Existenz; voll ausleben, allenfalls auf die Gefahr der völligen Vernichtung, der ewigen Verdammniß!

In diesem Kampf des Individualismus gegen die Ueberlieferung hat das Zeitalter des historischen Faust einige Verwandtschaft mit dem des Goethischen. Hier wie dort regte das alte Heidenthum sich wieder, vergessene Götterbilder drängten sich zur Oberwelt. Die Renaissance kämpfte gegen die Scholastik, welche die Welt, um sie zu begreifen, in farblose Begriffe auflöste, gegen die Kirche, die mit ihren Geboten das Leben einengte. Als fahrende Scholasten disputirten die Neuerer gegen alle vier Facultäten. Aber im Faustbuch war der große Sinn mit wüstem Aberglauben und abgeschmackten Späßen verquickt, die selbst Marlowe in seinem Veredlungsversuch nicht völlig beseitigt hatte. In allen Sagen grinste das greuliche Gesicht der Hexenprocesse. Von diesem Wust konnte Goethe nichts brauchen als einiges Costüm. „Ich bin", schreibt er später an Lavater, „geneigter als Jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eignes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen; alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Excremente durch eine feine Gährung abgesondert, und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde": d. h. der historische Aberglaube sollte in's allgemein Dichterische transponirt werden.

Was wir von dem ersten Entwurf des Faust übrig haben, zeigt augenscheinlich, daß es dem Dichter nicht einfiel, ein in den Motiven wie in den Uebergängen zusammenhängendes, für die Bühne berechnetes Drama zu schreiben, etwa wie den „Clavigo": er wollte, wie im „Pro-

metheus", eine Reihe von Empfindungen und Gedanken aussprechen, zu welchen die dialogische Form nur der Behelf sein sollte; auch die Figuren waren nicht immer ihrer selbst willen da, sondern nur als Träger jener Gedanken und Empfindungen, und wenn es sich grade schickte, wechselten sie wohl die Rollen: auf die einzelnen kühnen Gedankenblitze kommt es dem Dichter an, nicht auf die Consistenz der Personen, nicht einmal auf die Consistenz der Handlung oder der geschilderten Zustände.

Ohne Zweifel begann Goethe seine Arbeit mit dem ersten Monolog, der ihm im Puppenspiel wie bei Marlowe, auch in einem Stich von Rembrandt vorlag; er dichtete ihn im Ton des Hans Sachs, der ihm seit 1773 geläufig war, ging aber bei jeder erhöhten Stimmung in ein gewählteres lyrisches Maaß über. In diesem Monolog deutet sich die Tendenz des Ganzen an, wie es Goethe damals vorschwebte.

Den Faust wie den Götz im Licht des 16. Jahrhunderts historisch zu behandeln, lag dem Dichter fern; er suchte ihn aus seinem eignen Innern heraus zu verstehn; er schnitt den Pelz des alten Schwarzkünstlers nach seiner eignen Statur zu.

Faust will alles Wissenswürdige im Himmel und auf Erden schauen. Er will alles Schöne der Welt genießen. So etwas schwebte auch Goethe vor. Aber nicht minder war ihm die Ahnung verständlich, daß er nie Befriedigung finden werde, da alles Lebendige vergänglich, alles Wirkliche nur Erscheinung ist; das Gefühl ist grade für tiefere Menschen der Wermuthstropfen im Freudenkelch des Lebens.

Neben diesem Unmuth aber quoll in der Seele des feurigen Jünglings ein Born unerschöpflicher Lustigkeit; auf Stunden schmerzlichster Entbehrung folgte übermüthiger Jubel. Die Darstellung dieser Doppelnatur, die Goethe mit einer gewissen Scheu in sich fühlte, die im „Prometheus" und „Satyros" noch getrennt erscheint, ist das eigentlich Charakteristische in der ersten Version des Faust.

Auch in den Einzelheiten wiesen die Worte des Monologs vielfach auf des Dichters eigne Erlebnisse hin. Auch Goethe hatte Jura, Medicin (in Straßburg), Philosophie, und leider auch etwas Theologie studirt; er hieß nun Doctor, wenn auch nicht ganz mit Fug, und meinte doch nichts Rechtes zu wissen. Gegen den Facultätsgelehrten Wagner spricht er gründliche Verachtung aus; seine Anmaßung, von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts aus den Geist der Geschichte zu verstehn, geißelt er ebenso schonungslos wie vor ihm Herder; Mephistopheles wiederholt gegen den Schüler dasselbe, nur in einer andern Tonlage. Das bloße Lernen fördert den Genius nicht; was er nicht selbst erlebt,

neu erfunden, erfahren, in den Kreis seiner Empfindungen aufgenommen, ist ihm leer. Die Facultätswissenschaft zeigt ihm nur auseinander genommene Knochen und Fasern, nie pulsirendes Leben. Er will die Wahrheit nicht blos betasten, es lüstet ihn, sie anzuschauen. Das Wesen soll ihm als Erscheinung, das Göttliche als Bild vor die Seele treten. So hatte er sich, halb im Scherz, in Straßburg als zweiter Faust der Magie ergeben: „ob mir durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß werde kund!" Er hatte das vor Herder sorgfältig verheimlicht.

Nun war Herder selbst unter die Magier gegangen; die „Aelteste Urkunde" machte auf Goethe einen gewaltigen Eindruck. „Es ist", schreibt er Juni 1774 an Schönborn, „ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt! eine Riesengestalt. Herder ist in die Tiefe seiner Empfindung herabgestiegen, hat darin all die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lästerbrut der neuen Geister mit Feuer und Schwefel und Flutsturm ausgetilgt." Herder verhieß dem Adepten den „Unterricht in der Morgenröthe", und Faust ruft froh: „jetzt erst versteh' ich, was der Weise spricht! Die Geisterwelt ist nicht verschlossen! Dein Sinn" (d. h. des aufgeklärten Zeitalters Sinn) „ist zu, dein Herz ist todt! Auf, bade, Schüler! unverdrossen die irdische Brust im Morgenroth!"

Jetzt erst versteht Goethe, was er in Straßburg in dem Nostradamus und andern Zauberbüchern gefunden; er vernimmt die Stimme eines Hierophanten, der durch die Macht seines Geistes vorausnimmt, was die nüchternen Wagner sich mühsam ertasten.

Mit dem neu gewonnenen Schlüssel in der Hand klopft Faust verwegen an die Pforten des Geisterreichs, aus den alten Zauberbüchern weht eine reiche Ideenwelt ihn an. Er ruft die Geister, die ihn umschweben. Es sind keine dramatisch wirksame Wesen, die in den Zusammenhang der Handlung eingreifen sollen; Faust verlangt von ihnen keine Dienste, es handelt sich nicht um die Kunst, wunderbare Wirkungen durch übernatürliche Mittel hervorzubringen, sondern um die Kunst, Geheimnisse der Geisterwelt zu enthüllen, die der gemeinen Bildung verschlossen bleiben: der Magier will das Wesen der Dinge als Erscheinung sehen, er will den Schleier heben, der ihm das Wahre verdeckt. Er will tiefer, als durch die Schul-Philosophie, das bleibende Gesetz des Lebens der Natur und der Geschichte, durchblicken.

Zunächst schlägt Faust das Zeichen des Makrokosmos auf, des eigentlichen Kosmos, wie ihn Spinoza gesehn. Da äußert sich das Leben Gottes im Universum nach ewigen Gesetzen, „wo alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt!" Er sieht mit geheimnißvollem Trieb die Kräfte der Natur sich enthüllen. „Welch Schauspiel! — Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" Ihre Brüste quellen und der Mensch schmachtet vergebens: in Spinoza's Welt ist für freie Seelen so wenig Platz als für Dämonen, Magier und Titanen. Noch ist der feurige Jüngling nicht so resignirt, auf die Gegenliebe des Universums zu verzichten, er sieht die Natur noch mit den Augen Werther's an, als das ewig verschlingende Ungeheuer, gegen dessen Uebermacht das Individuum sich vergebens wehrt.

Er wendet sich zu dem Zeichen des Erdgeistes, in welchem das Göttliche sich in hohen geschichtlichen Symbolen offenbart, wie sie Herder in seinen mystischen Schriften ahnungsvoll verkündet. Da spricht Gott im menschlichen Geist, er äußert sich in „Lebensfluten, im Thatensturm", d. h. in der Geschichte. Der Erdgeist „schafft am sausenden Webstuhl der Zeit, und wirkt der Gottheit lebendiges Kleid", d. h. die Verkleidungen, die Metamorphosen der Gottheit, die wechselnden Götterbilder, die über die Erde wandeln. Mit Begeisterung ruft Faust ihn herbei: „schon fühl' ich Muth, mich durch die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen!" Aber wie der Geist wirklich erscheint, bricht Faust vor dem schrecklichen Gesicht entsetzt zusammen. In der That, wenn einem dichterischen phantasievollen Gemüth die Geschichte als Ganzes im Bild erscheint: überall Mord, Blut und Vernichtung; das Herrliche in Trümmern, die Götterbilder zerschlagen, das Gemeine wuchernd über dem vergessenen Grab der Edeln, so ist das Grauen wohl natürlich: „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!"

Faust hat durch Magie die Weltmacht geschaut, in der Natur, in der Geschichte; aber in beiden verhüllt sich ihm das Göttliche.

Durch einzelne Stellen der spätern Version ist man zu einer falschen Auffassung des Erdgeistes verführt worden: er scheint später wiedergekommen zu sein, Faust zur rechten Erkenntniß der Natur angeleitet, und ihm den Mephistopheles geschickt zu haben. Solche Fäden zeigen sich wirklich an, aber der Dichter hat sie fallen lassen, und sie stimmen auch nicht zu der ersten Erscheinung des Geistes. Die Spinozistische Befriedigung an der in ihrem Zusammenhang erkannten Natur lag dem Magier, der im Bild des Makrokosmus sein Ich mit seinem ganzen Herzensantheil vermißte, noch fern; und der erscheinende Erdgeist ist eine intellectuelle

Anschauung, keineswegs eine agirende Person, am wenigsten ein Vollmachtgeber des Mephistopheles.

Indirect hat freilich der Erdgeist das Bündniß mit Mephistopheles gefördert, indem er sich dem Magier entzog und ihn auf einen Geist verwies, den er besser begreifen würde. Aber Jener würde auch ohne diese Weisung den Geist gefunden haben, der seinen höhern Empfindungen freilich widersprach, den er aber für seine Bedürfnisse nicht entbehren konnte.

Unbefriedigt von den intellectuellen Anschauungen greift Faust zu der andern Seite der Magie, zur wunderthätigen Kraft, um zu genießen oder wenigstens sich zu betäuben. Vom Erdgeist zurückgewiesen, ruft er den Mephistopheles.

Mephistopheles verachtet das Gefühl, weil ihm eine lange Erfahrung seine Vergänglichkeit gezeigt; insofern ist er mit seiner Logik und Ironie dem Idealisten überlegen, mit dem das Gefühl immer durchgeht. Gleichwohl ist der Idealist sich seines höhern Werths bewußt, Mephistopheles bleibt bei all seiner scheinbaren Ueberlegenheit der subalterne Kopf. Er hat sachlich meist Recht, er sieht die Dinge, wie sie wirklich sind, Faust muß seine Weltklugheit gelten lassen, aber er verachtet seinen Mangel an Lebens- und Liebeskraft.

Der Mephistopheles der Dichtung repräsentirt die Lebensauffassung des 18. Jahrhunderts, wie sie Goethe schon in Straßburg in der „Philosophie de la nature“ und in Helvetius nahe getreten war. Die Frommen der Zeit hatten wohl andre Bedürfnisse in ihm geweckt, aber seinen Verstand nicht überführt. Gründlicher hatte sie ihm Herder verleidet, aber doch nicht ganz: oft lösten bei ihm Ironie und kalte Ueberlegung das überschwängliche Gefühl ab. Goethe begriff wirklich den Geist des 18. Jahrhunderts, namentlich seit er ihm durch Merck in einer veredelten Form vorgetragen wurde, obgleich sein Gemüth und seine Leidenschaft sich dagegen empörte. Idealismus und Realismus gehn im „Faust“, wenn auch nicht als völlig gleich berechtigt, neben einander, nicht entgegengesetzt wie Gut und Böse.

Alle Typen der Faust-Dichtung fand Goethe in der eignen Seele vor, aber bei der Ausarbeitung zeichnete er gern nach Modellen, und für den Mephistopheles saß ihm Merck Modell, der es gar nicht übel nahm, im vertrauten Kreise „Mephistopheles“ genannt zu werden, weil er überschwänglichen Einfällen mit der Douche eines kalten Verstandes und eines kaustischen Witzes begegnete. „Der Geist, der stets verneint!“ Aber die Bitterkeit, mit welcher Merck das Leben betrachtete, war zum

Theil Resultat schwerer Kränkungen und Enttäuschungen, die ihm das Leben entgegengebracht hatte.

Als ihm Goethe zum ersten mal den „Werther" vorlas, blieb er so kalt, daß der Dichter nahe daran war, den Roman in's Feuer zu werfen. Merck klärte ihn später auf; er vertraute ihm an, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mann gerathen könne; er habe deswegen nichts gesehn und gehört. Die Sache hatte sich indessen, inwiefern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich in's Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bittrer als vorher. Das „Ungeheure" war die Untreue seiner Gattin, die, während Merck nach St. Petersburg reiste, zu ihren Verwandten nach der Schweiz gegangen war, und die er Juni 1774 nach Darmstadt abholte, nachdem er ihre Schuld erfahren hatte und schon daran war, den Scheidungsproceß einzuleiten; ein Theil des Publicums nahm aus Mitleid Partei für die Schuldige, die eine „schöne Seele" war, gegen den „Mephistopheles".

Merck als Rathgeber Goethe's hat ihn stets im besten Sinn zu leiten versucht. Die Rolle des Mephistopheles, den Faust zum Bösen zu verlocken, lag ihm fern: freilich kommt auch bei dem Teufel des Dramas wenig davon heraus: Faust geht in alle Irrwege auf eigne Hand und mit klarem Bewußtsein, der Verführer hat wenig zu thun.

Nach der alten Faustsage lag die Todsünde in dem Bund mit dem Teufel selbst, d. h. im Abfall von Gott. Damit kann sich die moderne Anschauung nicht zufrieden geben: sie will erfahren, inwiefern der Bund mit dem Teufel den Menschen schon auf Erden schlecht macht, und deshalb reif zur Verdammniß. Ein naheliegendes Motiv war das Leid, einem unschuldigen Geschöpf angethan. Hier wußte Goethe Bescheid. Die Reue über den Schmerz, den er Friederike bereitet, war damals seine tragische Muse: sich selber geißelte er im Weißlingen, im Clavigo, im Faust. Warum hatte er sie eigentlich verlassen? Ihn beunruhigte die dämonische Gewalt, die ihn forttrieb. Die Sage vom Faust gab hier einen Ton, der anschlug: wer sich dem Teufel ergab, durfte keine Ehe eingehn. Und doch dies Liebebedürfniß! „Der Flüchtling! der Unbehauste! der Unmensch ohne Rast und Ruh! Von Einer zur Andern, von Maria zu Adelheid, von Gretchen zur Helena." — Clavigo's Ehrgeiz, dem Maria geopfert wurde, erschien doch gar zu subaltern, aber der Drang eines dämonischen Menschen, alle Genüsse auszukosten, das Leben der ganzen Menschheit dichterisch in sich zu verjüngen, das sind

große Aufgaben, die freilich die Hingabe an ein bestimmtes Band ausschließen. Ohne Rast und Ruh treibt der Genius in das Weltganze, was er berührt, muß fallen. Den Ausgang ahnt er: „das Ende würde Verzweiflung sein!" Aber er schiebt die Ahnung aus seinen Gedanken, und folgt seiner Leidenschaft.

So lange Goethe im Strom der Liebe war, galt ihm sein Gefühl als ewig; und doch tauchte mitten in den stärksten Augenblicken der Erregung die eiskalte Vorempfindung auf, daß Alles vergänglich ist. In seinem sehr raschen Leben verwoben sich Bild und Wahrheit seltsam in einander; seine Träume waren lebhaft und mit allem Glanz sinnlicher Wahrheit ausgestattet, aber er empfand zuweilen selbst, daß er träume. Wenn er durch dieses Ineinanderschieben von Traum und Leben Schmerzen bereitet hatte, so war sein sittliches Gefühl zu zart, um den bekannten Trost des Mephistopheles gelten zu lassen; unbedingt freilich mochte sich seine gesunde Natur dem Gefühl der Reue nicht hingeben, es nagte heimlich an ihm, bis er die beleidigten Geister versöhnt hatte.

Die Episode mit Gretchen, ein Pendant zur Fabel des Clavigo, ist der einzige dramatisch gedachte Theil des Stücks, obgleich auch mehr Skizze als Ausführung. Faust's Verjüngung in der Hexenküche ist viel später geschrieben, vielleicht ursprünglich garnicht geplant: der Dichter von 1774 bedurfte keines Zaubertranks der Jugend.

Die Scenen mit Gretchen sind wahre Perlen, den Scenen des Werther ebenbürtig; sie zeigen, mit tiefer hinreißender Wahrheit, wie Shakespeare im Romeo, die hingebende Liebe eines Weibes, ihre Seligkeit und ihre Verzweiflung. Sie schweben, leicht hingehaucht, duftig, ohne pragmatischen Zusammenhang, wie holde Schatten an dem Leser vorüber. Die älteste Version enthielt offenbar mehr als die Ausgabe von 1790, sonst hätte Goethe nicht in Wagner's „Kindermörderin" ein Plagiat gefunden; wahrscheinlich Scenen wilder Art, wie das Vorüberstürmen des Faust und Mephistopheles am Rabenstein, in welchem Bürger's Lenore, die Sept. 1773 gedruckt war, stark durchklingt; „sieh da, im Mondschein ein luftiges Gesindel!"

Das damalige Fragment schloß wohl mit Gretchens Tod. Ein schönes Leben war ruchlos zerstört, das Bewußtsein dieser Schuld mußte für alle Ewigkeit lasten.

Mitleid gegen die Kindesmörderin, die damals dem Schaffot verfiel, ist ein stehendes Motiv bei den jüngern Dichtern, die auf irgend eine Art mit dem Thema des Faust bekannt wurden. In einer Novelle „Zerbin" zeigt Lenz eine solche auf dem Schaffot: „sie stand da, etwa

wie eine von den ersten Bekennern des Christenthums, die für ihren Glauben Schmach und Martern getrost entgegen sehn. . . Der Henker band ihr die Augen zu, und die schöne Seele flog in den Himmel. . .

In diesem Mitleid liegt greifbar ein Hintergedanke; die wahre Schuld an dem Verbrechen tragen nicht einmal die Verführer, sie fällt auf die Gesellschaft und ihre engherzige Moral, die dem vollsaftigen Jüngling den Raum einengt, und eine natürliche und an sich schöne Hingebung des Weibes als ehrlos brandmarkt, und es erst zur Heimlichkeit, dann zum Morde verführt. An dieser spießbürgerlichen Sittlichkeit geht Gretchen unter.

Unmöglich konnte in Goethe's Absicht liegen, es in den Irrfahrten des Faust bei einem Liebesversuch bewenden zu lassen: er mußte sein „alldeutend Ideal" in den mannigfaltigsten weiblichen Charakteren versuchen; so hatte es der Dichter selbst schon in seinem 22. Jahr angedeutet; vielleicht schwebte ihm darunter bereits die Helena vor, die ja im Faustbuch gegeben war, und die er allenfalls unter den Göttern seiner Künstlerwerkstatt finden konnte. Zwischen Hangen und Bangen, zwischen Genuß und Reue sollte Faust seinen stürmischen Gang vorwärts gehn: aber wohin?

„Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm!" schreibt Goethe August 1774 an Jacobi; „doch ist's nicht einerlei, welcher uns an den Stein schmettert?" — An Sophie Laroche, Oct. 1774: „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir liege, all das zu tragen, was das eherne Schicksal mir zugedacht hat; ob ich einen Fels fände, darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Nothfall mich mit meiner Habe flüchtete." — In denselben Tagen, 10. Oct., auf einer Postfahrt, im Lied „an Schwager Kronos", malt er sich sein bevorstehendes Schicksal aus. „Spute dich, Kronos! . . Ekles Schwindeln zögert mir vor die Stirne dein Zaudern! . . . Weit, hoch, herrlich der Blick rings in's Leben hinein! Von Gebirg zum Gebirg schwebet der ewige Geist, ewigen Lebens ahndevoll." — Unterwegs reicht ihm ein Mädchen einen schäumenden Trunk. — „Ab dann, rascher hinab! Sieh, die Sonne sinkt. Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen ergreift im Moore Nebelduft, entzahnte Kiefer schnattern und das schlotternde Gebein: trunknen vom letzten Strahl reiß mich, ein Feuermeer mir im schäumenden Aug', mich geblendeten Taumelnden in der Hölle nächtliches Thor. Töne, Schwager in's Horn! daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt! drunten von ihren Sitzen sich die Gewaltigen lüften!" — Das war die Stimmung, in der Goethe seinen Faust dichtete.

„Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen, mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen, ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern!" Auf Befriedigung rechnet er nicht: „was willst du armer Teufel geben!" keine Zauberkraft reicht an die Höhe des menschlichen Allwillens; nur Betäubung sucht der Titan im Genuß. „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Wie dachte sich Goethe damals den Ausgang des Ganzen? Von den Scenen, die in der Version von 1808 die Knotenpunkte der Handlung bilden — die Wette Gottes mit dem Teufel, die Wette des Teufels mit Faust, und Faust's endliche Befriedigung — stand Nichts in der ersten Version. Es hätte auch wenig der Stimmung des jugendlichen Goethe entsprochen. Nicht in der Form: es lag damals durchaus nicht in seiner Art, durch starke Drucker den dialektischen Zusammenhang zu markiren. Nicht im Inhalt: wie soll ein feuriger Jüngling, der unruhig nach allen Seiten schweift, dem das Leben noch als Räthsel entgegentritt zu einer Theodicee, zu einer Rechtfertigung Gottes und des Weltlaufs kommen! Der junge, in seinen Schwingen gelähmte Adler verlacht die Weisheit der Taube, und „eine Thräne füllt sein hohes Aug'!" Noch lebt in ihm der Titanentrotz gegen die Weltmacht, die dem unendlichen Willen Grenzen setzt. Die List der Weltvernunft würdigt man erst, wenn man die bittern Erfahrungen hinter sich hat. Vorher bleibt das Sinnen bei der ungelösten Frage, in der Dissonanz. Die Weisheit: „wer Gott recht liebt, kann nicht wollen, daß Gott ihn wieder liebe!" kommt erst den Greisen.

Der Faust wurde im Lauf des nächsten Jahrs Vielen vorgelesen und von aller Welt besprochen. Knebel fand ausnehmend herrliche Stellen darin. „Ich erstaune", berichtet Merck, „so oft ich ein Stück zu sehn bekomme, wie der Kerl zusehends wächst, und Dinge macht, die ohne den großen Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Muthwillen unmöglich wären." „Noch hat Deutschland kein solches Werk gesehn!" schreibt Zimmermann. — Wäre der Faust, wenn auch als Fragment, gleich 1775 erschienen, er hätte die Jugend noch stärker aufgeregt als der Werther. Aber er blieb zwölf Jahre liegen; 1790 wurde er mit Ausmerzung der Stellen, die dem Dichter nicht mehr gefielen, als Fragment veröffentlicht. Wieder eine Pause von zwölf Jahren, und dann ein völlig neuer Aufbau. Vollständig erschien der erste Theil 34 Jahre nach der ursprünglichen Arbeit, noch 23 Jahre später das

Ganze. Auf diese seltsame Weise ist das Gedicht entstanden, das in der Weltlitteratur als unser Höchstes gefeiert wird.

Wenn Goethe der Greis meinte, der ganze Faust, wie er sich später entwickelte, habe von Anfang an ihm vorgeschwebt, so ist der Irrthum historisch nachzuweisen, aber der Grund desselben wohl begreiflich. Der Dichter betrachtete den Faust wie eine Art Waste-book, in welches alles, was sein Denken und Empfinden lebhaft anregte, dramatisch oder lyrisch fixirt wurde, zusammenhanglos mitunter, immer problematisch, oft in handgreiflichen Widersprüchen, dann aber wieder in großen Zügen vorschreitend. So wuchs der Faust unmerklich mit dem Dichter selbst, und der Identität seiner eignen Person bewußt, meinte er sie auch in seiner Lieblingsdichtung wieder zu finden. In der That bleibt das Stück auch in seiner anscheinenden Vollendung ein gewaltiger Torso.

6.

Allwill.

1775.

„Götz" und „Werther" brachten in der Deutschen Dichtung eine gründliche Umwälzung hervor. Eine neue Generation trat in den Vordergrund. Goethe hatte der Jugend die Zunge gelöst, sie fühlte sich als Macht.

Die Jugend gilt als das glücklichste Lebensalter; ihre Erinnerungen haften am längsten und bleiben dem Herzen am nächsten: nicht blos die erste Liebe und die erste Philosophie, sondern jeder Narrenstreich. Es ist die Zeit des Werdens, in welcher Empfinden und Denken noch durch keine Bedingtheit geirrt wird: auch der Tüchtigste muß, wenn er aus ihr heraustritt und zu wirken beginnt, mit Schmerz irgend etwas aufgeben.

Seit dem „Götz" schießt überall freudig der Drang nach starkem Leben auf. Es sind fast ausschließlich junge Leute, die den Gesang anstimmen: unreif, oft verworren, nicht recht im Stande, erträumte Empfindungen von wirklichen zu unterscheiden. Ungebärdig müht sich das neue Geschlecht, sich aus den Banden des Spießbürgerthums loszuringen.

Für diese Jugendgährung ist „Most" ein treffendes Gleichniß. „Rheinischer Most" nannte sich eine Broschürensammlung, die im Sinn

des Hains, gegen Wieland und seine Schule gerichtet, hauptsächlich von Lenz geschrieben oder inspirirt wurde.

Bald nach dem Erscheinen des „Götz" schickte Lenz von Straßburg aus eine leidenschaftliche Liebeserklärung an Goethe, mit einer Rede über das Theater, welche die Berechtigung der neuen Kunstform zu begründen suchte. — Wir sind auf falschem Wege, wenn wir dem Aristoteles folgen. Die Griechen gingen nur auf Begebenheiten aus, welche die Macht des Schicksals oder der Götter verherrlichen sollten; eine Herleitung der Handlungen aus den Charakteren würde ihnen unfromm vorgekommen sein: es war Frömmigkeit, die Uebermacht des Schicksals blind anzuerkennen. Für unsre Begriffe hat das Schicksal diese Bedeutung verloren, unsre Kunst hat Charaktere zu zeichnen, und aus ihnen das Schicksal zu entwickeln. Die Deutschen haben von Anbeginn leidenschaftliche, mächtige Charaktere gezeigt; im französischen Theater dagegen wird nur Zärtlichkeit und Galanterie vorgestellt. Bei den Franzosen haben alle Helden nur Eine Physiognomie, weil sich alle schminken: Fülle der Charaktere schöpft das Genie nur aus der Fundgrube der Natur: der charakteristische Dichter, selbst wenn er Carricaturen malt, steht zehnmal höher als der idealistische.

In der Hauptsache war Goethe einverstanden. Als ihm Lenz bald darauf seine eignen Versuche einschickte, besorgte er ihm schon Oct. 1773 einen Verleger: „ich liebe den Verfasser wie meine Seele!" schreibt er an Betty Jacobi. — Lenz überbot in jenen Versuchen die dramatischen Freiheiten, die sich der Dichter des „Götz" genommen, bei Weitem, brachte in Form und Inhalt den reinsten Naturalismus zu Markt, und fand zahlreiche Bewunderer und Nachfolger. Hauptsächlich durch das Lustspiel „der Hofmeister", das Mai 1774 erschien.

Die jungen Schriftsteller begannen, wie die Pfarrersöhne des vorigen Jahrhunderts, ihre Laufbahn meist als Hofmeister. Früher hatte man kein Arg darin gefunden, nun aber regte sich das Gefühl der Manneswürde, und man fand es unanständig, zwischen den Bedienten der gnädigen Frau zu sitzen. Schon Gellert und Rabener waren unermüdlich in ihren Satiren gewesen; Voß und Hamann hatten die Sache auch kennen gelernt. Mit ganz andrer Kraft als sie nimmt Lenz im „Hofmeister" die Satire auf. Die Landjunkerwelt, ein wenig carrikirt, entspricht in der Hauptsache der Wirklichkeit: der polternde Major, eine Lieblingsrolle Schröder's; die hochmüthige gnädige Frau, das verliebte Fräulein; die Scenen sind durchweg sprechend, mit scharfen, klugen Augen beobachtet.

Nicht weniger realistisch zeichnen sich die Studentensitten ab; Lenz hatte Königsberg im Auge; warum er die Handlung nach Halle verlegt, ist nicht recht ersichtlich. Für die Kenntniß der Sitten jener Zeit wird das Stück einen bleibenden Werth behalten; es steckt etwas von Hogarth darin.

Die Form ist durch die Opposition gegen die alte Regel in arge Verwilderung gerathen; der ewige Scenenwechsel ist für die Bühne unerträglich; alle Augenblick fällt dem Dichter ein: was treiben jetzt wohl die andern Personen des Stücks? er bricht die Erzählung ab, und wendet sich zu etwas Neuem. Für die Lectüre ist das noch kein großer Nachtheil, nur empfindet man bei den Figuren wie bei den Scenen eine gewisse Kurzathmigkeit.

Die Tendenz ist die der „Mitschuldigen": allen Sündern wird vergeben. Der Alte mag noch so poltern, das gefallene Kind rührt ihn schnell, der getäuschte Bräutigam umarmt sie, und alles ist wieder in Ordnung.

Nun kommt aber bei Lenz noch das Bedürfniß nach dem absolut Abgeschmackten: Läufer der Hofmeister, Gustchen's Verführer, castrirt sich zur Buße und heirathet bald darauf ein junges unschuldiges Mädchen, wozu der Schulmeister Wenceslaus, die sittliche Person des Stücks, schließlich seinen Consens giebt.

Der „Hofmeister" zündete ungemein; er wurde fast durchweg Goethe zugeschrieben: Schubart in Ulm versicherte, jeder Gebildete müsse die „göttliche Natur" des „unsterblichen Dichters" herauserkennen. Als der Name des wirklichen Verfassers bekannt wurde, hielt ihn selbst Herder für Goethe's glücklichen Nebenbuhler.

Am meisten an den „Hofmeister" erinnert ein späteres Stück von Lenz, „die Soldaten": die derbe Bestimmtheit der Figuren entschädigt einigermaßen für den Mangel an Bewegung. Wieder liegt eine Tendenz zu Grunde: das militärische Cälibat soll als naturwidrig gebrandmarkt, vor dem üppigen Garnisonleben soll gewarnt werden. Die Schilderung des verkümmerten Bürgerstandes ist von einem Realismus, dem die damalige Bühne nicht viel an die Seite zu setzen hat. Die Heldin, Marie Wesener, die von einem Leutenant Verführte, wird garnicht geschont: man sieht vor Augen, wie sie naturgemäß immer tiefer sinkt. Zuletzt freilich wird wieder das Mitleid angerufen.

Zwischen den „Hofmeister" und die „Soldaten" fällt ein Stück, in welchem Lenz' Verwilderung ihren Höhepunkt erreicht: „der neue Menoza oder Geschichte des Cumbanischen Prinzen Tandi". Mit Recht

erklärt die Allg. Deutsche Bibliothek: „Alles, die unstete Zeichnung der Charaktere, der brausende Eifer gegen den Zwang, die Häufung unzusammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der von einer Scene zur andern ganz entlegenen fortgeeilt wird, die Unentschiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgang, Alles hat das Gepräge ungezähmter Hitze . . Alles ist nur hingeworfen, alles bricht ab, ehe es die rechte Wirkung thun kann." An tragischen Ingredienzen fehlt es nicht: Vatermord, Schwesterehe, Gift, Dolch und Strang, fortwährende Ohnmachten — das alles geht aber so fieberhaft durcheinander, daß man Spaß und Ernst nie unterscheiden kann; man kommt sich wie unter einem Alpdruck vor. Dabei versucht der Dichter doch, selbst die Locale ganz realistisch zu zeichnen. „Lenz verspritzt vor Genie!" schreibt Lavater entschuldigend.

Wenn Lenz sich mit Begeisterung Goethe in die Arme warf, so äußerte sich diese noch lauter unter den jungen Dichtern in Goethe's nächstem Verkehr. „Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen! Der Erste von den Menschen, die ich je gesehn! Der Alleinige, mit dem ich sein kann! Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je solch ein Mensch war!" So wird 1774 im Trauerspiel „das leidende Weib" ein „Doctor" beschrieben, der sonst im Stück fast garnicht vorkommt. Der Dichter war Max Klinger, Sohn einer Frankfurter Wäscherin, der in Gießen ein wildes Studentenleben mitmachte. Ein schöner kräftiger Jüngling, verführte er leicht die Frauen; er schwärmte für Rousseau, man nannte ihn wegen seines leidenschaftlichen Wesens den Löwenblutsäufer.

„Mich zerreißen Leidenschaften, die dir unbekannt sind! Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen!" Das ist eine Probe aus Klinger's Jugendbriefen, 1775. Er war unerschöpflich in der Production, die Scenen flossen ihm nur so. „Ich lass' all das werden vom blinden Ungefähr, und baue an mir fest und dreist, hinauf die Sonne an, Sturm und Gipfel!" Sein erstes Stück, „das leidende Weib", will er in vier Tagen angefertigt haben, was auch wohl möglich ist, da das Durcheinander von Scenen kein Nachdenken erforderte, und da er keinen Anstand nahm, starke Reminiscenzen aus Shakespeare, Goethe und Lessing zu verwerthen. Von Aufbau ist keine Rede, eine Scene drängt die andre; seine Personen können oft vor Aufregung keine Worte finden; im Toben, ja im „Brüllen" überschreit einer den andern.

Noch näher als Klinger rückte an Goethe ein andrer Jünger,

der Advocat Leopold Wagner, in dessen Trauerspiel „die Kindermörderin“ Goethe ein Plagiat aus seinem „Faust“ sehn wollte, den er Jenem bruchstückweise vorgelesen. Wagner hatte mit Goethe's Beihülfe Mercier's „Anmerkungen über das Theater“, welche gegen den französischen Classicismus frondirten, in's Deutsche übersetzt; er hatte auch ein Schauerstück geleistet, „die Reue nach der That“, vollgepfropft mit Scenen des Verbrechens und Wahnsinns.

Den Verfasser der „Dramaturgie“ mußte dies regellose Treiben höchlich verstimmen, und er erkannte mit richtigem Blick in Goethe den eigentlichen Leiter desselben. Lessing verfolgte die Laufbahn des kühnen Neuerers mit stillem Mißbehagen. Als sein Bruder ihm meldete, der „Götz“ sei 26. April 1774 in Berlin mit Beifall aufgeführt und sechsmal wiederholt, meinte er kühl: „der Decorateur hat ohne Zweifel das größte Verdienst! Eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Das Theater hat längst aufgehört, mich zu interessiren, sonst liefe ich Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden und mit Goethe anzubinden.“ Die Lehren seiner Dramaturgie schienen ihm durch den „Götz“ und die wilden Krafttragödien, die ihm folgten, gefährdet: „kurz, ich merke“, schreibt Weiße vergnügt, „er wird einmal Goethe wie früher Klotz jählings auf den Nacken springen.“ Verdrießlich genug war Lessing in der That: „alles Genie“, schreibt er an Wieland, „haben gewisse Leute in Beschlag genommen, mit denen ich mich nicht gern auf Einem Weg möchte finden lassen.“ Lessing's dramatisches Talent war von vornherein anders angelegt als Goethe's: selbst im fragmentarischen Schaffen hielt Lessing die Augen immer auf den dramatischen Zusammenhang gerichtet, während es Goethe auch in Dramen darauf ankam, ein mächtiges Gefühl, das ihn bewegte, lyrisch auszuschäumen oder eine Anschauung farbenvoll auszuführen.

Bei der Lectüre des „Werther“ konnte sich Lessing des großen Eindrucks nicht erwehren. „Wenn aber“, schreibt er 26. Oct. 1774 an Eschenburg, „ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unsers Jerusalem Geist völlig in der Lage gewesen wäre, so müßte ich

ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht! Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, kaum einem Mädelchen verziehn haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. — Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß, und je cynischer desto besser!"

Schon historisch ist jene Behauptung äußerst anfechtbar. Wie immer, bekämpfte Lessing eine herrschende Uebertreibung durch die entgegengesetzte; als er später verheirathet war, hat er sich (gegen Leisewitz) über die Natur der Liebe viel würdiger ausgesprochen. Aber das Dictum wurde rasch bekannt; es sprach dreist aus, was mancher Nüchterne nur nicht zu sagen wagte, und wirkte. Lichtenberg findet in der Ueberschwänglichkeit der Liebe „nur weichliches Geschwätz junger Schwärmer. Nicht Adel der Seele, sondern Müßiggang ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die sich noch niemals einer starken Seele bemächtigt hat."

Aber solche Stimmen blieben vereinzelt: im Allgemeinen wurde der „Werther" als die Fanfare aufgefaßt, welche die Jugend zur Schlacht gegen die willkürlichen Satzungen der Gesellschaft rief. Von dem reifen vollen Gehalt der spätern Werke Goethe's ist im Werther noch keine Rede; es ist eine Jugendarbeit, und doch vielleicht das Genialste, was er geschaffen; ganz von Innen heraus, auf Einen Wurf! Goethe sprach in spätern Jahren, als ihm die Wertherstimmung fremd geworden war, wiederholt seine Verwunderung aus. Noch heute empfinden wir seine Gewalt. In der Jugend läßt man sich vom Stoff hinreißen, im Alter wird man durch den rein ästhetischen Eindruck aufs Innigste, bis zu Thränen gerührt. Wie mußte er damals wirken!

„Der Werther", schreibt der Philosoph Garve in Breslau, der seinerseits zum Liebesfieber keine Anlage besaß, „hat mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht als alles, was er vorher geschrieben. Das ist einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden: er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit, Gunst beim Publicum und Begierde zu herrschen."

„Ich war siebzehn Jahre alt", erzählt Rehberg zwei Menschenalter

später, „als ‚Werther' erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könnte wie dieser da! . . . Werther war für alle, die in der äußern Unmöglichkeit und inneren Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, sich in Gefühlen schadlos halten. Die Gemüther waren durch Rousseau wohl vorbereitet. Nun ward im Werther die tiefste und innerste Quelle ihrer Gefühle und ihnen selbst unerklärlicher Gedanken aufgedeckt; es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu lassen, Gesinnungen zu äußern, die man sich selbst kaum hatte gestehn dürfen." „In Einem Athem", schreibt Gleim an Heinse, „habe ich den Werther gelesen! Kommt alles aus dem Herzen und dem Geist! . . . Aber — um eines Mädels willen sich todt schießen? Bist jung, lieber Sohn, thu's nicht!"

Heinse gerieth über dies „göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Größe", außer sich. „Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl der Thräne. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben im All fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Herrlichkeit darin."

Claudius im „Wandsbecker Boten", 22. Oktober: „Weiß nicht, ob's 'ne Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb ist 'n eigen Ding! ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit Kopf und Vernunft kurzweilt. . . Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die wie die Liebe durch Leib und Leben geht. Sie soll nur mit viel Ernst errungen werden und deshalb nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hein mit der Hippe kommt."

Der „Hamburger Correspondent", 26. Oktober, versichert, das Buch müsse allen heilig sein, die gleich Werther warmes Blut in den jungen Herzen und in den Schwingen ihres Geistes Kraft fühlen, einen Flug über die gemeinen Sphären hinaus zu wagen." Am wildesten gebärdeten sich toll gewordene Spießbürger, überfroh, endlich eine Pforte aus ihrer engen Behausung entdeckt zu haben.

„Ein herrliches Büchlein", schreibt Voß, ganz erfüllt von der Liebe zu seiner Braut Ernestine Boie, „für solche sehnsuchtskranke

Gemüther wie das meinige. Die Liebe ist ein Mischmasch von Freude und Traurigkeit, Stolz und Demuth, Zuversicht und Mißtrauen, die sich so durchkreuzen, daß man selbst nicht weiß, welche Empfindung herrscht." Nicht minder entzückt war Bürger, der eben geheirathet hatte. „Laß dich herzlich umarmen!" schrieb er an Goethe, „oder, da du zu hoch stehst, deine Knie umfassen, du Gewaltiger! Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe — mein Weib hat's gehört! — in deinen Armen überlaut geschluchzt."

Goethe näher an sich heranzuziehn, war das lebhafte Verlangen des gesammten „Hains". Klopstock, der 24. Sept. 1774 in Göttingen eintraf — er folgte einem höchst ehrenvollen Ruf des wohlgesinnten Markgrafen Karl Friedrich von Baden nach Karlsruhe — versprach, den jungen Dichter zu sondiren, ob er ihn „bundesfähig finde; Goethe hatte sich in einem warmen Brief an ihn gewandt: „soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grab ich wallfahren würde? Möchten Sie empfinden, mit welch wahrem Gefühl meine Seele an Ihnen hängt!" Der persönliche Eindruck sollte entscheiden. 10. Oct. traf Klopstock in Frankfurt ein, und hatte einige gute Tage mit Goethe, ohne daß sich jedoch Vertraulichkeit entwickelte. „Sein Benehmen", erzählt Goethe später, „war ernst und angemessen; im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten; er schien sich als Stellvertreter höherer Mächte, der Religion, Sittlichkeit und Freiheit zu betrachten. Er lehnte, wie es schien, vorsätzlich, das Gespräch über Poesie ab." Klopstock's Sonde hatte zu keinem befriedigenden Resultat geführt; zum Bund gehörte Disciplin, und der junge Dichter kam ihm zu trotzig und übermüthig vor, er fand seinen Nacken zu starr. Uebrigens fand auch Merck in Klopstock „viel Weltkunde und Weltkälte", ein starkes Bewußtsein seines Werths: „noch nie habe ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören!"

Bald darauf wurde Goethe von einer andern Seite „sondirt". 11. Dec. besuchte ihn v. Knebel (30 J.), ehemals Preußischer Leutenant und Odendichter aus Ramler's Schule, auch Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach, jetzt neben Wieland Erzieher der Weimarischen Prinzen. Diese waren grade in Frankfurt anwesend, Goethe besuchte sie, und der Besuch wurde am folgenden Tag in Mainz wiederholt. Ueber den Zwist mit Wieland wurde offen gesprochen, Goethe gab der Sache eine heitre Wendung, und schrieb in diesem Sinn an Wieland, der die dargebotene Hand herzlich ergriff. Man schied in Mainz mit dem gegenseitigen Wunsch, bald länger zusammen zu sein.

Knebel schrieb nach Weimar über seinen Besuch ganz enthusiastisch. „Genies erster Größe wollen nach ihrem eignen Wesen beurtheilt sein. Keine Menschen in der Welt würden sich geschwinder verstehn, wenn sie beisammen wären, als Wieland und Goethe; ich sehe aus allem, daß sich Klopstock und Goethe lange nicht so verstanden haben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr; daher kommen die Ausfälle seines Geistes, der Muthwille: gewiß nicht aus bösem Herzen sondern aus der Ueppigkeit des Genies. Der Bube ist kampflustig, er hat den Geist eines Athleten. Einmal sagte er mir ganz traurig: nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund! es ist mir garnicht recht: wie ein Ideal des Vortrefflichen, so muß ich ein Ideal meines Zornes haben!"

„Das ist was Verfluchtes", schreibt Goethe an Sophie Laroche, „daß ich anfange, mich mit Niemand mehr mißzuverstehn!"

Unbedingt galt das freilich noch immer nicht. Von vielen Seiten wurde die „theure Obrigkeit" aufgefordert, durch das Verbot des „Werther" zu erkennen zu geben, daß sie den Selbstmord, noch dazu aus schuldvoller Liebe, als eine schwarze That verdamme. Am lautesten eiferte der Hauptpastor Götze in Hamburg: was soll bei solchem Unfug aus der Christenheit werden?! Ein Sodom und Gomorrha!" In Leipzig trug kein Geringerer als Ernesti auf Confiscation des Buchs an, das durch seine witzige Schreibart namentlich den Weibspersonen den Kopf verdrehe; die Confiscation erfolgte wirklich 30. Jan. 1775; aber der „Werther" war bereits vergriffen.

Gleich darauf veröffentlichte Nicolai in Berlin eine Spottschrift, in welcher nach Lessings Rath ein cynischer Abschluß des Werther versucht wurde; es war die Apologie des nüchternen Spießbürgerthums, aber wie von einem Betrunkenen geschrieben. Seinen Freunden gegenüber hielt Goethe mit Ausdrücken seines Unwillens nicht zurück, und war nicht wenig erstaunt, diese plötzlich gedruckt zu sehn. In der Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wurden mit mehr Behagen als Witz alle Läfterer des Werther abgefertigt. Am meisten erschrak Goethe über einen Passus, der ihn in ein sehr zweideutiges Licht stellte: ein Hohn gegen Wieland, mit dem er doch eben erst Frieden geschlossen. Endlich entdeckte er den Verfasser; es war sein leidenschaftlicher Anhänger Leopold Wagner. Goethe rechtfertigte sich 9. April 1775 in einem edel und männlich gehaltenen Rundschreiben, dem aber Merck keinen Glauben schenkte. „Goethe", schreibt er an Nicolai, „ist in seiner eignen Sache so blind, daß auch das kälteste seinem Gegner

gezollte Lob ihn aufbringt; ein Genie ist immer ein böser Nachbar!" Kein Wunder also, daß auch Wieland ungläubig und aufgebracht war, und sich freute, „daß den Wundermännern, die seit Kurzem alles Genie in Beschlag genommen, einige heilsame Wahrheiten gesagt wurden."

Wieland fühlte sich immer mehr vereinsamt; am meisten kränkte ihn, daß sein alter Freund Fr. H. Jacobi, Mitredacteur des „Mercur", so ganz in den neuen Dichterstern aufzugehn schien. Jacobi hielt sich in den ersten Monaten 1775 in Frankfurt auf, und suchte leidenschaftlich die neue Freundschaft zu pflegen; aber Goethe konnte ihm nicht so ganz wie im vorigen Jahr sein Herz aufschließen, weil es anderweitig in Anspruch genommen war.

„Herz, mein Herz! was soll das geben? was bedränget dich so sehr? Welch ein fremdes neues Leben! Ich erkenne dich nicht mehr. Weg ist alles, was du liebtest, weg, warum du dich betrübtest, weg, dein Fleiß und deine Ruh. Ach wie kamst du nur dazu?" — Gleich zu Anfang des Jahres 1775 wurde Goethe von der stärksten Leidenschaft ergriffen, die er bisher durchlebt. Wiederum eine Sechzehnjährige — Lilli Schönemann — aber diesmal kein Naturkind: die Tochter eines vermeintlich reichen Kaufmannshauses, hatte sie in einer glänzenden Gesellschaft zu repräsentiren.

„Und an einem Zauberfädchen, das sich nicht zerreißen läßt, hält das liebe lose Mädchen mich so wider Willen fest; muß in ihrem Zauberkreise leben nun auf ihre Weise."

Und Lilli — zum erstenmal war ihm das begegnet! — wahrte sich die Freiheit, auch mit Andern fortzuscherzen. „Sie konnte nicht leugnen, daß sie eine Gabe, anzuziehen und fahren zu lassen, an sich bemerkt, und diese Gabe auch an mir versucht habe, aber bestraft worden sei."

„O die Mädchen!" heißt es in dem Singspiel „Erwin und Elmire", das Febr. 1775 in der „Iris" erschien; „ihre Eitelkeit ist's, die sie treibt, uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu schleppen! Wenn sie Langeweile haben, wenn sie nicht wissen, was sie wollen, da sehnen sie sich freilich nach etwas, und dann ist ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommenes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken und von sich zu stoßen; da dann der arme Teufel ein lautes Gebelfer verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden. Und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinne fallen, auf und davon sind sie!

und vergessen ist alles, was man glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen liege."

Er malt sich Lilli's Menagerie aus: „O wie sie hüpfen, laufen, trappeln, mit abgestumpften Flügeln zappeln, die armen Prinzen allzumal in nie gelöschter Liebesqual!" Alle Büsche scheinen lebendig zu werden; so stürzen sich ganze Heerden zu ihren Füßen . . und sie streut das Futter aus, mit einem Blick, Götter zu entzücken, geschweige die Bestien! . . „So hat sie aus des Waldes Nacht einen Bären, ungeleckt und ungezogen, mit den andern zahm gemacht. . . Ich hätte mein Blut gegeben, ihre Blumen zu begießen! . . Ich sträube meinen borst'gen Nacken, zu dienen ungewohnt. . . Ich flieh' ins dunkelste Gebüsche hin, mir versagt Klettern und Sprung, ein Zauber bleit mich nieder."

„Auf einmal! Ach es dringt ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder! Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt, ich hör' die liebe, liebe Stimme wieder, die ganze Luft ist warm, ist blüthenvoll. Ich dringe zu, tret' alle Sträucher nieder . . und so, zu ihren Füßen liegt das Thier."

„Wenn ich dann, losgebunden, fest gebannt bin, immer nach ihr ziehe, sie suche, schaudre, wieder fliehe — so läßt sie den zerstörten Armen gehn, ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still; ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn, seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will."

„Und ich! — Götter, ist's in euren Händen, dies dumpfe Zauberwerk zu enden: wie dank' ich euch, wenn ihr mir Freiheit schafft! Doch sendet ihr mir keine Hülfe nieder: nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder, ich fühl's! ich schwör's! Noch hab' ich Kraft."

Aber wenn Lilli sich dem Dichter nicht ganz gab, so hatte sie ihn auch nicht ganz. Eben da jenes Verhältniß sich entspann, erhielt er einen anonymen Brief, Gustchen gezeichnet: er war von der jungen Gräfin Stolberg, der Schwester der beiden Musensöhne.

„Ich fühle", schreibt er ihr 19. Jan. 1775, „Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt." — Er schildert ihr (13. Feb.) seine Doppelnatur: den Fastnachts-Goethe, der von einer schönen Blondine sich an den Spieltisch fesseln läßt, und den ernsthaften Dichter im Biberfrack, der in und mit der Natur lebt, „der nach keinen Idealen strebt, aber seine Gefühle, kämpfend und spielend, sich zu Fähigkeiten entwickeln läßt." — 6. März. „Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhn, in Ihrem Auge rasten! Großer Gott! was ist das Herz des Menschen!" — An dem-

selben Tage schickte er die ersten Bogen seiner „Stella" an Johanna Fahlmer.

„Sie machen uns glücklich und elend, die Männer. Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! welche neue unbekannte Hoffnungen schwellen unsre Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unsrer Nerven mittheilt!" So läßt Goethe seine Stella sprechen, so hatte die alte Stella, Swift's Geliebte, über ihren Liebhaber, den grimmen Dechanten gesprochen. Swift's Briefe mit der Doppelliebe zu Stella und Vanessa hatten Goethe augenscheinlich angeregt, aber er transponirte wieder Swift's Charakter in den seinigen.

„Wie wollen wir Ausdrücke finden", schreibt er 10. März an Gustchen, „für das, was wir fühlen! Wie können wir einander von unserm Zustand melden, da der von Stund zu Stunde wechselt! Mir ist wieder vor Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär ich im Himmel."

Er sehnte sich nach der Hand der Geliebten, und doch war ihm bange, sie zu ergreifen; so schwebte er zwischen Wollen und Nichtwollen. Die Angehörigen beider Theile waren bedenklich. Lilli's Eltern machten ein glänzendes Haus, ihre Solidität war fraglich. Auf der andern Seite schien der wilde Dichter des „Werther", von dessen Liebschaften man viel erzählte, mit seiner zerstreuten Existenz kein wünschenswerther Schwiegersohn. Trotzdem vermittelte eine diensteifrige Freundin die Verlobung: „Es sieht aus", schreibt Goethe 25. März an Herder, „als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotirender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten. Uebrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich zahm." — „Es war", erzählt er später, „ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich im Verlauf meines wundersamen Lebensgangs doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei."

Diese Liebeszeit war voll Unruhe. „Eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Zuletzt war kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehs, dem nicht ein dichterischer Laut wäre gewidmet gewesen; alles wurde gedichtet zur Verherrlichung der Geliebten.

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; hangen und bangen in schwebender Pein, himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt — glücklich allein ist die Seele, die liebt." Das Lied wurde in jener Zeit gedichtet.

15. April 1775 fiel Goethe ein alter dramatischer Versuch in die Hände, den er nun, vielleicht angeregt durch Cervantes' „Preciosa", zu Ehren Lilli's umarbeitete. Claudine von Villabella ist Lilli's Portrait, dem der Dichter sich freudig zu Füßen wirft. Der Abgott ihres Vaters, zur Fürstin geboren — der Dichter möchte ihr gern ein Diadem auf die hellglänzenden Locken drücken. Alles was ihr naht, wird ihr unterthan, ihre Anmuth zieht Alle in ihren Zauberkreis, ihr herrlicher Geist fesselt Alles in ihren Dienst, Alles Unwürdige bleibt ihr fern; trotz ihrer zarten Jungfräulichkeit liegt in ihr etwas Heldenhaftes.

Sie findet einen Jüngling, ihrer würdig: Don Pedro, der besten Gesellschaft angehörig, mit ernsten Arbeiten beschäftigt, einer hohen Stellung gewiß, dem edlen Mädchen treu ergeben. Aber noch ein Andrer unterliegt ihrem Zauber: der wilde Crugantino, Pedro's Bruder, zu tollen Streichen, zu Raufereien, zum Verkehr mit Vagabunden geneigt, großherzig in seinem Empfinden, aber ein rechter Don Juan. Sein solider Bruder zittert, „wenn er daran denkt, wie manche Thräne verführter und verlassner Mädchen er habe fließen machen. Wie wird ihm sein, wenn er von seiner Verblendung dereinst geheilt, mit Zittern sehn muß, daß er das innerste Heiligthum der Menschheit entweihte, da er Lieb' und Treu so schändlich mit Füßen trat! —

„Du hättest den Buben sehn sollen, wie er so heranwuchs — er war zum Fressen! Der Vater ward nicht satt, von seinen Streichen zu hören!" Der wilde Knabe besteht, wie Shakespeare's Prinz Heinrich, in dieser prosaischen Zeit auf seinem Maskenrecht wie auf seinem Citherspiel.

„Alter Herr! davon versteht ihr nichts. Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens wie meines? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich. Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht Einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehn? . . . Ich will zugeben, daß wer sich einmal in's Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz — ach das ist unendlich, solang ihm Kräfte zureichen!" — So fühlte sich Goethe selbst; so in dieser Unbändigkeit wurde er von seinen nächsten jungen Freunden angeschwärmt.

„Unreine Lebensverhältnisse soll man Niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüffsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag." Goethe ist oft, mit und ohne Schuld, in problematische Lagen gerathen: das Arbeiten einer so starken und vollen Natur im Kampf zwischen dem was sein sollte

und was ist, wird lehrreicher für die Moral als die ununterbrochene Pflichtmäßigkeit einer schwachen Natur, die keinen Grund hat zu kämpfen, und daher die höchste der sittlichen Mächte nie erfährt.

Auch die Beziehungen zu Frau Brentano hatten noch immer etwas Problematisches. „Es mag eine Zeit kommen", schreibt Goethe 20. Nov. 1774 an Sophie Laroche, „wo ich wieder in's Haus gehe; jetzt lasse ich noch davon." — 21. März 1775: „Ich hoffe, das Zutrauen, welches Brentano jetzt bezeigt, möge ungeheuchelt sein, und ich möge der lieben Kleinen künftig keinen Verdruß mehr machen!" — 28. März. „Ich versprach Ihrer Tochter, wenn ihr Herz sich zu ihrem Mann wendete, wollte ich wiederkehren. Ich bin wieder da, und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt." —

19. April an Knebel. „Ich falle aus einer Verworrenheit in die andre, und stecke mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich kaum erst gerettet hatte."

— „Ich muß fort!" sagt Fernando in der „Stella"; „ich war ein Thor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt all meine Kräfte, raubt mir allen Muth; er engt mich ein. Was liegt nicht alles in mir! was könnte sich nicht alles entwickeln! Ich muß fort, in die freie Welt!"

„Stella, ein Schauspiel für Liebende", in dem Goethe alles ablagerte, was damals an Unruhe in ihm lag, ist die stärkste Paradoxie, die er je gewagt. Fernando verläßt seine Gattin Cäcilie, aus keinem andern Grund, als weil die Unruhe ihn treibt; er gesellt sich Stella zu, ein junges edles Mädchen, die nun Frau Baronin genannt wird, aber doch von Rechtswegen nicht seine Gattin ist; verläßt auch diese, theils aus dem alten Grund, theils um seine rechte Gattin und Tochter aufzusuchen; sie treffen sämmtlich zusammen, und das endliche Resultat — das freilich den Freunden erst verschwiegen wurde, — ist, daß sie sich an die Geschichte vom Grafen von Gleichen erinnern, und alle zusammenbleiben. Und das alles, abgesehen von den Stellen erhöhter Leidenschaft, mit nüchtern bürgerlichem Realismus anschaulich dargestellt.

„Ich wußte, was Stella Ihrem Herzen sein würde!" schreibt Goethe an Johanna Fahlmer. „Ich bin müde, über das Schicksal unsers Geschlechts zu klagen, ich will die Menschen darstellen, sie sollen sich selbst erkennen, womöglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein! Was wird Fritz

eine Freude haben!" — Jacobi war 2. März nach längerm Aufenthalt aus Frankfurt abgereist. „Lieber Bruder!" schreibt ihm Goethe, „daß du meine Stella so lieb hast, thut mir sehr wohl. Mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist. Sagen kann ich dir nichts — denn was läßt sich sagen! Will auch nicht an morgen und übermorgen denken!"

Als aber Jacobi den Schluß der Stella erfuhr, ging es ihm gegen den Strich. Er muß sich ziemlich stark ausgesprochen haben, denn Goethe's Antwort ist leidenschaftlich erregt. „O du Menschenkind! Steht nicht geschrieben: so ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben? Und du wähntest manchmal, der Sinn dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen! Sei es nun! Geringer kann ich's nicht thun: deine Liebe wag' ich dran! sonst wär' ich der heiligen Thräne nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest! — Lieber Fritz, besinne dich! gieb mir Stella zurück! Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe! auch um deinetwillen liebe!"

Stark war die Paradoxie allerdings; bei dem derben Realismus der Zeichnung ist man doch genöthigt, nach den Folgen zu fragen. Das Drama spielt nicht auf einer Insel des Aegäischen Meers, sondern in Deutschland; die Betheiligten können sich nicht in eine Waldeinsamkeit einschließen, sie müssen mit Andern verkehren, sie sind sittlich gebunden. Sie müssen verhehlen, vertuschen, lügen — was für eine Existenz! Fernando würde in wenig Tagen wieder verschwinden.

Nahm Jacobi die „Stella" als Satire auf seine eignen Herzensirrungen? oder glaubte er durch Fernando den moralischen Charakter des Dichters von einer neuen Seite gefaßt zu haben? — „Wäre Goethe Ihnen erschienen", schreibt er 22. April an den eifersüchtigen Wieland, „wie er vor neun Monaten mir erschien, in all seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihn: o wer hätte dann noch an den ruhmlosen in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht!" Die neun Monate haben ihn etwas umgestimmt; „fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock harmoniren als mit Goethe."

In denselben Tagen schickte Jacobi an Goethe ein Manuscript, den Anfang von „Allwill's Papieren." Goethe widerrieth den Druck: der Freund solle wenigstens das Buch erst fertig schreiben. Der Rath

hatte noch einen andern Grund. Allwill ist sein kennbares Portrait: Alter, Aussehn, die Details seiner Gewohnheiten, Briefstellen von ihm und über ihn. Als Jacobi den Roman begann, 26. Aug. 1774, schrieb er ausdrücklich an Goethe: ich habe in deinem Namen den Plan zu einem Roman in Briefen entworfen. Der „Werther" diente als Modell, der Ton erinnert so stark daran, daß von vielen Lesern das Buch Goethe zugeschrieben wurde. In der Reflexion über Empfindungen war Jacobi Virtuos, für das Thatsächliche wählte er Portraits aus seinen nächsten Umgebungen; zu dem einen idealen Charakter mußte ihm seine Frau sitzen. Wichtiger ist ein weiblicher Werther, die junge Wittwe Sylli: sie ist durch ihren zersetzenden Verstand mit der Welt zerfallen, hat aber eine große Sehnsucht nach Liebe. „Als ich Sylli's Brief schrieb", erklärt er später der Freundin Sophie, „befand ich mich in einer Situation, wo mir alles was sie sagte gradewegs aus dem Herzen kam:" — eigen genug, daß er seine Empfindungen einer Frau in den Mund legt!

Goethe konnte bei den Anfängen des „Allwill" noch nicht wissen, wo Jacobi hinaus wollte; aber ihm mußte Schlimmes ahnen; sein Portrait war zu kenntlich, und aus diesem Portrait grinsten ihn die Masken von Crugantino, Fernando, Clavigo, Faust sehr deutlich an.

Jacobi wollte im „Allwill" ursprünglich den wahrhaft freien Menschen schildern, der ohne Rücksicht auf Herkommen und Gesetz nach souveränen Eingebungen seiner Natur groß und edel handelt. Daß er selbst ein solcher nicht sei, wenigstens noch nicht, fühlte er lebhaft; er zog sich bescheiden hinter Goethe zurück, in dem ihm das Ideal seines eignen Lebens verkörpert erschien, von dessen Einfluß er sich für seinen noch schwankenden Charakter Festigung versprach. Allwills Glaubensbekenntniß sollte zuerst Goethe's und seine eigne gemeinsame Ueberzeugung ausdrücken. Diese Auffassung wurde durch den Eindruck der „Stella" wesentlich verändert.

Schon in einem Jugendbrief bekennt Allwill, daß in seiner brausenden, unaufhörlich gährenden Natur tief ein unbezwinglicher Leichtsinn liege, und die Person, welche Jacobi's Gattin vertritt, bemerkt warnend: „Allwill ist ein recht wackerer Junge, und ich traue ihm von manchen Seiten sehr, aber es liegt etwas von Ruchlosigkeit in ihm." — Bald enthüllt er sich weiter. „Wenn mein Geist umnebelt ist, dann bin ich so verständig wie ein Schulmeister. Beim Nebel fließen die Dinge so hübsch in einander; keine Farbenverwirrung, alles grau, alles flach. Die Moral ist nichts als eine Art Nebel, der alles leichtfertige Außenwesen, als da

sind Glanz, Farbe und Licht an den Gegenständen verhüllt und nur das solide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt. — Ein feuriger geistvoller Jüngling, der ein Epiktet sein will, muß zum Schelm werden. Wie kann er alles Schöne mit Entzücken lieben und nie irre gehn? wie kann er euch euern Ueberdruß nachfühlen, eure Mattigkeit, ihr lieben Graubärte? — Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten, seine Wünsche zu verfolgen; der Herzhafte spottet deß, und weiß sein Schicksal zu tragen. — Nimm alle Sittlichkeit zusammen und versuche streng nach ihren Vorschriften zu wandeln; wenn du wahres Gefühl der Schönheit hast; auf wieviel Ausnahmen wirst du nicht stoßen! Willst du nun aus Furcht, zu irren, keine solche Ausnahme gelten lassen; wie muß da nicht endlich dein Herz und Verstand sich verstocken, dein Geist zu jedem freien Bestreben unfähig werden! . . . Hochweise Herrn! meine gesunden Sinne gingen bei eurer Krankendiät zu Schanden. Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmal, aber die freie Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt. . . Es weht durch alle Empfindungen der lebendige Athem der Natur. Laß ihn wehn! — Fallen werde ich noch oft, aber ebenso oft wieder aufstehn und glücklicher fortwandeln. — Es ist ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Moral! Was für Grundsätze werden nicht in unsrer Kindheit in unsre Köpfe geschraubt, was für Gesinnungen hineingedämmert! Daher das ewige Mißtrauen zwischen Geist und Herz. O schlage du nur fort, mein Herz, muthig und frei! dich wird die Göttin der Liebe, es werden die Huldinnen alle dich beschirmen! denn du ließest alle Freuden der Natur in dir lebendig werden, schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmal von Neuem dich ganz, strömtest hin in verdachtlosem Entzücken; lerntest, empfingst von ihr, zu geben und zu nehmen wie sie selbst!"

„Das nennen Sie Eines Sinnes sein mit der Natur?!" antwortet ihm eine verlassene Geliebte. „Sie, der, alle Hände voll, noch immer weiter greift, und darum weder fassen noch halten kann! der immerwährend die echtesten Bande der Natur auflöst, wahre reine Verhältnisse zerstört, um erträumte chimärische an die Stelle zu setzen; dann sich abarbeitet, alle Schwarzkünsteleien zu Hülfe nimmt, um den wankenden Schatten zu befestigen, und da doch die Sonne ihn verrückt, dem Segenswandel der Sonne flucht! Wenn ich nur etwas wüßte, was der Natur mehr entgegen wäre als jene Unmäßigkeit, die alle Bedürfnisse

vervielfältigt und unendlichen Mangel schafft, mit seinen Nöthen, Angst, Schmerz, Gewaltthätigkeit, Arglist und Tücke! jenes blinde Ringen, zu widernatürlichen Bedürfnissen widernatürliche Mittel zu finden! — Armes Mädchen! du glaubst, daß er dich liebt: er liebt dich wirklich, mehr vielleicht als dich ein Andrer lieben könnte. Allwill liebt nie anders; er ist immer seinem Gegenstand ganz: morgen vielleicht dem Ehrgeiz, einer Kunst, vielleicht einer neuen Geliebten. Sieh, er muß unstät und flüchtig sein, er ist gezeichnet!"

Noch feiner analysirt ihn eine welterfahrene Dame. „Es giebt keine Liebenswürdigkeit, die sich in ihm nicht abspiegelte wie die Sonne im Meer; und das ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur! Grade das macht ihn gefährlich; das giebt ihm die offne unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man ihm die Hand von Ferne reicht, sich ihm anschlingt. Erst hintennach wird man gewahr, was er für unsichere Straßen wandelt. — Jedes Uebermaß von Kräften reizt zur Gewaltthätigkeit; dazu kommt bei den Allwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine besonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affects und eine ungemeine Energie der Einbildungskraft zu Grunde liegt. Wo unter ihnen der hellere Kopf ist, da stellt sich auch ein schwererer Grad der Ruchlosigkeit ein. Bei der Helle des Kopfs wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion, zur Beschauung und Wiederbeschauung mit Hülfe des Gedächtnisses immer schneller, mannigfaltiger, gegenseitiger, durchgreifender, umfassender: bis endlich Anschauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbstbesinnung, Geistesgegenwärtigkeit und innern Sammlung, welche die Allwille selbst in der ärgsten Beklemmung der Leidenschaft nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verschlungen werden, und für sich keine Gewalt und natürlichen Rechte mehr haben. Der ganze Mensch, seinem sittlichen Theil nach, ist Poesie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß keine ehrliche Faser an ihm bleibt. — Das macht die Allwille so gefährlich, daß sie in manchen Fällen Größe und Edelmuth beweisen, daß sie oft die schönsten Regungen der Seele blicken lassen: aber ihre Eigensucht ist hart und grausam, einer eigentlichen Verläugnung sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen ist so gut wie todt." —

Was mußte wohl Goethe bei diesem Zerrbild empfinden, das durch viele Züge kenntlich war, und mit dem er einige Verwandtschaft nicht ableugnen konnte! Er hatte sich selber oft genug carikirt, aber von einem alten Freund so abgezeichnet zu werden, war doch etwas andres.

Es lag nicht in seiner Art, sich darüber auszusprechen; aber der Groll blieb, und brach in einem Augenblick aus, wo Niemand den Grund errieth.

Jacobi hatte von Frankfurt aus Klopstock in Karlsruhe besucht. und ihn ohne Weiteres für ein Ideal männlicher Größe erklärt. „Jacobi gehört zu uns!" schrieb Klopstock sehr befriedigt an den Bund. Er hatte während seines halbjährigen Aufenthalts in Karlsruhe seinen Anhang in Süddeutschland beträchtlich erweitert; auch die junge Princeß Louise von Darmstadt, die am dortigen Hofe erzogen wurde, schloß sich ihm warm an; noch enthusiastischer der große Tondichter Gluck, der auf einer Reise nach Paris Karlsruhe besuchte. Obgleich man dem Dichter am Hof alle denkbare Freiheit verstattete, fühlte er sich doch genirt und kehrte nach Hamburg zurück; unterwegs in Frankfurt 29. März 1775 verkehrte er wieder mit Goethe, aber nur flüchtig. In Göttingen fand er es ziemlich leer. Hahn, die beiden Miller waren fort; Hölty kränkelte dem Tod entgegen. 29. April siedelte Voß nach Wandsbeck über, zu Claudius. Der „Hain" war doch immer nur ein Studentenkränzchen, und wer ausstudirt, mußte an eine Versorgung denken. Der Zuwachs war nicht beträchtlich, eigentlich nur der stille Lyriker Overbeck aus Lübeck, und Leisewitz aus Hannover, von dem man nur wußte, daß er an einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb. In der alten Weise ging es nicht fort.

„Der Bund geht auf Freiheit!" schreibt Hahn, „daher muß er sich ausbreiten." Es wurde mit Goethe noch ein Versuch gemacht.

Gustchen's Brüder, die beiden Grafen Stolberg, hatten ihren Besuch in Frankfurt angemeldet; eine gemeinsame Reise nach der Schweiz zu Lavater war geplant. Goethe schreibt 15. April an Gustchen: „Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir wohl thun."

Gemeinsam mit ihrem Freunde v. Haugwitz stellten sich die Stolberg im Goethe'schen Hause als die Haymonskinder dar und begrüßten Goethe's Mutter als Frau Aja; sie lechzten nach Tyrannenblut und ärgerten den sittlichen Spießbürger durch Baden im Freien. Fr. Stolberg erfreute sich eben einer unglücklichen Liebe, von der er viel Wesens machte. „Bei Goethe", berichtet er 12. Mai, „strömt die Fülle der heißen Empfindung aus jedem Wort, aus jeder Miene; er ist bis zum Ungestüm lebhaft."

„Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit", schreibt Goethe 13. Mai an Herder, „und festem Fuß in wahrem Leid und Freud' der Erde

wähnt' ich vor Kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus in's weite Meer geworfen" — „Endlich", schreibt er denselben Tag an Sophie Laroche, „hab ich's über's Herz bracht, und ziehe aus Frankfurt!" — Von Lilli nahm er keinen Abschied.

„Daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich!" sagte Merck, den die vier in der Werther-Uniform besuchten. „Deine Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug."

„Wenn du unsre Wirthschaft auf der Reise sähest!" schreibt Stolberg an seine Schwester. „Wir sind immer im Taumel. — Goethe ist ein wilder, unbändiger, aber sehr, sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flammen. Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. Wir vier sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte."

In Karlsruhe trafen sie 21. Mai die Weimarischen Prinzen, die mit Knebel aus Paris zurückkehrten. „Wir thaten", schreibt Stolberg an Klopstock, „zusammen warme Wünsche, die Deutschen bald gegen die Franzosen fechten zu sehn. Das Herz im Leibe that mir weh beim Anblick des bezwungenen nun französischen Rheinufers. Aber sie werden das schöne Land nicht noch lange besitzen! Es ist, weiß Gott, Schande für uns, daß wir so lange schlafen! . . Princeß Luise sprach von der Freiheit und von Lavater in einem Ton, der mich entzückte; Sie haben recht gehabt, sich in sie zu verlieben."

„Luise", schreibt Goethe, „ist ein Engel! Der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen, und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist." Noch hatte er keine Ahnung von der künftigen Nähe.

„Noch fühl' ich", schreibt Goethe aus Straßburg 23. Mai, „ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem durchgebrochenen Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Thor. Aber warum soll man das Lämpchen auslöschen, das einem so artig auf dem Lebensweg vorleuchtet und dämmert!"

In Emmendingen — 4. Juni — stellte ihn seine Schwester Cornelie ernsthaft zu Rede; sie befahl ihm, Lilli aufzugeben, um Lilli's willen; sie hatte an sich selbst erfahren, was eine unglückliche Ehe heißt. Endlich kam man in Zürich an.

Lavater war der Besuch vornehmer und verehrender Fremden hochwillkommen; man hatte ihn eben wegen seiner Leichtgläubigkeit gegen

die Wunderthäter hart mitgenommen, und die öffentliche Meinung stand ihm nicht zur Seite. Goethe hatte sich als Mitarbeiter an seinem Lebenswerk ihm zugesellt; er hatte Ostern Lavater's „Physiognomisches Fragment zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" herausgegeben, und ihm dazu Zeichnungen von Thierschädeln, Silhouetten, Christusbildern, Portraits aller Art zukommen lassen auch von Lilli und Lotte, welche „Schattenweiber" auch einmal in die Sammlung kommen sollten. „Weh dem", schreibt der Maler Heinrich Füßli aus Rom an Lavater, „dem dein Buch nicht gefällt! wenn du nichts geschrieben hättest als das Capitel von Homer, so würde dein Name zu den ersten des Jahrhunderts gehören!" — Das Capitel war aber von Goethe.

Lavater, hauptsächlich wohl von Winckelmann angeregt, ging in seinen physiognomischen Studien von der Ueberzeugung aus, das Aeußere müsse dem Innern entsprechen, der schönen Seele das schöne Antlitz. Mit einer scharfen, genialen Beobachtung ausgestattet, glaubte er, seine Beobachtungen auf feste Regeln und Gesetze zurückzuführen, jeden Zug der Physiognomie, wie Winckelmann, geistig ausbeuten zu können. „Man bemerke", schreibt er unter Goethe's Silhouette, „die Lage und Form dieser gedächtnißreichen, gedankenreichen Stirn, das mit einem fortgehenden Schnellblick durchdringende, verliebte, sanft geschweifte nicht sehr tiefliegende, helle leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichende Braue, diese an sich allein schon dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum Lippigten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Mund, dies männliche Kinn, dies offne markige Ohr! Wer könnte diesem Gesicht Genie absprechen? Und Genie, ganzes wahres Genie ohne Herz ist Unding. Nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie: — Liebe! Liebe ist die Seele des Genies." — Aehnlich hatte Winckelmann den Apoll und den Torso des Herkules beschrieben.

Interessanter noch ist das Portrait Fritz Stolberg's, den Goethe bald nach der Ankunft in Zürich ihm zuführte. „Siehe das leicht schwebende, schwimmende elastische Geschöpf! es liegt nicht, es steht nicht, es stemmt sich nicht, es fliegt nicht: es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhn, zu locker, um festzustehn, zu schwer und zu weich, um zu fliegen! Kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wohl! kein fester forschender Tiefsinn, keine langsame Ueberlegung — und doch der unbefleckte Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker! ewiger Idealisirer! immer halbtrunkener Dichter, der

sieht, was er sehn will! Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene uneckige vorhängende Nase zeigt bei dieser Verschlossenheit des Mundes viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichts viel Trägheit und Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichts Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, der Niemand als ihm selber schadet. Das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von ungelernter innerer Güte, und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender, freiheitdürstender Lebendigkeit; es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit im Punkt der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die empfindliche Haut."

Lavater hat seine Physiognomik noch mehrere Jahre fortgesetzt, und für seine Ansichten zahlreiche Apostel gefunden: außer Goethe hauptsächlich Zimmermann, Schlosser und Claudius. Der Hauptgegner — außer Merck und Nicolai — war Lichtenberg in Göttingen, der nicht die Sache an sich leugnete, der vielmehr in seinen Briefen über Garrik und seinem Commentar zum Hogarth zeigte, wie hoch er den physiognomischen Blick zu schätzen wußte. Aber einmal forderte ihn der orakelhafte Ton Lavater's zur Parodie heraus, dann verletzte ihn die Willkür der Regeln, in die Jener seine Erfahrungen zusammenfaßte; endlich und wohl nicht am mindesten der einseitige Geschmack, der alle Schönheit nach dem Maaß der Griechen construirte. Es mußte einen verwachsenen Mann wie Lichtenberg wohl verdrießen, wenn ihm neben der Schönheit des Körpers auch die Schönheit der Seele abgesprochen werden sollte. Lavater hat durch die voreilige Zuversichtlichkeit seiner Behauptungen viel Unfug angerichtet und es seinen Gegnern leicht gemacht; ganz zu verwerfen ist die Sache nicht, das wird jeder denkende Schauspieler bestätigen. Im Großen betrachtet, war seine Physiognomik ein Versuch, den Sensualismus in die verständig idealistische Philosophie der Deutschen einzubürgern.

Goethe trennte sich bald von seinen Reisegefährten, und machte mit einem jungen Landsmann Passavant eine Fahrt in die Urcantone: er wollte der großen Natur ins Angesicht sehn. „Die Welle wieget unsern Kahn im Rudertakt hinauf, und Berge, wolkig himmelan, begegnen unserm Lauf. — Aug', mein Aug', was sinkst du nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder? Weg du Traum, so Gold du bist! hier auch

Lieb' und Leben ist." — 16. Juni war er in Schwyz: „Lachen und Jauchzen bis Mitternacht." 22. Juni auf dem Gipfel des St. Gotthard. Es war der Vorabend zu Lilli's 17. Geburtstag. Er faßte ein goldnes Herz, das er am Halse trug.

„Angedenken du verklungner Freude, das ich immer noch am Halse trage, hältst du länger als das Seelenband uns beide? verlängerst du der Liebe kurze Tage? — Flieh' ich, Lilli vor dir! muß noch an deinem Bande, durch fremde Lande, durch ferne Thäler und Wälder wallen! Ach Lilli's Herz konnte so bald nicht von meinem Herzen fallen. — Wie ein Vogel, der den Faden bricht und zum Walde kehrt: er schleppt des Gefängnisses Schmach, noch ein Stückchen des Fadens nach; er ist der alte freigeborne Vogel nicht, er hat schon Jemand angehört."

Der Freund suchte ihn zu überreden, mit raschem Entschluß nach Italien hinüberzuziehn; aber Lilli's Anziehungskraft war zu stark; Goethe kehrte um.

In denselben Tagen ging Lessing nach Italien; auch Herder, Heinse, Klinger, der Maler Müller blickten voll Sehnsucht nach dem gelobten Lande, das ihnen Winckelmann gemalt.

12. Juli reiste Goethe mit Klinger, der auch nach Zürich gekommen war, und unterwegs alle Gesinnungsgenossen aufgesucht hatte, aus Zürich wieder ab. Die Spießbürger hatten ihn nicht gemocht: „dem war bei uns gar Niemand gut genug! auch steht der Uebermuth dem an die Stirn geschrieben!" Dafür verhöhnte sie Goethe in den „Briefen aus der Schweiz", die später als Anhang zum „Werther" erschienen. — In Ulm erklärte ihn Schubart für ein „Genie, groß und schrecklich wie ein Riesengebirge!" „In Goethe bin ich verliebt!" schreibt Sprickmann an Boie. „Eine der größten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich ihn sah. Ich liebe, wie wenige lieben, aber wenn ich zu wählen hätte, geliebt zu werden oder Goethe's Busenfreund zu sein: — ich würde mich nicht gleich zu entscheiden wissen!"

Als er den Straßburger Münster wiedersah, hatten die Urgebirge sein Auge für das Große empfänglicher gemacht. „Du bist eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt! Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturz des Rheins, wie vor deinen Wolkenfelsen und wüsten Thälern, grauer Gotthard! wird in der Seele rege, was Schöpfungskraft in ihr ist."

„Zur Erinnerung guter Stunden, alter Freuden, alter Wunden, alter Sorgen, alter Schmerzen in zwei tollen Dichterherzen noch im letzten Augenblick lass' ich Lenzen dies zurück!" Den Vers schrieb Goethe bei

seiner Abreise aus Straßburg in Lenzens Stammbuch. Sie waren sich näher gekommen als in der alten Straßburger Zeit. Lenz hatte auch mit Klinger fraternisirt, den Schubart für einen Halbgott erklärte, wie er in Jahrhunderten nur einmal auf Erden erschiene. Nun wandte sich Lenz mit einem feurigen Liebes- und Verehrungsbrief auch an Herder, dem er sein eben vollendetes Stück „die Soldaten" zusandte.

Herder, den er so lange nicht gesehn, traf Goethe in Darmstadt wieder vor. Schon zu Anfang des Jahrs hatte er einen „recht herzguten" Brief von ihm erhalten. „Der Moment, in dem dein Brief mich traf, lieber Bruder", hatte er ihm 18. Jan. 1775 geantwortet, „war sehr bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und sieh, da trittst du herein und reichst mir die Hand. Da hast du meine! und laß uns ein neu Leben beginnen mit einander! im Grund habe ich doch bisher für dich fortgelebt, du für mich!" Die persönliche Zusammenkunft stellte die alte Freundschaft völlig wieder her. Herder theilte ihm seine neuen theologischen Schriften mit: „Gott weiß", schreibt Goethe, „daß das eine gefühlte Welt ist! Dank! Dank! Deine Art, zu fegen, und nicht etwa aus dem Kehricht Gold zu sieben, sondern den Kehricht zur lebendigen Pflanze umzupalingenisiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens! So behandelt wird Gott oder Teufel mir lieb, denn er ist mein Bruder. Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, das mich als eingeschränktes bedürftiges Ding zuweilen rasend machte!" — Mit Merck hatte sich Herder wieder ausgesöhnt, und stand leidlich mit ihm. Merck hatte seinen alten Kummer überwunden, und war wieder in frischer Thätigkeit. Wieland hatten sich beide genähert; Merck wurde eifriger Mitarbeiter des „Mercur", der auch Herder zu gewinnen suchte, und die ehemaligen abfälligen Urtheile über die Bückeburger Schriften nicht blos zurücknahm, sondern durch begeisterte ersetzte, in welchen die Schule Lavater's sich vernehmen ließ.

25. Juli war Goethe wieder in Frankfurt. „Wenn mir's so recht weh ist", schreibt er 31. Juli an Gustchen, „kehr' ich mich nach Norden, wo sie weilt . . . Gestern Abend hatt' ich soviel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände festzuhalten, und schlief darüber ein . . . Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum . . . Ich will schweigen." — „Das wird die letzte Thrän' nicht sein, die glühend Herz aufquillet, das mit unsäglich neuer Pein sich schmerzvermehrend stillet."

Lilli's Zauber machte sich wieder geltend. Aus Offenbach, wohin

er sie begleitet, schreibt er 3. Aug. an Gustchen: „Hier im Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe! . . . Ich sitze wieder wie ein Papagey auf der Stange . . . Lang halt' ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort. Wohin? . . . Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fußend, festklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde. Selig seid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufrieden anständiger Vollendung, jeden Abend den Staub von den Schuhen schlagen, und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! . . . Heute reiten wir aus . . . Ich höre ihre Stimme!" —

Man hatte Lilli gesagt, seine Schweizerreise ohne Abschied sei eine deutliche Erklärung gewesen. Ihrerseits war sie zu allem entschlossen: sie war bereit, mit Goethe nach Amerika zu gehn, der neuen Welt, die seit einigen Jahren als das Land des Heils über den Ocean herüberleuchtete. Sie hätte es gethan, es lag etwas Heldenhaftes in ihr. Aber was sollte Goethe in Amerika? Er konnte von Lilli nicht lassen, er konnte sich nicht binden. „Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wiederherzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden. Es war ein verwünschter Zustand, der sich dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklich Abgeschiedenen vergleichen ließ."

„Ich möchte mir tausend Ohrfeigen geben", schreibt er an Merck, „daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war! Ich passe wieder auf neue Gelegenheit, abzudrücken." — Gustchen erzählt er von einer „grausamst feierlichst süßesten Stunde seines Lebens, wo er durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und alles ihn seelenvoll umgab!" — Darauf, 17. Sept.: „Ich machte eine Scene am Faust, verliebelte ein Paar mit einem Mädchen, das ein seltsames Geschöpf ist . . . spielte ein paar Stunden Pharao. Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat: sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer." — „Als hätte sie Lieb' im Leibe!"

18. Sept. „Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt wird, empfinden? und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf Höllen ab getrieben werden!

„Ich bin gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab. . . Welch ein Leben." — Und doch, Liebste! wenn ich wieder so fühle, daß

mitten in all dem Nichts sich wieder soviel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsivischen Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heiterer über Welt, mein Umgang mit den Menschen fester, sicherer, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt, und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold — da laß ich's denn so gehn — betrüge mich vielleicht selbst — und danke Gott."

20. Sept. „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte. — Nein, wenn ich könnte, ich dürft's nicht! du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ." — „Mein Herz ist übel daran, es ist Herbstwetter drin."

— „Fetter grüne, du Laub, am Rebengeländer hier mein Fenster herauf! Gedrängter quellet, Zwillingsbeeren, und reifet schneller und glänzend voller! Euch brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umsäuselt des holden Himmels fruchtende Fülle; euch kühlet des Mondes freundlicher Zauberhauch, und euch bethauen, ach! aus diesen Augen der ewig belebenden Liebe vollschwellende Thränen."

21. Sept. kam Herzog Karl August von Weimar, der eben die Regierung antrat, in Frankfurt an. Er reiste nach Karlsruhe, um Princeß Luise heimzuführen. Er lud Goethe förmlich nach Weimar ein: es wurde verabredet, der Hofmarschall v. Kalb sollte Goethe in einer Kutsche nach Weimar abholen. In Erwartung derselben zog sich Goethe nach Offenbach zurück. „Die ersten Augenblicke Sammlung", schreibt er von dort 18. Oct. an Bürger, „die mir durch einen tollen Zufall über's Herz geworfen worden, die ersten, nach den zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahren, die ich in meinem Leben gehabt habe! — Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold zum Pathengeschenk gemacht. — Wie's nun mit mir werden wird, weiß Gott! Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter."

In dieser Zurückgezogenheit arbeitete Goethe an einem neuen Stück, das vorläufig das Interesse am „Faust" zurückdrängte, am „Egmont." Der Stoff wie die Behandlung nähert sich dem Götz: auch diesmal entlehnte der Dichter aus seinen Quellen ganze Seiten, auch diesmal sprang er mit Ort und Zeit ziemlich willkürlich um, und suchte

den Ton der gewöhnlichen Volkssprache nur etwas zu veredeln. In den Scenen, wo die Spießbürger ihre große Politik treiben, wird nur schärfer betont, was im Götz bereits angedeutet war. Aber das Urtheil des Dichters ist reifer geworden, die handelnden Personen erscheinen vornehmer; in der großen Politik machen die Regentin, Alba, Oranien, Macchiavelli große Gesichtspunkte geltend; nicht Willkür reibt sich an Willkür, sondern relativ berechtigte Zwecke sind in ernstem Kampf. In der Mitte dieser einseitig streitenden Mächte steht der Held, wiederum des Dichters Ebenbild. Sein war die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutraun zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehn, und ohne eignes Zuthun die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen, die begeisterte Verehrung eines Jünglings aus feindlichem Geschlecht zu gewinnen.

Im Vertrauen auf seinen Stern, glaubt er, ohne festgehaltenen Plan frei seinen Neigungen folgen zu dürfen. „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist es denn? Wenn der Morgen uns nicht zu neuen Freuden weckt, uns am Abend keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's erst des An- und Ausziehens werth? . . . Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei?"

Die Weimarische Kutsche blieb aus; mißtrauisch gegen höfische Arglist, trieb der alte Goethe seinen Sohn, sie nicht zu erwarten, sondern rasch entschlossen nach Italien abzureisen. Die Erinnerungen an dies Land war die Poesie im Leben des alten Herrn, er gönnte sie auch seinem Wolfgang. Zum zweitenmal lockte ihn das sonnige Bild.

30. Oct. 1775 reiste Goethe aus Frankfurt ab. „Adieu Lilli! zum zweitenmal." So heißt es im Tagebuch. „Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsre Schicksale zu verbinden; es hat sich entschieden, wir müssen unsre Rollen einzeln ausspielen. — Und du!" (eine Andre!) „wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume, wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost, noch ist es Zeit! die höchste Zeit! — Einige Tage später, und schon. — — O lebe wohl! — Bin ich denn nur in der Welt, mich ewig in unschuldiger Schuld zu winden."

Man merkt im Fortgang des Tagebuchs die wachsende Weinlaune. — „Das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat! . . Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von allem diesem? — Der eigentliche Zweck der

Sache, meine Herren! ist, daß sie gar keinen Zweck hat. Soviel ist gewiß, treffliches Wetter ist's! — Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich." —

In Heidelberg machte dieselbe Freundin, die seine Verlobung mit Lilli eingeleitet, ihm neue Heirathsvorschläge. Von der Kutsche, die sich durch einen Zufall verspätet, kam Nachricht; nach einigem Schwanken kehrte Goethe um; zum zweitenmal ließ er Italien im Stich. „Kind, nicht weiter!" rief er mit Egmonts Worten der warnenden Freundin zu. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehn die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald links bald rechts vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin er geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

7.

Weimar.

1775—1776.

7. Nov. 1775 kam Goethe in Weimar an: „wie ein Stern ging er auf!" Der 26 jährige Jüngling war gewaltig über die ganze deutsche Jugend durch was er geleistet, durch was er versprach. Er hatte den Faust, den Egmont, den Prometheus im Pult; wären diese Stücke damals erschienen, er wäre der Unwiderstehliche geworden.

Seine äußern Mittel berechtigten ihn, sich seine Lage frei zu wählen. Er hatte den Trieb, sich in der Welt umzusehn; das bürgerliche Leben kannte er, nun wollte er wie Wilhelm Meister die vornehmen Kreise kennen lernen.

56 Jahre ist er in Weimar geblieben; die deutsche Litteratur hat dadurch einen künstlichen Brennpunkt erhalten. Wiederum, wie 1517 und 1675, bemächtigen sich die kleinen Höfe der geistigen Bewegung und geben ihr damit den Charakter. Mit schmalen Mitteln, aber gutem Willen und einem lebhaften Bildungstrieb, gelang es Weimar, fast für ein Menschenalter Residenz der deutschen Litteratur zu werden.

„Weimar", schreibt ein damaliges Handbuch, „ist ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit noch an Anlage dem heitern Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist dürftig gebaut, und es hat

alles das armselige Ansehn einer nahrungslosen Landstadt. Alles lebt vom Luxus eines eingeschränkten Hofs, dessen geringer Adel arm ist. Das Pflaster ist schlecht, Beleuchtung nicht vorhanden; Zeitungen kommen in die Bürgerkreise garnicht."

Der regierende Herzog Karl August wie seine neuvermählte Gattin Luise zählten erst 18 Jahr. Er, noch ein wilder unbändiger Knabe, von den edelsten Anlagen, aber an keine äußere oder innere Schranke gewöhnt, übrigens Goethe leidenschaftlich ergeben; sie, an dem Hof von Karlsruhe in strengen Sitten aufgewachsen, durch den Umgang mit Klopstock und Lavater religiöser gestimmt, als damals fürstliche Art war. Die bisherige Regentin, Herzogin Mutter Amalie, 36 J., Nichte Friedrich des Großen, Wieland's warme Gönnerin, lebenslustig, von lebhaftem Temperament, nicht abgeneigt, Romane zu verfolgen und zu spielen, vollständig frei von allen höfischen oder bürgerlichen Vorurtheilen. Gelangweilt durch die adlige Bureaukratie des kleinen Ländchens, suchte sie für ihre Hofchargen geistvolle und aufgeweckte Köpfe, und sah nicht ungern, wenn sie den Philister hänselten.

Gethan ist in den nächsten Jahren wenig: was aber Goethe innerlich erlebt, fliegt in den Briefen der Zeit wie ein Traum an uns vorüber. Aus ihnen erfährt man auch die Gewalt, die seine Persönlichkeit ausübte. Am leidenschaftlichsten warf sich ihm sein alter Gegner Wieland an die Brust.

Wieland stand im Grunde dem Dichter des „Werther" nicht so fern; er war es gewesen, der neben Klopstock und Geßner zuerst die Deutschen daran gewöhnt, die Liebe als das einzig Werthvolle auf Erden zu betrachten. Darin waren die romanischen Völker den Deutschen lange vorausgegangen. An romanischen Vorbildern hatte sich Wieland geschult. In demselben Jahr, da der „Werther" erschien, Juli 1774, schildert er in einem Gedicht „an Psyche" den Zaubertrank der Liebe: „das süße Gift! es schleicht die Kehle so sanft herab! Was Wunder auch, wenn eine wonnetrunkne Seele dem jungen Faun beim ersten Schlauch ein wenig gleicht! Mit dieses Rausches erstem süßem Beben beginnt ein neues bessres Leben. Wir athmen Himmelslüfte, schweben wie Engel ohne Leib daher in einem Ocean von Wonne. . .. Von diesem Augenblick nimmt die Liebe als Siegerin Besitz von unserm ganzen Wesen. Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebt, der Schattengrund, der ihren Reiz erhebt. . . Bei allem seinen Leiden liebt der Liebende die Quelle seiner Pein: er nähme nicht der Götter Freuden, von seinem Wahn

geheilt zu sein.“ — „Was hat das Leben, das dir gleicht, du schöner Irrthum schöner Seelen! Noch jetzt, da schon zum Abend sich mein Leben neigt, noch jetzt beglückst du mich!“ — Wieland hatte die Liebe erst verhimmelnd, dann lüstern beschrieben; zwar die verhimmelnde Periode war nicht ohne Lüsternheit, die lüsterne nicht ohne Verhimmelung. Er war beständig in verliebten Stimmungen, aber es war bei ihm kein eigentlicher Nothdrang der Leidenschaft, und er spielte fast in jedem Verhältniß nur die zweite Rolle. Nun trat ihm in Goethe die geniale Liebeskraft entgegen.

„O bester Bruder“, schreibt Wieland 10. Nov. an Jacobi: „was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tag an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tisch saß! Seitdem ist meine Seele so voll von ihm wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Ich bin zu voll, um schreiben zu können. — Wenn Sie bei uns wären! Doch es ist besser so, ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten, das Feuer von zwei Dämonen wie ihr würde mich verzehren! Zwischen Goethe und mir ist es schon so weit gekommen, daß Welt, Sünde, Tod und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können!“ —

„Mit Goethe und Ihnen“, erwidert Jacobi unerwartet kühl, „ist es genau so gegangen, wie ich vorausgesehn. Es wird sich von selbst nach und nach in die Richte senken, und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und schüttert.“

„Haben Sie ein ander Beispiel“, schreibt Wieland an Merck, „daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst!“

Einer vornehmen Dame schildert er den ersten Eindruck des wunderbaren Zauberers. „Mit einem schwarzen Augenpaar, Augen voll Götterblicken, gleich mächtig zu tödten und zu beglücken: so trat er unter uns, herrlich und hehr, ein echter Geisterkönig, daher! So hat sich nie in Gottes Welt ein Menschensohn uns dargestellt, der alle Güte und Gewalt der Menschheit so in sich vereinigt! der, nie gedrückt von ihrer Last, so mächtig alle Natur umfaßt, so tief in jedes Wesen sich gräbt und doch so innig im Ganzen lebt! Was macht er nicht aus unsern Seelen! Wer kann so lieblich ängsten und quälen, in süßen Thränen

zerschmelzen das Herz! wer aus der Seelen innersten Tiefen mit solch entzückendem Ungestüm Gefühle erwecken, die ohne ihn, uns selbst verborgen, im Dunkel schliefen! . . . Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft erschafft er Menschen: sie athmen, sie streben, in ihren innersten Fasern ist Leben! . . . Wie flogen die Stunden durch unsers Zauberers Kunst vorbei! und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden, und was Er sei, nun ganz empfunden, wie wurd' er so schnell uns wieder neu! entschlüpfte plötzlich dem hellen Blick und kam in andrer Gestalt zurück! ließ neue Reize sich uns entfalten, und jede der tausendfachen Gestalten so ungezwungen, so völlig sein, man mußte sie für die wahre halten!" —

„Ich lebe nun", schreibt er 9. Jan. 1776 an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und ganz in ihm. Ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres und Größeres in der Menschheit als Ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen scheint! Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Heute war eine Stunde, wo ich ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah: außer mir, kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an!" —

Goethe's Eindruck auf die Uebrigen war nicht viel anders, so rauhe Seiten er auch zuweilen hervorkehrte: „sein verfluchter Galgenwitz", schreibt Kammerherr v. Einsiedel 9. Jan. 1776, „fährt aus wie Geschoß und Blitz! 's ist ein Genie, an Geist und Kraft, wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft; meint, er kann uns alle übersehn, thäten für ihn rum auf Vieren gehn. Wenn der Fratz so mit einem spricht, schaut er einem stier in's Angesicht; glaubt er, er könn's fein riechen an, was wäre hinter Jedermann. . . Parodirt sich als Dr. Faust, daß dem Teufel selber vor ihm graust."

„Goethe habe ich noch viel lieber gekriegt!" schreibt Fritz Stolberg, der 26. Nov. 1775 auf einige Wochen zum Besuch eintraf, an seine Schwester: der Herzog hatte ihn zum Kammerherrn ernannt, die Stelle sollte zu Ostern angetreten werden. „Mit Wieland waren wir erst gespannt, das dauerte aber nur einen Augenblick; wir fanden, daß wir uns über viele Dinge ganz verstanden, und es wurde uns wohl zusammen. Luise ist ein Engel, der Herzog ein herrlicher Junge. Mit der herzoglichen Familie geht man um, als wären's Menschen unsers Gleichen. Einen Abend waren wir beim Prinzen: mit eins ging die Thür auf, und die Herzogin Amalia kam herein, mit der Oberstallmeisterin, der guten und schönen Frau v. Stein; beide trugen zwei alte Schwerter aus dem Zeughaus, eine Elle höher als ich, und schlugen uns zu Rittern. Nach Tisch ward blinde Kuh gespielt, da küßten wir

die Oberstallmeisterin, die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich das sonst bei Hofe thun?"

Um die Weihnachtszeit in Sturm und Regen Ausflug nach Waldeck. „Es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm." Ein eintretendes Thauwetter hemmt den Schlittschuhlauf. „Die Kirche geht an, in die wir nicht gehn werden", schreibt Goethe; „aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat? Unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt. — Hab' indessen in der Bibel gelesen." —

— „Sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnsten Wager die Bahn dir nicht vorgegraben du siehst, mache dir selber Bahn! — Stille, Liebchen, mein Herz! Kracht's gleich, bricht's doch nicht! bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!"

„Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd."

„Ich treib's hier freilich toll genug!" schreibt Goethe 5. Jan. 1776 an Merck. „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." — 22. Jan. „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt, und werde fast nicht wieder wegkommen. Ich übereile mich nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein. Die Herzogthümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stände." — „Da ich jetzt in einer Lage bin, tausend Großen und Kleinen, Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft, Kopf und Brust entgegenzusetzen, so ist mir's wohl."

„Ich werde meine Rolle spielen so gut ich kann, und so lang es mir und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein Paar Jahre, ist doch immer besser als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun konnte."

An Lavater, 6. März. „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder auch mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." — 8. März, an Merck: „den Hof hab' ich probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort."

Ganz so glatt ging das doch nicht. Die Stadt hatte von Goethe nichts gesehn, als das wilde Treiben mit dem Hof: nächtlichen Eislauf mit Janitscharen-Musik, Saujagden, Liebhabertheater, Maskeraden und andre rauschende Vergnügungen; die Beamten glaubten nicht, daß solches

eine genügende Vorbereitung für die Stelle wäre, in die Goethe nun eintreten sollte, einen Sitz im höchsten Regierungscollegium. Der brave Minister v. Fritsch bat 24. April, als der Herzog das verlangte, um seine Entlassung; den genialen Einfällen des Herzogs über das Beamtenthum wußte er gewichtige Gründe entgegenzusetzen, doch gab er schließlich nach als die Herzogin Amalie sich ins Mittel legte, 13. Mai. Goethe trat ins Conseil, v. Kalb, sein Freund und Verbündeter, wurde Kammerpräsident. „Alles was wider uns war, ist vernichtet", schreibt der Letztere an Goethe's Eltern. Es zeigte sich nur zu bald, daß Fritsch mit seiner Warnung vor der Leichtfertigkeit des Hofmanns Recht gehabt.

Als Günstling des Herzogs mußte Goethe ihm auch in ernsthaften Angelegenheiten Rath ertheilen; um das gewissenhaft zu können, mußte er sie studiren, und das konnte er nur durch praktische Betheiligung an den Geschäften. Insofern war sein Handeln correct. Aber er betheiligte sich nur mit dem Vorbehalt, daß es aus Liebhaberei geschehe, und daß er nicht gebunden sei, und dies halbe Wesen dauerte sechs Jahre; es dauerte weitere sechs Jahre, bis er einsah, daß die wirkliche Kraft seines Geistes sich darin nicht ausgeben könne, daß er einen falschen Weg gewählt habe. Er mag als Inspector des Wegebaus, in den Bergwerken u. s. w. manches Nützliche geleistet haben, einen rechten Ersatz für die Unterbrechung seines poetischen Schaffens gab es nicht. — Daß man auch in nächster Nähe besorgt wurde, zeigt der Brief einer Dame, der er gleich zu Anfang sehr nahe trat, der Frau v. Stein.

„Goethe cause ici un grand bouleversement . . . Tout notre bonheur a disparu ici. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hasardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille!" — Daß Frau v. Stein, schon Anfang Mai, an Zimmermann über ihren neuen Freund so berichten konnte, ist seltsam genug; was sie sagte, war nicht ohne Grund; sie hatte es zum Theil von Goethe selbst.

Schon 27. Jan. schreibt ihr dieser: „Luise war ein Engel! ich hätte mich ihr etliche Male zu Füßen werfen müssen, aber ich blieb in Fassung, kramte läppisches Zeug aus und machte sie lachen. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig. Sie haben eben beide immer Unrecht." Tags darauf: „Luise war gestern lieb. Ich begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht. Ich sah ihr in die Seele, und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet."

Die Herzogin, eine edle aber schwerlebige Natur, fühlte sich über das wilde Treiben ihres Gemahls sehr unglücklich: „ich war fast zur Kleinmüthigkeit gesunken", schreibt sie etwas später an Lavater, „alles düster und dumpf um mich her, alle Hoffnung erloschen!" — Goethe selbst schildert einige Jahre darauf den fürstlichen Freund „düster wild an heitern Tagen, unbändig, ohne froh zu sein! ein edles Herz, vom Wege der Natur durch enges Schicksal abgeleitet, das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur, bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet." — Freilich, schreibt er 20. Mai an Gustchen Stolberg: „der Herzog ist ein trefflicher Junge, und wird, will's Gott, auch ausgähren. Fritz wird gute Tage mit uns haben."

Aber Fritz Stolberg war in seinen Entschlüssen sehr von Klopstock abhängig! Dieser betrachtete, was in Weimar geschah, mit gespannter Aufmerksamkeit. In der Litteratur war ein Frontwechsel eingetreten: Goethe, dem er eine anständige aber untergeordnete Stelle im Bunde zugedacht, hatte sich mit seinem Feinde Wieland verbündet; nun sollten auch seine treuen Stolberge hineingezogen werden. Es galt einen Versuch, das Heft wieder in die Hand zu nehmen. Klopstock betrachtete die Stolberge noch als seine Mündel, für deren Moralität er verantwortlich sei; die Herzogin Luise hatte er in Karlsruhe als halbes Kind gekannt, nun kamen ihm fortwährend Klagen zu Ohren, über die lärmende Geselligkeit am Hof, über die wiederholten Verletzungen der Sitte. Klopstock glaubte etwas wagen zu dürfen.

9. Mai. „Hier einen Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Denken Sie nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden würde; auch nicht, daß ich Sie, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andre Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze bei Seite, was wird der Erfolg sein? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum krank werden betrinkt, nicht lange leben . . . Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andre Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? wenn es nun wird geschehn, was ich fühle, daß geschehn wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der auch niederhalten? — Luisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht,

daß Sie lieben wie ich!" — Von der Antwort soll der Rath abhängen, den er Stolberg ertheilen will, nach Weimar zu gehn oder nicht.

Der Versuch war heikel aber wenn er gelang! — Goethe's Antwort — 27. Mai — schlug diese Hoffnung nieder.

„Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns nur ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, — und wozu? — Also kein Wort mehr über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz über bliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und, will's Gott, besser, als er uns gesehn hat."

„Was wird's werden?" schreibt er 24. Mai an Gustchen. „Ich hab' eben noch viel auszustehn, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte; aber gestählt bin ich auch, und will ausstehn bis ans Ende. — Nun hörst du eine Weile nichts von mir. Fritz soll kommen, wenn er gern mag; der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen."

In Klopstock's Kreis erregte Goethe's schroffe Abweisung einen ungemeinen Aufruhr. „Es thut mir in der Seele weh für Goethe!" schreibt ihm Fritz Stolberg 8. Juni, „er verdient's Ihre Freundschaft zu verlieren, und doch weiß ich, wie er von Herzen Sie ehrt und liebt. Das sage ich nicht, ihn zu entschuldigen. Starrkopf ist er im allerhöchsten Grad, und seine Unbeugsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich schon oft für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch! ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd von der Gunst eines Herzogs! Und doch kann er so weich sein, so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidnen Faden ... Gott erbarm sich über ihn und mach ihn gut! Aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer. Wie oft sah ich ihn schmelzend und wüthend in einer Viertelstunde ... Der junge Herzog hat viel Anlage zum Guten und Bösen. Er hat natürliche Wildheit und Härte ... Die andern Geschichten, welche mir Gustchen (!)

erzählt hat, sind lächerlich und schlecht . . . Und doch . . . werde ich hin müssen, das hab' ich versprochen."

Sein Bruder Christian, 16. Juni: „Ich wünschte sehr, daß mein Bruder sich auf gute Weise losmachen könnte . . . Wie hat sich Goethe mit dem Herzog, dem wilden rohen Jungen, so verbinden können! . . . Der Herzog und er eine gemeinschaftliche Maitresse! Das habe ich Mühe zu glauben. Aber beide sind unbändig, und beiden ist der Umgang mit einander höchst gefährlich".

Klopstock verschickte die Actenstücke nach allen Seiten, auch nach dem Karlsruher Hof. „Ich verachte Goethe!" sagte er zu den Seinigen. „Ja wohl!" schreibt Voß, „Verachtung über den Schurken, der die freundschaftliche Warnung eines solchen Mannes so verkennt!" Ueberall bei den Getreuen wurde Goethe in Verruf erklärt. 29. Aug. 1776 schickte Klopstock seine förmliche Absage nach Weimar; vorher hatte er Stolberg bewogen, in Weimar abzuschreiben, und eine Stelle in Kopenhagen anzunehmen. Auf Jacobi, den er auch eingeweiht, rechnete Klopstock ganz; mit Lessing, der eben Hamburg besuchte, schien er sich in der Abneigung gegen Goethe zu begegnen; auch Lavater bemühte er sich durch die zweite Hand zu gewinnen. Mit der Erweiterung des Bundes war es nichts geworden, aber der kleine Kreis in Hamburg hielt desto fester zusammen, und strömte dem Patriarchen der deutschen Dichtkunst, der sich stolz von dem öffentlichen Treiben abwandte, Weihrauchwolken zu, die ihm in Deutschland eher schadeten.

11. Juni erhielt Goethe seine förmliche Anstellung als Geh. Legationsrath, mit 1200 Thlr. Gehalt und Sitz und Stimme im Conseil. Dabei blieb ihm volle Freiheit zu gehn, sobald er wollte. An seine Eltern schrieb v. Kalb: „Nie würde der Herzog darauf verfallen sein, Goethe einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen: er weiß zu gut, daß alle andern unter seinem Werth sind! wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten."

„Der Herzog", schreibt Goethe an Kestner, „mit dem ich nun schon an die neun Monate in der innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden; aus unsrer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne!" „Wir halten zusammen und gehn unsern eignen Weg, stoßen so freilich allem Schlimmen und Mittelmäßigen vor den Kopf, werden aber durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns." — Er dankt dem Schicksal für diese Freundschaft. (3. Aug.): „Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl, daß ohne dich

wir nur vergebens sinnen, durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl voreilig dir niemals was abgewinnen. Du hast für uns das rechte Maaß getroffen, in reine Dumpfheit uns gehüllt, daß wir, von Lebenskraft erfüllt, in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

„Ueber Karl und Luise sei ruhig!" schreibt er 11. Sept. an Lavater. „Wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind." — „Meine Lage ist die glücklichste, die eine menschliche Einbildungskraft sich kaum zu wünschen wagt; dafür hab' ich nun freilich auch alle Zulagen zu genießen, die das Schicksal an jene Gaben anzuhäkeln pflegt." — Unnütz ängstigen sich die Freunde um den kühnen Schiffer, den die Winde von der vorgesteckten Fahrt abzulenken scheinen: er bleibt „treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege . . . Aber aus der dumpfen grauen Ferne kündet leise wandelnd sich der Sturm an, drückt die Vögel nieder aufs Gewässer, drückt der Menschen schwellend Herze nieder. Und er kommt! . . . Mit dem angsterfüllten Balle spielen Wind und Wellen. — Doch er stehet mannlich an dem Steuer. Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen; Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen. Herrschend blickt er in die grimme Tiefe, und vertrauet, landend oder scheiternd, seinen Göttern." —

Am gefährlichsten wurden ihm die Zumuthungen seiner alten Gesellen aus der Wertherzeit. 16. März 1776 erhielt er einen Zettel: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze!" Er war von Lenz, der es in Straßburg nicht länger aushielt: „mir fehlt zum Dichten warme Luft des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt!" — Unterwegs war er Goethe auf Schritt und Tritt nachgegangen; er hatte Corneliens und Schlosser's Freundschaft erworben, Lavater und Merck aufgesucht, mit Klinger und Wagner fraternisirt, mit Herder einen Briefwechsel angeknüpft. In Weimar wußte er auch Wieland zu gewinnen, den er früher so gehässig angegriffen, und dem er nun laute Begeisterung entgegentrug. „Ein herrlicher Junge!" schreibt Wieland 13. Mai an Merck; „freilich ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen dummen Streich ausgeführt, der jeden andern in die Luft gesprengt hätte!" Und noch 9. Sept.: „man kann den Jungen nicht lieb genug haben! So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! so ein zartes Maulwurfsgesicht und so ein nebliger Blick, und der ganze Mensch so befangen, so liebevoll! Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und solange er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden."

24. Juni erschien auch Klinger in Weimar. „Ich lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger Liebe: Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm! Toller Junge! und immer mehr Liebe. Er wußte kein Wort von meinem Kommen. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! — Wieland ist der größte Mensch nach Goethe, den ich gesehn. Hier sind die Götter! hier ist Elysium! Glaub' nichts von alle dem, was über das Leben hier geredet wird!" Bald indeß stellten sich Mißhelligkeiten heraus. „Klinger kann nicht mit mir wandeln", schreibt Goethe schon 24. Juli, „er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war, und ich's nicht erklären konnte noch mochte."

Goethe konnte eine gewisse Verwandtschaft seiner Jugendversuche mit denen seiner Freunde nicht von sich ablehnen, aber es war eine Verwandtschaft, vor der ihm graute. Er war im Begriff, seine alte Haut abzuwerfen, und jene wollten ihn noch in der alten Gestalt sehn, in der alten Gestalt zeigen, die unter ihren Händen ein Zerrbild wurde. Er ließ sie eine Zeitlang gewähren, zuletzt riß ihm die Geduld, und er machte unter ihre Existenz einen dicken Strich.

Klinger ging zuerst — in der nämlichen Zeit 22. Sept. bis 9. Oct. traf ein andrer Kraftmensch in Weimar ein, Kaufmann aus Zürich, ein Vertrauter Lavater's, der auf die ganze Gesellschaft, und namentlich auf Goethe, damals einen merkwürdig starken Eindruck machte. Die beiden Kraftmenschen stießen sich ab: Kaufmann scheint zu Klinger's Entfernung mitgewirkt zu haben.

Lenz hielt sich länger, aber im Grund doch nur geduldet. Seine großen Productionen stockten, er dichtete nur kleine Schnitzel. Seine Ergüsse fließen ihm nicht leicht, er muß einen unverhältnißmäßigen Druck anwenden, sie springen zu lassen; es gehn ihm fortwährend Entwürfe im Kopfe herum, aber nichts wird ausgetragen; die Bilder färben sich ihm durch das Medium seiner kranken Phantasie. Alle Gedichte aus jener Zeit athmen die Leidenschaft zu einer vornehmen Dame; jeden Augenblick drängt sich das Portrait und das Amazonenkleid der Gefeierten auf. „An ihrem Blicke nur zu hangen verlang' ich, weiter nichts! und von dem Reichthum ihres Lichts ein Fünkchen in mein Herz zu fangen!" — „Du allein giebst Trost und Freude; wär'st du nicht in dieser Welt, stracks fiel' alle Lust zusammen, wie ein Feuerwerk zerfällt. Wenn die schöne Flamm' erlischet, die das all gezaubert hat, bleiben Rauch und Brände stehen von der königlichen Stadt." — Die Angebetete strahlt in Lichterglanz und Juwelen und denket nicht, „daß hier in Nacht

ein ausgeweintes Auge wacht, das überall, wohin es flieht, kein Mittel, sich zu retten, sieht. . . Fern und verachtet und mißkannt, wo Niemand weiß, wer mich verbannt — ach wie so glücklich ist der Mann, der Dir zu Füßen sterben kann!"

„Verzeih den Kranz, den eines Wilden Hand um dein geheiligt Bildniß wand! Hier, wo er unbekannt der Welt, in dunkeln Wäldern, die ihn schützen, im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt, und wenn er davor niederfällt, die Götter selbst auf ihren Flammensitzen für eifersüchtig hält!"

„Der verlorne Augenblick, die verlorne Seligkeit!" — „Von nun an die Sonne in Trauer, von nun an finster der Tag, des Himmels Thore verschlossen! Wer ist, der wieder eröffnen, mir wieder erschließen sie mag? Hier ausgesperret, verloren, sitzt der Verworfne und weint, und kennt im Himmel und Erden gehässiger nichts als sich selber, und ist in Himmel und Erden sein unversöhnlichster Feind!" — „Ach er ist hin der Augenblick, und der Tod mein einzigstes Glück."

„Daß er käme! Mit bebender Seele wollt' ich ihn fassen! wollte mit Angst ihn und mit Entzücken halten ihn, halten und ihn nicht lassen! Und drohte die Erde nur unter mir zu brechen, und drohte der Himmel mir die Kühnheit zu rächen: ich hielte Dich, faßte Dich, Heilige! Einzige! mit all Deiner Wonne, mit all Deinem Schmerz! preßt' an den Busen Dich, sättigte einmal mich, wähnte, Du wärst für mich! und in dem Wonnerausch, in den Entzückungen bräche mein Herz." — „Zwar wär' es Sünd' auf Leben lang, doch machte mir die Hölle nicht bang!"

„Ha unter allen Foltern des Lebens, auf die der Scharfsinn des Menschen gesonnen haben kann, kenne ich keine größere, als zu lieben und ausgelacht zu werden!"

„Ein echter Liebhaber muß eigentlich nichts thun, als den Göttern zur Farce dienen!" Die Götter spotten des armen Tantalus, der im Glauben, die Königin der Götter zu lieben, eine Wolke anbetet! — In einem „Dramolet auf dem Olymp", das Goethe 14. Sept. las, hat Lenz das schauerliche Bild ausgemalt.

„Lenz", schreibt Goethe 16. Sept. an Lavater, „ist unter uns wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn, und geben ihm von Spielzeug, was er will."

Nun machte es Lenz wie in Straßburg: da seine eignen Erfahrungen in der Liebe ihm nicht genug Ausbeute gewährten, legte er sich darauf, Goethe's Liebesleben zu beobachten, das eben wieder heiß entbrannt war. — Es war ihm schwer geworden, von Lilli zu lassen,

und noch immer kam zuweilen das Gefühl der Vergangenheit über ihn. „Holde Lilli! warst so lang all meine Lust und all mein Sang! Bist ach nun all mein Schmerz! und doch, all mein Sang bist du noch." — Noch Febr. 1776 schickte er ihr die „Stella" mit der Zuschrift: „Ich seh' dein Bild um mich in lichten Wolken weben! Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe ein Herz das andre zieht, und daß vergebens Liebe vor Liebe flieht." — Als er aber im Juni hörte, Lilli habe sich verlobt, war sein Herz schon anderweitig in Anspruch genommen.

— „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn, und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter."

Zimmermann hatte ihm Sept. 1775 in Frankfurt unter verschiednen Silhouetten auch die der Frau von Stein gezeigt. „Es wäre ein herrliches Schauspiel", schrieb Goethe, „zu sehn, wie sich in dieser Seele die Welt durch das Medium der Liebe spiegelt!" Zimmermann meldete das seiner Freundin: „Ah si vous l'aviez vu: vous auriez bien de la peine, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehn! .. Portant la foudre dans les yeux, il touche tous les coeurs par sa bonhommie qui va de pair avec son génie sublime et transcendant!"

Charlotte (33 J.), die Gattin des Oberstallmeisters v. Stein, der ihr eine angesehene Stellung in der Gesellschaft verschaffte und sie im Uebrigen frei gewähren ließ, Mutter von sieben Kindern, war unzweifelhaft die geistvollste Frau in Weimar: warm genug, das Schöne in allen Formen zu begreifen und sich anzueignen, kalt genug, um sicher über alle Formen der Gesellschaft zu verfügen. Sie und Goethe waren auf einander angewiesen, und schon 14. Febr. konnte Goethe schreiben: „eine herrliche Seele ist die Frau v. Stein, an die ich, was man so sagen möchte, geheftet und genestelt bin.

„Liebe Frau", schreibt er ihr schon im Januar, „du begreifst nicht, wie ich dich liebe!" Er möchte alle Tage zu ihr laufen, um Maß zu halten, miselt (d. h. liebelt) er mit Andern. „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte." — 23. Febr. „Engel des Himmels! . . Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände."

Die Stimmung wechselt dann freilich. — 16. April: „Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Ich sehe dich künftig

wie man Sterne sieht." — 1. Mai: „Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen, d. h. von deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab' nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will." —

24. Mai: „Also auch das Verhältniß, das reinste, wahrste, schönste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Und das alles um der Welt willen! die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir was sein sollst!" — Tags darauf: „Verzeihn Sie, daß ich Sie leiden mache! Ich wills suchen allein tragen zu lernen." — Das war die Zeit des Bruchs mit Klopstock, zu dem Frau v. Stein durch den indiscreten Brief an Zimmermann nicht wenig beigetragen hatte; übrigens der einzige Fall, in dem sich die „Welt" in das Verhältniß mischte.

„Die Gegenwart ist's allein, die wirkt, tröstet und erbaut! Wenn sie auch manchmal plagt — das Plagen ist der Sommerregen der Liebe. Ich habe Sie viel lieber seit neulich, viel werther ist mir deine Gutheit zu mir. Aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man sich so gern verblendet!" — 2. Juli. — „Hier bildend nach der reinen stillen Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll! Leb' ich doch stets um derentwillen, um derentwillen ich nicht leben soll." — 5. Aug. — „Ach wenn du da bist, fühl' ich, ich soll dich nicht lieben! ach wenn du fern bist, fühl' ich, ich lieb' dich so sehr!"

1. Sept. — „Wenn das so fortgeht, beste Frau! werden wir noch zu lebendigen Schatten. So viel Liebe, und so viel Herzensdruck! — Ich war gestern sehr traurig. Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal; man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut."

7. Oct. „Sie kommen mir wie eine Madonna vor, die gen Himmel fährt; vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht; sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr über'm Haupt schwebt!" — Sie schrieb auf die Rückseite des Briefs: „Ob's Unrecht ist, was ich empfinde, und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde, will mein Gewissen mir nicht sagen; vernicht' es, Himmel, du! wenn mich's je könnt anklagen."

— „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie! Vor einem halben Jahr war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr. — Mein Herz macht mir Vorwürfe: ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen bereite." — Dieser

Brief einer Dame an Wilhelm steht in dem Lustspiel „die Geschwister", das Goethe 26. bis 31. Oct. ausarbeitete: in die Textur des Stücks gehört er garnicht; ist es vielleicht ein Brief der Frau v. Stein?

„Sie werfen mir immer vor", schreibt er ihr später einmal, daß ich ab- und zunehme in der Liebe! . . . Einen, der nicht festhielte in Lieb' und Treue, könnten Sie wohl von sich wegzweifeln, wie man Einen glauben macht, er sehe blaß aus und sei krank!"

— — „Warum gabst du uns die tiefen Blicke, unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun, unsrer Liebe, unserm Erdenglücke, wähnend selig nimmer hinzutraun? Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle, uns einander in das Herz zu sehn, um durch all die seltenen Gewühle unser wahr Verhältniß auszuspähn? Ach so viele tausend Menschen kennen dumpf sich treibend kaum ihr eigen Herz, schweben zwecklos hin und her, und rennen hoffnungslos in unverseh'nen Schmerz, jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden unerwarte Morgenröthe tagt! Nur uns Armen liebevollen Beiden ist das wechselseit'ge Glück versagt, uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen, in dem Andern sehn, was er nie war, immer frisch auf Traumglück auszugehen und zu schwanken auch in Traumgefahr."

„Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt, glücklich, dem die Ahnung eitel wär'! Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt Traum und Ahnung leider uns noch mehr. Sag', was will das Schicksal uns bereiten? sag' wie band es uns so rein genau? Ach du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau. Kanntest jeden Zug in meinem Wesen . . . Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, richtetest den wilden irren Lauf, und in deinen Engelsarmen ruhte die zerstörte Brust sich wieder auf. . . Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden, da er dankbar dir zu Füßen lag, fühlt sein Herz an deinem Herzen schwellen, fühlte sich in deinem Auge gut, alle seine Sinne sich erhellen und beruhigen sein brausend Blut!"

„Und von Allem dem schwebt ein Erinnern nur noch um das ungewisse Herz, fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern, und der neue Zustand wird ihm Schmerz. Und wir scheinen uns nur halb beseelet, dämmernd ist um uns der hellste Tag. Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet, uns doch nicht verändern mag." —

Bisher waren es junge Mädchen gewesen, die den Dichter durch ihre Anmuth fesselten; er hatte ihnen nur einen Theil seiner Natur offenbaren können. Jetzt trat er einer Frau gegenüber, die ihm an Alter, Erfahrung, Weltklugheit und gesellschaftlicher Bildung überlegen war, die gut zu hören wußte, und Geist genug besaß, was sie hörte zu ver-

stehn. Goethe fand auch während der stärksten Leidenschaft immer Raum für seine Studien; er wußte die Liebende in seine geistigen Interessen zu ziehn, und bei ihr fand jede Liebhaberei des Freundes eine verwandte Neigung; Landschaftsmalerei, Werther, Faust, Satyros, Stella. Das Glück seiner Zukunft fühlte er in ihr, ihr legte er seine Erinnerungen zu Füßen.

Sie war keine Friederike, kein Gretchen, keine Marianne und kein Klärchen; die Stimmung des Veilchens, durch den Fuß des Geliebten mit Freude zu sterben, war nicht die ihrige. Sie fühlte sich als Person gegen Person, und hatte den weiblichen Instinct, daß auch die Liebe ein Duell ist. Sie konnte in der Zurückhaltung sehr weit gehn. Sie zeigte ihre Weltklugheit in der Art, wie sie Goethe zuerst behandelte; nur durch ihre scharfe Abwehr konnte Goethe's Feuer in dem Grad angefacht werden. Aber sie handelte nicht blos aus Weltklugheit; der Kampf spielte auch in ihrem Innern. Sie hätte gern reine Freundschaft gewollt, sie kämpfte gegen ihre eigne Leidenschaft, und daher mit verdoppelter Anstrengung gegen die seine; freilich diente das nur dazu, beides stärker anzufachen. Sie hatte eine lebhafte Sehnsucht nach Idealen, die aber gedämpft war durch die Gewohnheit höfischer Sitte. Sie wollte den unbändigen Knaben erziehn, der zuweilen das Joch abzuschütteln strebte, unmuthig wie der Bär in Lilli's Park, dann aber den Nacken wieder unter ihren Fuß beugte. Wenn sie ihn zuweilen streng an die gesellschaftlichen Schranken erinnerte, wurde sie doch unruhig, wenn seine Leidenschaft sich gar zu bescheiden fügte; sie wußte das Band zu lockern, ließ sich auch wohl von seinen anderweitigen Liebschaften berichten, aber mit der heimlichen Absicht, ihn dafür zu strafen. Sie verstand tolerant zu sein, den dünnen Seidenfaden, an dem er hing, nicht aus den Händen zu lassen, und seine bußfertige Rückkehr zu erleichtern.

Goethe wurde durch sie in einem andern Sinn erzogen, als sie meinte; der größte Dichter der Liebe lernte durch sie die geheimen Schlupfwinkel der Liebe kennen und darstellen. Auch für seine poetische Entwicklung ist der Briefwechsel von Wichtigkeit. Es ist nicht blos die Wärme, Innigkeit und Tiefe der Neigung, nicht blos das Ungestüm, das Verlangen und das Verzagen der Leidenschaft, was diese Briefe kennzeichnet, sondern daß die Liebe bei Goethe sofort eine dichterisch articulirte Sprache sucht und findet. Jede Empfindung strebt nach einem Tonfall, einem Rhythmus, einer Melodie; jede Empfindung krystallisirt sich zu einem greifbaren und farbigen Bild. Dadurch wird nicht etwa

die Wahrheit der Liebe beeinträchtigt, es ist nur das Eigne der Dichterliebe. Nicht die Stärke und die Tiefe der Leidenschaft macht den Dichter der Liebe, sondern daß ihm ein Gott gab, zu sagen, was er leidet.

Die Briefe an Frau von Stein sind die eigentlichen Dichtungen dieser Jahre; im Uebrigen schien Goethe's poetische Ader einzutrocknen. Das Einzige, was er damals ausarbeitete, das Lustspiel „die Geschwister“, ist reizend in seiner Art, ein liebliches Genrebild, von Sehnsucht nach ehelichem Glück angehaucht, im Ausdruck der Liebe ganz bürgerlich gehalten, übrigens musterhaft in seinem Aufbau, und das Vorbild einer Reihe späterer Stücke, die freilich aus der schlichten Natürlichkeit in die Ziererei der Kammerjungfern herabsanken. Bei der Aufführung in Weimar — 21. Nov. — spielte Goethe den Wilhelm, Mlle. Kotzebue, für die er eine Art Neigung hatte, die Marianne; ihr jüngerer Bruder machte den Laufburschen; er hat an dem Stück seine ersten Studien gemacht.

Bald nach Lenz' Ankunft hatte Goethe „das kleine wunderliche Ding“ der Frau v. Stein vorgestellt; sie hatte sich seiner sehr angenommen, mit ihm Englisch getrieben, und es dahin gebracht, daß einmal (im September) Goethe förmlich auf ihn eifersüchtig wurde. Lenz konnte nicht unterlassen, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; bei aller Verehrung vor Goethe war es ihm doch empfindlich, daß er im wirklichen Leben, namentlich Frauen gegenüber, so garnicht gegen ihn aufkam. In einem Halbroman „der Waldbruder, Pendant zu Werthers Leiden“, stellt er zwei Freunde und Nebenbuhler, Herz und Rothe, d. h. Lenz und Goethe, einander gegenüber. „Mein Epicureïsmus“, sagt der Letztere, „führt doch weiter als dein tolles Streben nach Hirngespinnsten!“ — „Denk was für ein Aufwand von Reizungen bei all meinen Abenteuern ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden! Das ergötzt mich unendlich, besonders weil ich zum Voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort geben dürfen!“ — Schlimmer noch wurde eben damals Goethe durch „Allwill's Papiere“ mitgespielt: sie erschienen stückweise im „Mercur“, von den meisten wurden sie Goethe zugeschrieben, der augenscheinlich darin portraitirt war. Wieland war sehr warm dafür, nur einmal, Juli 1776, wurde er wild, als Allwill einen gar zu verwegenen Kraftbrief schrieb: er bemerkte nicht, daß Jacobi nicht mehr sein Ideal darstellen, sondern vor einem Menschen warnen wollte, der gleich Fernando in der Stella seinen poetischen Bedürfnissen alles aufopferte.

Solche Anspielungen mußten Goethe um so empfindlicher treffen, da sich in seinem Innern verwandte Stimmen vernehmen ließen. „Was rechte Weiber sind", schreibt er Mai 1776 an Gustchen, „sollen keinen Mann lieben; wir sind's nicht werth!" — Und in den „Geschwistern" ruft der bürgerlich gemüthliche Wilhelm, dem man sonst etwas Dämonisches garnicht anmerkt, plötzlich aus: „du liegst schwer über mir, und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst du da? Und du? Just in dem Augenblick! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten darum? — Ich habe unendlich gelitten. — Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf, und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich!" Das sind Selbstgeständnisse, nicht Wilhelms, sondern des Dichters.

„Goethe's Liebkosungen", schreibt Zimmermann 20. Nov. an Lavater, „scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers; man faßt unter seinen Umarmungen immer nach dem Dolch in der Tasche."

26. Nov. beging Lenz eine „Eselei", in Folge deren ihm der Rath ertheilt wurde, fortzugehn: nach einer Apologie, die man für ein Pasquill nahm, erfolgte 30. Nov. durch den Kammerherrn v. Einsiedel die strenge Anweisung, sofort abzureisen.

„Lenz wird reisen", schreibt Goethe an den Letztern. „Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen, und weder an Mißbilligungen noch an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb wie jedem andern, ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie etwas in meinem Betragen ändern."

Lenz an Herder: „Traurig genug! Kaum gesehn und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant . . Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte."

Wieland an Merck: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht was, und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an, ohne Bosheit, blos weil er nichts Andres zu thun weiß". —

Was hatte er verbrochen? — Ohne Zweifel hatte er in seiner gewöhnlichen Art sich über die Beziehungen der Frau von Stein zu Goethe näher zu unterrichten gesucht, und was er da erfuhr oder zu erfahren glaubte, indiscret behandelt. Goethe hat ihm nie vergeben.

„Die ganze Sache", schreibt Goethe an Frau v. Stein, „reißt so

an meinem Innersten, daß ich erst daran spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann"; und 1. December: „Ich sollte garnichts schreiben, ich weiß nicht, wie mir ist."

Um sich aus der „tiefsten Verwirrung seiner selbst herauszureißen", begleitete er den Herzog nach Wörlitz bei Dessau und nach Leipzig von wo er mit demselben 21. Dec. in acht Stunden nach Weimar „Courier ritt". Die folgenden Tage wird neben den rauschendsten Lustbarkeiten wiederholt eine „fieberhafte Wehmuth" angemerkt. „Ich lebe", schreibt er 6. Jan. 1777 an Merck, „immer in der tollen Welt, und bin sehr in mich zurückgezogen."

Wenn Goethe die alten scheinbaren Genossen aufgeben mußte, so wurde ihm ein reicher Ersatz zu Theil. Gleich nach seiner Ankunft in Weimar hatte er alles in Bewegung gesetzt um Herder, dessen Unterhandlungen mit Göttingen nicht vorrücken wollten, die Generalsuperintendentur der Herzogthümer Weimar und Eisenach zu verschaffen. Es war ihm endlich gelungen, den Widerstand der eingesessenen Geistlichen, die Herder für einen Freigeist hielten, zu brechen, und Juni 1776 erfolgte die förmliche Vocation. Der Tod seiner hohen Gönnerin, der Gräfin Maria, zerriß das letzte Band, das ihn an Bückeburg fesselte. 2. Oct. 1776 kam er in Weimar an: Goethe hatte auf das brüderlichste für ihn gesorgt.

Herder's neue theologische Schriften hatten Goethe größtes Interesse eingeflößt: freilich nur als schriftstellerische Leistungen; als Herder nach seiner Ankunft in Weimar mit seinem geistlichen Amt Ernst zu machen versuchte, kam er Goethe wie dem Herzog ein wenig pfäffisch vor; sein Ton wollte zu den lustigen Sitten Weimar's nicht stimmen, und er wußte auch sonst durch seine Launen sich und Andern das Leben sauer zu machen.

Auch Wieland empfing Herder mit Begeisterung. „Mein Herz schlug ihm beim ersten Anblick mächtig entgegen. So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi machen können. Weimar ist seiner nicht werth!" Freilich machte sich Herder's abstoßender Pol sehr bald auch gegen ihn geltend, aber die Wirkung seines Umgangs und seiner Schriften war dauernd, und da er zugleich in Wieland's Familie sich zu Hause machte, wurde er in der Freundschaft ein wirklicher Concurrent Goethe's.

Jan. 1777 erschien im „Mercur" ein romantisches Gedicht Wieland's „Geron der Adelich" in reimlosen Jamben, eine Rittergeschichte

aus dem Sagenkreis der Tafelrunde, ohne alle Spur von Ironie, ehrbar und feierlich: Wieland hatte sie aus einer französischen Quelle, und versicherte, sie für eine wahre Geschichte genommen zu haben. Dies Gedicht begleitete er mit Betrachtungen über das Mittelalter, die ganz nach Herder klangen. „Im Mittelalter waren die Menschen gewaltiger, weil unzerdrückt, ungekünstelt, ungeschwächt. Von ihren Heldenthaten erzählte der Großvater mit verjüngender Wärme den lauschenden Enkeln Geschichten, die in Liedern und Gesängen von einem Geschlecht zum andern fortgingen, bis endlich eine Zeit kam, wo man sich diesen mächtigen Menschen so ungleich fühlte, daß man an ihrem Dasein zu zweifeln anfing und ihre Thaten für Romane hielt. „Haben wir die Nerven erst einmal weggeschwemmt oder weggetändelt, dann vernünfteln wir über die Herrlichkeit der Wesen ohne Sinne und Leidenschaften; und weil wir in dem Staat, darin wir zu leben die Ehre haben, Drahtpuppen sind, schwatzen wir von allgemeiner Weltbürgerschaft. Kurz, je mehr wir durch Abschälungen und Abstreifungen verloren haben, desto spitzfindiger beweisen wir, daß ein Mensch desto vollkommner sei, je weniger er zu verlieren hat. — Unsre affectirte Empfindsamkeit ist nur ein schwaches Surrogat für die lebendigen, starken, vollströmenden Gefühle der Natur!" — So stark hatte Herder dem ältern Mann sein Gepräge aufgedrückt! —

Mit seltsamer Empfindung mußte nicht lange darauf das Publicum in Herders Preisschrift „Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Regierungen und umgekehrt" eine scheinbar ganz entgegengesetzte Auffassung lesen. „Europa war im Mittelalter ein Gemisch von Barbaren, das in einer Fluth gekommen und hier und da wie erstarrte Wellen sitzen geblieben war. Die Träger der Cultur des Alterthums, die Pfaffen, waren ihnen verächtlich. Die Kirche hatte zwar das Verdienst, Spuren der alten Cultur nothdürftig zu erhalten, aber viel mehr hat sie dafür gethan, die Finsterniß ehrwürdig zu machen. Erst aus der Reibung mit den Saracenen entsprangen die ersten Lichtfunken; die größten Erfinder des Mittelalters sind Schüler der arabischen Wissenschaft. Um dieser Wissenschaft eine Zuflucht gegen die allgemeine Barbarei zu bereiten, wurde das Gothische Gebäude der Universitäten aufgerichtet, die, in ihrem Entstehn eine Freistätte der Bildung, durch künstliches Festhalten die Bildung einengten, indem die meisten Lehrer, ohne Kenntniß des wirklichen Lebens und ohne Nachdenken, in ewiger Wiederholung derselben Logik, Metaphysik und Dogmatik alterten und durch ihren Zunftzwang jedes freie Denken erstickten. Auf die Reformation folgte

ein Jahrhundert theologischer Zänkereien. Erst mit dem physisch-mathematischen Geist, der keineswegs von den Universitäten ausging, kam der Fortschritt. — Leider dauert bei uns das 16. Jahrhundert noch fort; eine Trümmer der alten Verfassung nährt Deutschland Wissenschaften, die mit dieser Verfassung im sonderbarsten Widerspruch stehn und sich doch forterben. Sein wollen und nicht sein, ist schlimm; sein sollen und auch nicht sein sollen, ist das Aergste vom Argen."

Der Widerspruch dieser Ansichten gegen die aus der Bückeburger Zeit ist nur scheinbar; Herder hatte früher bei seiner Verherrlichung des Mittelalters diejenigen Seiten hervorgehoben, die er billigte, das Naturwüchsige in den Sitten; diesmal hob er nur die Scholastik hervor, die er im Mittelalter verwarf wie in allen übrigen Perioden, und die er zu jeder Zeit verworfen hatte.

Die Verbindung der drei Männer an einem kleinen Ort machte Epoche für die deutsche Litteratur, sie wirkte auch auf sie selbst ein; das Stürmische bei Goethe, das Mystische bei Herder, das Altkluge bei Wieland schliff sich ab. Wieland hatte den Hauptgewinn: „der Alte wird wieder jung!" schrieb Heinse, als Wieland das „Wintermärchen" und ähnliche reizende Dichtungen veröffentlichte: „Wenn Goethe's Idee durchgeht, ruft dieser aus, wird Weimar noch der Berg Ararat werden, wo die guten Menschen Fuß fassen, während allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt. Goethe ist immer wirksam, uns alle glücklich zu machen; ein großer, herrlicher, verkannter Mensch! so wenig sind fähig, sich von ihm einen Begriff zu machen."

„Es mag so lang währen als es will", schreibt Goethe 8. Jan. 1777 an Lavater, „so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Albernheit, Erwartetes und Unversehenes, wie die Würfel fallen, mit Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — es ist eine treffliche Wirthschaft! Und bei alledem, lieber Bruder! in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich! Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich in schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe."

8.

Sturm und Drang.

1776—1781.

„Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch. — Werther und Stella gehören deshalb in die erste Classe von Wesen, die die Dichtkunst geschaffen hat. — Die Dichtkunst soll schöne Seelen schildern, und die Stimmung, die eine Seele dichterisch schön macht, ist Leidenschaft, ist, was des Dichters eigne Seele ist; daher auch selten ein großer Dichter, der sich nicht einmal selbst in seinen Werken geschildert hätte. — Wenn nun endlich in unsrer Nation ein Paar Augen stark genug waren, auch im Mittag zu sehn mit unverwandtem Blick; wenn das die Augen eines Jünglings waren, dem die Natur Muth gab, zu sagen was er sah! von der Schönheit zu reden, wie sie ihn im Meer des Lichts umschwamm! — O ich glaube zu sehr an hohe Urgenien, die ganzen Nationen den Weg zeigen sollten; fühle zu sehr, daß Goethe so ein Liebling der Natur ist, den sie zum Wegweiser ausrüstete." — Diesen Vortrag hielt Nov. 1776 das „Deutsche Museum", redigirt von Boie und Dohm, damals eines der geachtetsten Blätter Deutschlands.

Unmittelbar an diese Verherrlichung Goethe's knüpften sich Aeußerungen, die Klopstock, bei aller Anerkennung seiner frühern Leistungen, einen ehrenvollen Ruheposten anzuweisen schienen: Ueberhaupt, je lauter die Bewunderung in des Dichters engstem Kreise erklang, desto kritischer fing man an, ihn außerhalb desselben zu betrachten.

In einem Brief an Lavater, März 1775, spricht sich dessen Jünger, der Maler Heinrich Füßli in Rom, sehr verächtlich über Klopstock aus, seine Thränseligkeit, seine unnennbaren Blicke und den ganzen theologischen Hermaphroditismus, ja auch über seine Vaterlandspoesie. „Wenn er zum wenigsten ein Schweizer wäre! aber wo ist das Vaterland eines Deutschen? In den Sümpfen, welche die Legionen des Varus verschlangen? Ein Franzose (Fluch ihm!) hat mehr Recht, sein Land zu vatern, als ein Quedlinburger, Osnabrücker, oder was sonst noch für aufgeblasenes Krötengeheck von Rügen bis Ulm kriecht. Ein Knecht, worauf hat er stolz zu sein? auf seines Meisters Livree? — Freiheitsgesänge von dem Schmeichler des Dänen!" — „Füßli", schreibt Lavater, „ist in Allem Extrem. Er verachtet alles. Sein Witz ist grenzenlos. Wenn er handelt, so muß er hundert Schritte Raum haben,

sonst würde er alles zertreten. Sein Blick ist Blitz, sein Wort ein Wetter, sein Scherz Tod und seine Rache Hölle!"

Der Lärm dieser jungen Schwärmer macht keinen sehr erfreulichen Eindruck, indeß läßt sich zu ihrer Entschuldigung historisch manches anführen . . . Die Glieder sind der freien Bewegung noch so entwöhnt, daß jeder neue frappante Gedanke wie ein Schmerz empfunden, jeder Schritt in's Weite als ein unendlicher Sprung mit Entzücken gerühmt wird; in dem Streben, sich zu dehnen, stoßen sie überall an. Die Deutschen Zustände drückten nicht blos durch die Willkür der Fürstengewalt, durch die steife Gesetzlichkeit des Bürgerthums, sondern durch ihre Langeweile. Auch in der Kunst haßte man die Regel und den Anstand der überlieferten Convenienz. Wie man im wilden Studentenleben, um die Philister zu ärgern, Unfug treibt, so nahm man jetzt in der Litteratur das Recht in Anspruch, willkürlich zu verfahren. Die Jugend fühlte das Bedürfniß, sich auszutoben, und glaubte in diesem Toben Kraft zu zeigen; der Nüchternheit zu entgehn, berauschte man sich, und hätschelte alle Unbändigkeiten seines Herzens. Oft genug steckte in diesen Musensöhnen, die sich über den Zopf lustig machten, der echte Philister: sie hatten ihre „Leidenschaften" nicht aus Erfahrung, sondern aus Lectüre; ihre Lebensgewohnheiten waren ebenso kleinstädtisch, ebenso einförmig, als die Sitten, gegen die sie anstürmten.

Diese Apologien der Leidenschaft wurden am lautesten herausgefordert durch eine Aeußerung Wielands, bei der sich dieser garnichts Arges gedacht hatte.

„Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? und in welchen Schranken müssen sie sich halten, um nützlich zu sein?" — Die Frage stellte Wieland Juni 1776 im „Mercur"; sie hatte ihn seit sechzehn Jahren unausgesetzt beschäftigt. Verächter Plato's, Anhänger Lucian's, fühlte er doch immer etwas in sich selbst, das er als Schwärmerei oder Empfindsamkeit bekämpfen zu müssen glaubte.

Eine Reihe von Antworten gingen ein, die meisten überschwänglich, voll Verachtung gegen die Vernunftmenschen; die ganzen Schulen Lavater's und Klopstock's empörten sich gegen die vermeintliche neue Herausforderung des alten Spötters. Am wildesten gebärdete sich Schlosser, Goethe's Schwager, der Lavater immer näher trat, und bei dem Lenz nach seiner Verbannung Zuflucht fand. „O ihr kurzsichtigen Vernünftler!" ruft Fritz Stolberg; „ihr wolltet alle Begriffe trennen. Alles befremdet

euch, aber im Stillen merkt ihr die Uebermacht des stark Empfindenden: ihm gegenüber wird euch manchmal zu Muthe sein wie in der nahen Gegenwart einer Gottheit! Er ahnt, wo er nicht sieht, und die Ahnungen sind die Töchter der Entzückung: wem das Herz voll ist, dem scheint in der Welt nichts leer." — Es kam diesen Gefühlsseligen nicht darauf an, sich durch den Enthusiasmus zu irgend etwas Großem bestimmen zu lassen, sondern nur, im Enthusiasmus zu schwelgen.

Seltsamer Weise wurden, selbst von Kant, die meisten dieser Ausrufe Herder zugeschrieben, der als Verfasser der „Aeltesten Urkunde" immer verdächtig blieb. „Herder", schreibt der Aesthetiker Sulzer in Berlin, „hat Goethe verdorben, und Goethe verdirbt tausend Andre!" Herder blieb für ihn immer der Küster des wilden Chors: „er will mit aller Gewalt, wir sollen mit unsern Empfindungen wieder zu der rohen Energie halbwilder Völker zurückkehren; er verwirft jede Verfeinerung, weil sie schwächt. Wäre er consequent, so würde er nicht zu den Gothischen Gebäuden, sondern zu den Baumannshöhlen zurückkehren."

Herder hatte auf Wieland's Frage wirklich geantwortet, aber diese Antwort, da sie, wie die übrigen, anonym erschienen war, hatte das Publicum übersehn. Er zeigte, grade wie Lessing, daß der Begriff der Schwärmerei sich von den gedankenlosen Schwärmen herschreibt, die blind einem genialen Manne nachtreten, einerlei, ob seine Richtung eine enthusiastische oder lucianische ist. Einer spricht dem Andern nach; der „gesunde Menschenverstand", auf den sich die lautesten Feinde der Schwärmerei berufen, ist weiter nichts als das Hergebrachte in Meinungen. Einmal schwärmte die Jugend mit Klopstock für Seraphe, oder mit Winckelmann für Gemmen, während die Vertreter des Alten jammernd in den Apotheken abgefallener Herbstblätter wühlten. Seitdem man der Herrnhuterei und der Wolfischen Logik müde geworden, gilt nach dem Vorbild der Engländer gute Verdauung als die wahre Erlöserin der Menschheit. Die blinden Nachbeter dieser Auffassung sind grade so Schwärmer, wie die Nachbeter der Mystik, und Herder meint, man könne unser Jahrhundert als das kalter Schwärmerei oder schwärmender Kälte bezeichnen.

Herder war allerdings der erste gewesen, der die Jugend verführt hatte, allem Abgelebten Krieg bis auf's Messer anzusagen; aber mit der Art, wie sie den Krieg betrieb, konnte er nicht einverstanden sein.

Herder wirkte mächtig, aber keineswegs ungünstig auf diejenige Leistung der Sturm- und Drangzeit, die grade im besten Andenken bleiben wird, auf die Lyrik. Die Stimmung der Zeit war eine vorwiegend

lyrische, und dieser gab Herder durch seine Volkslieder den kräftigen Schwung. Er hat durch sie den Dichter angeregt, der in der Lyrik den bleibenden Lorbeer pflückt.

Von allen Dichtern, die sich einst im Göttinger „Hain" zusammengefunden, hatte **Bürger** das beklagenswertheste Schicksal. — **Goethe** hatte gleich zu Anfang seines Weimarer Aufenthalt eine beträchtliche Subscription für ihn zu Stande gebracht.

„Ich bin todt, mein lieber Junge!" schreibt **Bürger** 2. Febr. 1776 an **Goethe**, „in kalten Wasserfluthen ersoffen, und versaufe täglich mehr und sterbe täglich mehr. Meine Lebenssäfte sind ausgetrocknet oder erstarrt bis auf die Galle. . . Ich habe ein gutes Weib und ein schönes Kind, aber was helfen die einem Herzen, in dem Basilisken brüten!"

„Dein Brief", antwortet **Goethe** augenblicklich, „that mir weh. — Hier was, süßer Junge! das soll dir Liebes- und Lebenswärme in den Schnee bringen." — Es war die „Stella". — **Goethe** hatte keine Ahnung, wie die Paradoxien dieses Stücks auf **Bürger** wirken mußten; das „Schauspiel für Liebende" spielte in des Dichters Haus: er war in einer sträflichen Leidenschaft zu seiner jungen Schwägerin Molly entbrannt, und die Sitte im Göttinger Landkreis war für derartige Dinge minder nachsichtig als Weimar.

„Wie herrlich", schreibt er Juli 1777 an Sprickmann, „wenn wir auf Robinsons Insel wären! tausend Meilen weit, von den Wogen des Weltmeers umströmt! — O daß mich die Ehepflicht an diese Welt fesselt! — Was hilfts, man muß die Zähne zusammenbeißen." — „Alle Gesundbrunnen der Welt würden den Brand nicht kühlen, der mir in allen Adern und im innersten Mark wüthet. Würde ich dem Geier entfliehn, der mir täglich das immer wieder wachsende Herz aus dem Leibe hackt? Gott im Himmel, was soll daraus werden! — Ich darf nicht einmal **wünschen**, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschaudre." —

— „Doch wie soll, wie kann ich zähmen dieses hoch empörte Herz! wie den letzten Trost ihm nehmen, auszuschreien seinen Schmerz! Schreien, aus muß ich ihn schreien! Herr mein Gott! du wirst es mir, du auch Molly! mir verzeihen, denn zu schrecklich tobt es hier. — Nirgend ist ein Spalt mir offen für der Hoffnung Labeschein, und auch Wünschen oder Hoffen scheint Verbrechen gar zu sein. Nichts, ach nichts weiß ich zu sagen im Bewußtsein dieser Schuld, nichts zu murren, nichts zu klagen! Dennoch mangelt mir Geduld."

„Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb: was kann ich, was kann ich dafür? Drum sind mir die Menschengesichter nicht hold; doch spinn' ich ja leider nicht Seide noch Gold, ich spinne ja Herzeleid mir. Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb; was kann es, was kann es für's Herz? Auch ihm sind die Menschengesichter nicht hold, doch spinnt es ja leider nicht Seide noch Gold, es spinnt sich nur Elend und Schmerz. Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach, wir sehnen und seufzen uns krank. Die Menschengesichter verargen uns das; sie reden und thun uns bald dies und bald das, und schmieden uns Fessel und Zwang. Wir irren und quälen euch andre ja nicht, wir quälen ja uns nur allein! drum Menschengesichter, wir bitten euch sehr, drum laßt uns gewähren und quält uns nicht mehr, o laßt uns gewähren allein! Was dränget ihr euch um die Kranken herum und scheltet und schnarchet sie an? Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht. Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht, doch keiner thut mehr als er kann. Es hungert den Hunger, es durstet den Durst, sie sterben, von Nahrung entfernt. Naturgang wendet kein Aber und Wenn. — O Menschengesichter! wie zwinget ihr's denn, daß Liebe zu lieben verlernt?" — Diesem Schmerzensschrei gegenüber, der tief aus dem Innern gewaltig und doch melodisch hervordringt, sollte wohl die Moral verstummen, aber —!

„Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn, umduftet vom blühenden Hagebuttdorn. Wir hatten's so heimlich, so still und bequem, kein Seelchen vernahm was von diesem und dem; fast achteten unser die Lüftchen nicht mehr, die spielten mit Blumen und Halmen umher. . . Wir schwankten, berauscht von der Liebe Gefühl, und küßten der herrlichen Trauben noch viel. Dann schwuren wir herzlich bei Ja und bei Nein, im Leben und Tode getreu uns zu sein." — —

30. Juli 1777 an Sprickmann. „Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir, was aus ihr werden!" — 7. August, an Boie. „Mein kleines Mädel soll mal was rechts werden. . . Ich erschrecke manchmal ordentlich über die unerwartete Klarheit und die Strahlen, die aus dieser jungen Seele hervorgehn. Aber es ist auch nicht im kalten langweiligen Ehebett gemacht." — — 10. Dec. stirbt das eheliche Kind. — — „Von meiner armen Frau laß mich schweigen." — —

Verschiedene treffliche Dichtungen waren ihm in dieser Zeit gelungen. Zunächst eine Reihe von Nachbildungen englischer Balladen: „St. Stephan", „Bruder Graurock und die Pilgerin", „Kaiser und Abt",

„die Entführung"; in der letzten namentlich ist es merkwürdig, wie sehr Bürger durch übertriebene Anspannung der Musculatur das Original vergröbert hat. Dann das wilde Gedicht „Lenardo und Blandine", nach Boccaccio. In der Folge der Bilder ist ein großer Zug, das tolle Abenteuer schmeichelt sich als wirklich den Sinnen ein. Leider ist der Ton zu niedrig gegriffen, und das demagogische Schelten stört die unbefangene Freude an dem anmuthigen Liebesgeflüster. „Pfuy Edelgesindel! Pfuy! stinkest mir an! du stinkest nach stinkender Hoffart mir an! Wer schuf wohl auf Erden den Ritter und Knecht! . . Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Muth, und speiet in euer hochadliges Blut." — Einen erfreulicheren Eindruck macht das „Lied vom braven Mann"; es ist abgesehn von den renommistischen Einschiebseln mit Orgelton und Glockenklang, meisterhaft erzählt: das Herannahen des warmen Windes aus dem Mittelmeer, wie er die Wolken vor sich herscheucht, auf dem Hochgebirge den Schnee schmilzt, das allmälige Einstürzen der Brücke, die Theilnahme des Volks — alles lebt und spricht! der Ton herzlich und bieder. Am „wilden Jäger" arbeitete Bürger schon 1775: „ich höre", schreibt er an Goethe, „im dunkeln grauenvollen Forst seinen Hornesklang." Auf die Ausarbeitung verwandte Bürger große Sorgfalt, die Bewegung ist wieder rasch und sicher wie in der „Lenore". Aber das Poetische der Sage hat er nicht glücklich getroffen: der alte Heidengott, der nächtlich über den Forst fährt, lag ihm fern; er wollte seinen Zorn gegen das adlige Jagdrecht aussprechen. Die losgelassenen Höllenhunde wirken bei allem Aufgebot unheimlicher Farbe nur schwach im Vergleich zu dem Grauen, welches Lenore erregt.

In „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" glüht der Haß gegen die Junker am heißesten, der Verlauf der Ballade ist noch wilder als in „Lenardo und Blandine", der Eindruck um so gewaltiger, da die Schilderung ganz realistisch ist. Uebrigens sind einzelne Töne darin, in denen man etwas von den tiefsten Mysterien der Poesie zu vernehmen glaubt. Das Gedicht wurde 1781 geschrieben, grade als Schiller mit den „Räubern" dem Sturm und Drang der Jugend einen neuen Impuls gab.

Bürger's ewige Klagen über sein Mißgeschick fordern wohl Mitleid heraus, aber kein reines; es mischt sich etwas von Geringschätzung hinein. Für seine bloße Existenz hat das Genie oder das Talent ebensowenig einen Lohn zu erwarten als die Tugend: die Gesellschaft belohnt nur, was ihr nutzt oder ihr Vergnügen macht. Wenn der Geschmack einer Zeit so weit gebildet ist, daß ihr nur das Edle und

Bedeutende Vergnügen macht, so ist das für das Genie ein Glück, aber es hat keinen Rechtsanspruch darauf.

Es giebt Dichter, die durch einen gewissen Eigensinn ihrer Natur für das, was in ihnen liegt, einen Ausdruck finden, der nicht der ihrer Zeit ist, den erst die Nachwelt würdigt; in diesem Fall darf man von unglücklichen Dichtern reden. Dazu gehörte Bürger nicht; was er Großes schuf, wurde von seinen Zeitgenossen ebenso gewürdigt als von uns; und die Flecken seines Talents wurden damals weniger empfunden; er war als Dichter vollkommen der Mann seiner Zeit, und fand als solcher auch die reichste Anerkennung.

Die Subscriptions-Ausgabe, welche er 1777—78 von seinen Gedichten veranstaltete, fiel glänzend aus, wenn man den Werthunterschied des Geldes und die geringere Menge zahlungsfähiger Personen in Anschlag bringt; er würde blos durch den Verkauf seiner Werke ein genügendes Auskommen erworben haben, hätte nicht der Unfug des Nachdrucks fortbestanden. In der Vorrede zu den von Ursinus herausgegebenen „Volksliedern" Nov. 1777 sprach sich Bürger über die Natur der Poesie ganz in Herder's Sinn aus, der gleich darauf seine eigne Sammlung veröffentlichte.

War „Sturm und Drang" seinem geistigen Kern nach überwiegend lyrisch, so glaubte er das angemessenste Mittel, sich auszugeben, im Theater zu haben, und ging mit Heftigkeit theils auf dem vom „Götz", theils auf dem von „Emilia Galotti" angebahnten Wege weiter fort: beide enthielten eine scharfe Kritik der bestehenden Zustände. Von den Brettern konnte man sich nach Herzenslust ausschreien, während im gewöhnlichen Leben der Mund verstopft war; die Kanzeln hatten aufgehört, das Interesse des großen Publicums zu beschäftigen. Auf den Brettern konnten sich auch die problematischen Naturen geltend machen, die im wirklichen Leben, grade weil sie Alles wollten, und nichts Bestimmtes ergriffen, Schiffbruch leiden mußten. In der Zeichnung solcher Naturen war Klinger am stärksten und unermüdlichsten; gewaltige, aber zugleich desperate Helden, die alles überwältigten, aber alles verachteten; die Genüsse, die ihnen unentbehrlich waren, wie die Thaten, die sie wenigstens träumten. Wenn diese schäumenden Titanen aus der Sturm- und Drangzeit den Beischmack des Lächerlichen nicht ganz vermeiden konnten, so kamen dagegen die polternden Alten gut heraus, weil sie nicht auf bloßer Phantasie, sondern auf realistischer Anschauung beruhten; so bei Lenz und Wagner der Metzger Humbrecht, der Kutscher Walz,

der Juvelier Wesener, nach denen sich später Schiller's Musicus Miller formte.

Klinger war nie ein eigentlicher Demokrat; er fühlte sich bestimmt, auf den Höhen des Lebens zu stehn; seines Gleichen glaubte er eher unter den Aristokraten als im physiognomielosen Bürgerthum zu finden. Seine Briefe aus Weimar strömen von entzückten Ausrufen über, wie er mit Prinzen, Grafen und Freiherrn raucht, Punsch trinkt, reitet, im Freien badet u. s. w. In dieser Gesellschaft glaubte er einen namenlos guten Ton zu finden. Daß man ihn ausschloß, trieb ihn vorläufig wieder in die Opposition, und unterstützte auf dem Theater die demagogische Richtung seiner alten Freunde.

Das wirksamste unter diesen wilden Stücken war Wagner's „Kindermörderin", die zwar dem Zuschauer arge Dinge zumuthet, Bordellscenen u. s. w., aber den Zusammenhang der Handlung deutlicher hervortreten läßt, als irgend ein Stück von Klinger oder Lenz. Wagner las das Stück 1776 in Straßburg vor; gleichzeitig kamen Lenz's „Soldaten" heraus, die ungefähr den nämlichen Stoff behandelten: Anklage gegen die verführerischen Künste der Officiere. Lenz wurde vor den Folgen bange; Klinger, der keine Furcht kannte, übernahm für ihn die Verantwortlichkeit.

Seltsam, daß grade Lenz für einen besondern Kraftmenschen angesehn wurde, der es als sein tragisches Schicksal empfand, für die Rolle eines Herkules oder Don Juan in seiner Person kein Zeug zu besitzen! dessen Groll aus dem Gefühl des Unvermögens entsprang! Aus Weimar vertrieben, völlig gebrochen, irrte er hoffnungslos umher, bei Lavater, bei Schlosser, bis endlich, noch 1777 der förmliche Irrsinn ausbrach. Er wurde bei einem Schuster in Pflege gegeben, im Sommer 1779 halb geheilt, erst nach Riga, dann nach Moskau gebracht, wo er noch zwölf Jahre lebte, eine verlorne Existenz! Auch die Hoffnungen, die man auf Wagner gesetzt, wurden getäuscht: er starb schon Febr. 1779, erst 32 J. alt.

Den Namen „Sturm und Drang" für die Periode gab ein Stück, das Klinger noch in Weimar verfertigt hatte: der Titel rührt eigentlich von einem andern Kraftmenschen, Kaufmann her, der Klinger in Weimar bei Goethe ausgestochen hatte. In diesem Stück ziehn drei Kraftmenschen — Wild, Lafeu und Blasius, — um sich auszutoben, in den Nordamerikanischen Freiheitskrieg.

„Der Teufel selbst", sagt der Eine, „konnte keine größern Narren und Unglücksvögel zusammenführen als uns. Wir müssen zusammen

bleiben, schon des Spaßes wegen! . . Mir ist so weh wieder. O könnt' ich in dem Raum dieser Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! — O Unbestimmtheit! wie weit, wie schief führst du die Menschen! Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit zu kommen, mußt' ich fliehn. . . Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen (Satyros!), lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgend Ruh, nirgend Rast! Ich strotze voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne mitmachen, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! ihr nehmet meine Baarschaft und zieht."

Der Andre: „In meiner Jugend war ich Poet, hatte glühende schweifende Phantasie. Das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funke erlosch. Und die häßliche Erfahrung, die scheußliche Larve von Menschengesichtern all, wenn man alles mit Liebe umfassen will! da ein Hohngelächter, da ein Satan! Ich stund da wie ein ausgebrannter Berg; ging durch Zauberörter, kalt und ohne Gefühl. Das schönste Mädel rührte mich ebenso wenig wie die Fliege, die um den Thurm schwirrt."

Der Dritte hat wegen eines Todschlags in einem Thurm gesessen. „Da kriegt der Mensch Empfindungen! da schwillt das Herz, und dann dorrt das Herz — und versiegt der Mensch. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick alles zu lieben, und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüg' alle Weiber, daher betrügen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! ich hab' alle Figuren angenommen."

In diesen Anklagen der jungen Stürmer gegen die unsittliche Sittlichkeit herrscht eine große Monotonie. „In eurem Morast ersticke ich!" donnert in Lenz' „Neuem Menoza" ein Asiatischer Fürst, der in Wirklichkeit ein ehrlicher Naumburger Bürgerssohn ist, den „gebildeten" Europäern zu. „Allenthalben wo man hinriecht, faule ohnmächtige Begier, Geschwätz für Handlung! Pfuy! Alles was ihr zusammengestoppelt, bleibt auf der Oberfläche eures Verstandes! Was ihr Empfindung nennt, ist verkleisterte Wollust! was ihr Tugend nennt, ist Schminke, womit ihr Brutalität bestreicht! Ihr seid wunderschöne Masken, mit Lastern und Niederträchtigkeiten ausgestopft wie ein Fuchsbalg mit Heu! Herz und Eingeweide sucht man vergebens, die sind schon im zwölften Jahr zu allen Teufeln gegangen. Ich will um mein Land Mauern ziehn, daß

Jeder, der aus Europa kommt, erst Quarantaine halten muß, ehe er seine Pestbeulen unter meinen Unterthanen vervielfältigt!"

Mit einem Stück, „die Zwillinge", hatte Klinger einen Erfolg, auf den er sich etwas zu Gute thun konnte: Schröder in Hamburg ertheilte ihm unter verschiedenen Bewerbern den Preis. Bestochen hatte ihn wohl der kräftige Ausdruck der verschiedenen mißvergnügten Persönlichkeiten. „Sieh ich bin ein zusammengeschrumpfter Wurm, der sich kaum aufwinden kann, so haben ihn die Menschen in Koth gestampft, wohin er sich wendete! Und das alles ist so scharf durch meinen sonst emporstrebenden Geist gefahren, hat so unedel alle großen Triebe verschlungen und das Feuer erkältet, daß mit mir nichts anzufangen ist. Ich kann jetzt nichts als mein Herz nach und nach aufreiben und hassen mich und Alles." — So spricht der melancholische Grimaldi; der eigentliche Held des Stücks dagegen, der „Löwe" Guelfo, leidet an Ueberschuß von Kräften; er ist in einer beständigen Wuth gegen die schalen Alltagsmenschen, die in der Wirklichkeit die erste Rolle spielen. In dieser Wuth ersticht er seinen kalten Bruder. Das Motiv kehrt bei Klinger oft wieder: es ist die alte Geschichte von Kain und Abel: der Mörder wird bestraft, aber die Dichter nehmen für ihn Partei.

Von Guelfo meinte selbst Bürger, der doch nicht gerade wählerisch war: man müsse die Bestie todtschießen wie einen tollen Hund.

Ein Concurrenzstück „Julius von Tarent", hatte Leisewitz, vom Göttinger Bund, eingeschickt, jetzt Advocat in Braunschweig. Lessing, der ihm später persönlich nahe trat, schrieb das Stück zuerst Goethe zu: er hätte eher seinen eignen Stil darin erkennen können; auf Sprache, Charakteristik und den Zug der Handlung hatte „Emilia Galotti" stärker eingewirkt als „Clavigo". Die Sprache ist knapp und durchdacht, aber ohne Feuer; die Handlung geht durch Klosterraub, Brudermord, Wahnsinn, Hinrichtung des verbrecherischen Sohns durch den Vater bis zum schließlichen Memento mori in angemessener Steigerung fort, ohne die Phantasie zu stark anzuspannen; die Figuren sind gut gedacht und künstlerisch gruppirt, aber nicht aus dem Vollen geschöpft.

Das Stück schlug 1776 durch, es machte überall volle Häuser, aber dieser Erfolg verführte Leisewitz keineswegs zu einem neuen Versuch. Die Quelle sprudelte ihm nicht ergiebig: im Gegensatz zu Klinger hatte er bei der Arbeit soviel Bedenken und Erwägungen, daß er selbst bei prosaischen Aufsätzen nicht von der Stelle kam.

Das Motiv der beiden Stücke, der Brudermord, ist das nämliche, obgleich es von Schröder nicht vorgeschrieben war: die wiederholte

Anwendung dieses Motivs bei den Stürmern zeigt, wie einförmig es im Grund in ihrer Phantasie aussah, und wie wenig ihre Zeugungskraft sagen wollte.

Als Klinger aus Weimar weichen mußte, wollte er zuerst nach Nordamerika, um dort für die Freiheit zu fechten; doch ließ er sich vorläufig bestimmen, als Theaterdichter in Gotha zu bleiben. Eigentlich glaubte er sich zum Kriegshandwerk geschaffen, und machte wiederholt Versuche, in der Preußischen Armee anzukommen.

Im Bayrischen Erbfolgekrieg nahm Klinger (1778) wirklich Dienst, und zwar im Oestreichischen. „Genossen hab' ich, was sich genießen läßt, aber keiner dieser Augenblicke gleicht dem, als mich der Feldzeugmeister zu meiner Charge rief, wo ich im Tumult meiner Sinnen einen Stoß Manuscripte ins Feuer warf, in der Hoffnung, nie wieder nach Sodom zurückzukehren!" Der rasche Friede 1779 störte seine „heiß geträumten Projecte": „indeß ist und bleibt meine Bestimmung Soldat; wo Krieg ist, bin Ich!" — Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen gelang es ihm, 1780 in Russische Dienste zu treten und einen Großfürsten nach Italien zu begleiten. Er brachte es bis zum General. — „Ich kann heute so gut darüber lachen als Einer!" schrieb er später über seine Jugendwerke, „aber nichts reift ohne Gährung!" — Auch seine spätern Romane verleugnen die alte Stimmung nie ganz: noch sein Barmecide Giaffar sieht die Welt als „ein ungeheures, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus an, in welchem ein unersättlicher Dämon herumwüthet und würgt." — Noch als blasirter Weltmann schwärmte er für Rousseau.

Die Neuerer bildeten sich ein, Kraft zu zeigen, wenn sie die Consequenz in Grund und Folge, die Lessing in den Begriff der Handlung aufgenommen, fallen ließen, und lediglich auf einzelne leidenschaftliche Scenen ausgingen. Aber zur Kraft gehört nothwendig die Beobachtung des Naturgesetzes. Sie glaubten neu und eigenartig in der Erfindung ihrer vom Sturm zusammengewehten und verschlungenen Charaktere zu sein, hinter denen sich doch, wenn man die Maske abzieht, die bekannten Physiognomien von Odoardo und Marinelli, von Claudia und Orsina verstecken.

Sie beriefen sich immer auf das Vorbild Shakespeare's, der sich nun auch auf dem wirklichen Deutschen Theater einbürgerte. Schröder in Hamburg bearbeitete die Stücke in der Weise, wie man es damals ertrug, in Prosa, mit starken Abstrichen, das zu Tragische gemildert. So führte er 2. Sept. 1776 in Hamburg den „Hamlet" auf; er selbst

gab den Geist, sein Schüler Brockmann den Helden. Brockmann machte im nächsten Jahr in Berlin mit seinem „Hamlet" volle Häuser, Chodowiecki gab von der Aufführung verschiedene Abbildungen: ungefähr gleichzeitig veröffentlichte Lichtenberg, der Garrik in London spielen sehn, ausführliche Berichte über denselben. In Hamburg führte dann Schröder ein Stück nach dem andern auf, Lear, Othello, Falstaff, Maaß für Maaß, die Komödie der Irrungen, Macbeth; Ende 1778 gastirte er in diesen Rollen auch in Berlin. Die übrigen Theater mußten nachfolgen, und man erlebte eine neue Epoche. Das Publicum, an die stärksten Dosen gewöhnt, begrüßte Goethe's „Stella" mit lautem Beifall, so daß die Polizei einschritt, man scheute die wildesten, die blutigsten Motive nicht mehr, und Poeten, die sonst garnicht so grausam gesinnt waren, thaten es nicht mehr unter Giftmischerei und Gattenmord.

Shakespeare war der eigentliche Leitstern für Sturm und Drang, daneben wurde aber auch die Antike im Auge behalten, soweit sie sich als Barrikade gegen das moderne Spießbürgerthum verwerthen ließ; nur daß man bei dem besten Streben nach dem Ideal die griechische Form bald gothisirte, und Götter und Helden wie Genrebilder behandelte.

Zu den fruchtbarsten Dichtern aus der Sturm- und Drangzeit gehörte der Maler Müller aus Kreuznach, gleichaltrig mit Goethe. Viel Talent zum Malen, viel Talent zum Dichten, freilich in beiden unfertig. Ein schöner junger Mann, Don Juan in seinen Erfolgen wie in seinen Grundsätzen. Zuerst stand er unter Klopstocks Einfluß, der während seines Aufenthalts in Karlsruhe auf Süddeutschland stark gewirkt hatte; sein erstes Lied, vom bluttrunknen Wodansadler, der über den Leichen der Gefallenen schwebt, während Wolken um Fels und Klippe jagen, vom Sturm die Tannen taumeln, der Mond auf Ströme von Blut herabscheint, fand Klopstocks Beifall. Auch das Fragment vom Riesen Rodan (Anfang 1775) schlägt in diesen Stil. Der Riese, ist ein grauses Ungeheuer, Sohn eines Gewitters, Centaur, macht sich die Geister der Erschlagenen dienstbar; er führt die Naturgötter zum Kampf gegen den Olymp; endlich wird er durch eine reine Jungfrau erschlagen. Der Dichter hat sich eine eigne wild phantastische Mythologie erfunden, etwa wie in unsern Tagen Böcklin. Das Gedicht — in freien Rhythmen — fand auch im Göttinger Hain Beifall; Schubart, Miller, Kaufmann erklärten den Dichter für einen Herkules.

Viel erfreulicher, ja wohl das Beste, was diese Richtung hinterlassen, sind die griechischen Idyllen, nach Geßners Vorgang in poetischer Prosa geschrieben: „Satyr Mopsus und die Nymphe Persina", „Bacchidon

und Milon"; übermüthig in der Erfindung, mit einem allerliebsten Humor, und in Farbe und Zeichnung den Maler verrathend. — Die Pfälzer Idyllen, „die Schafschur" und das „das Nußkernen" (1775) verdienen schon insofern Beachtung, als sie in das süddeutsche Volksleben und dessen Sitten einführen, und von Sachkenntniß zeugen; nur drängt sich das litterarische Interesse, die Vorliebe für Volkslieder, Sagen und Märchen und die Verspottung der städtischen schulmeisterlichen Geschmacksrichter, die dergleichen nicht wollen gelten lassen, zu sehr in den Vordergrund.

Aber seine poetischen Entwürfe richteten sich gleich von vornherein ins Große. Er gab schon 1776 außer verschiedenen Balladen eine „Situation aus Faust's Leben" und „Fragment aus der Pfalzgräfin Genoveva" heraus, beides nach den Volksbüchern bearbeitet. Golo wie seine böse Mutter Mathilde sind interessant genug angelegt; in der letztern klingt Goethe's Adelheid durch. In Folge einer falschen Auffassung Shakespeare's ist der ernste Inhalt mit einer Reihe scurriler Bilder überbürdet, die weder den Zusammenhang erläutern noch für sich Theilnahme erregen. „Faust", berichtet er später, „war in meiner Kindheit einer meiner Lieblingshelden, weil ich ihn gleich für einen großen Menschen nahm, der in vollem Kraftgefühl den Zügel, den das Schicksal ihm anlegte, zu zerbrechen Mittel und Wege sucht; und Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was ihm in den Weg kam; Wärme genug in seinem Busen trug, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegentrat. Das Emporschwingen so hoch als möglich, ganz zu sein, was man fühlt, das man sein könnte: es liegt doch so ganz in der Natur! Auch das Murren gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängt und unser edles selbständiges Wesen durch Conventionen niederbeugt. Wo ist das niedrige duldende Geschöpf, das aus der Tiefe nicht einmal in Gedanken aufwärts fliegen wollte! Was Wunder, wenn der starke Mensch sein Recht nimmt, und wenn auch sein Muth ihn über die Welt hinaustreibt, ein Wesen zu suchen, das ihm ganz genüge! Es giebt Momente im Leben — wer erfährt das nicht, hat's nicht schon tausendmal erfahren! — wo das Herz sich selbst überspringt, wo der herrlichste beste Mensch trotz Gerechtigkeit und Gesetzen absolut über sich selbst hinausbegehrt."

Im Eingang, in einer Versammlung der Teufel, klagt Lucifer über die Erbärmlichkeit der Zeit. „Kann man noch was Großes in dieser Welt suchen? Wagst du mir einen einzigen festen und ausgebackenen

Kerl zu zeigen, zu dem man sagen könnt': fix und fertig ist der?" — Mephistopheles verspricht den Kerl zu schaffen.

Monolog in Faust's Studirstube. „Mit wieviel Neigungen wir in die Welt treten, und die meisten, zu was Ende? Kaum ins Leben gerückt, sind sie verklungene Instrumente, Schwerter, die in ihrer Scheide verrosten. Warum so grenzenlos an Gefühl, dies fünffinnige Wesen! so eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldnen Wolken meine Phantasie empor, was kann, was vermag ich nicht da! wie bin ich der Meister in allen Künsten! wie fühl' ich in meinem Busen all aufwachen die Götter, die diese Welt im ruhmvollen Loose wie Beute unter sich vertheilen! Der Maler, Dichter, Musiker, Denker, alles möcht' ich sein, und darf's nicht! Fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menschen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O sie müssen noch alle hervor, all die Götter, die in mir verstummen, hervorgehn hundertzüngig, ihr Dasein in die Welt zu verkündigen! Ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt aus mir, der oberste der Menschen!"

Faust ergiebt sich dem Teufel gewissermaßen aus Liebe. Diese Liebe ist gegenseitig. In dem vorläufigen Schluß des Dramas spricht sich Mephistopheles darüber aus. „Unerkannt dem Licht, strahle ich meine eigne Nacht von mir aus. Wo ich weile, hat der Ewige düstre Nacht um mich hergewälzt. Jetzt ist die Zeit, Mephistopheles! niemals wird der Augenblick wiederkommen, der den Odem der Liebe dir theilte! Führe aus den süßen Wunsch, ein Geschöpf habhaft zu werden nach deiner Neigung, anzuschließen an dein Herz mit diamantnen Ketten! Zu dunkel alles drunten! muß mir was aus der Oberwelt herabgreifen. Süßer Gedanke! Und doch — wenn ich, wieder ganz Teufel, selbst zerstören muß, was ich jetzt aufgebaut, gezüchtigt bin, das mit Lust zu quälen, was ich so liebe! — Will nicht daran denken, ehe die Wonneminuten dahin sind. — Komm Stunde bald! Stunde, die mir ein Wesen versichert! denn verschlossene Liebe ist doch meine Pein. — Wohl auf du (Faust)! schlaf' und träume dich voll! Verträume dich, und schenke dein bestes Kleinod, schenke deine Seele mir!"

Ganz Goethisch ist eine Stelle, in welcher Faust nach Lessing's Vorbild die Schnelligkeit der verschiedenen Teufel prüft. Der eine derselben versichert, alle Wünsche Faust's zu kennen und sie in der Vollbringung hinter sich zu lassen. Darauf erwidert Faust: „wie wenn ich nun hinauf verlangte, und du trügst mich auf den äußersten Stern; bring' ich nicht auch zugleich immer ein menschliches Herz mit, das in seinen üppigen

Wünschen immer noch neunmal deinen Flug übersteigt? Lern von mir, daß ein Mensch mehr begehrt, als Gott und Teufel geben kann!"

Wenn man von Müller's „Faust" nichts weiter kennte als diese Stellen, sollte man nicht den Torso eines Herkules vermuthen? — Aber alles andre besteht aus den abgeschmacktesten Studenten- und Judenspäßen.

— „Was man erzählt von Dr. Faust", schreibt Klopstock, „ist weiter nichts als Lug der Möncherei. Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen braust vom Dr. Faust, ist, bei den Alten! lediglich kraftmänniglich Geschrei der traurigen Geniererei. Ob's Alte oder Neue besser sei, zu schlichten wär' Bockmelkerei." —

Müller hatte den leidenschaftlichen Trieb, nach Italien zu gehn, um dort seine Kunst weiter zu bilden; es gelang ihm Nov. 1778, hauptsächlich mit Unterstützung des Weimarer Hofs. Vorher war von ihm ein Stück aufgeführt worden, das auch auf Goethe einigen Einfluß übte, „Niobe": es ist nach dem Ovid gearbeitet, mit Hinblick auf die neu entdeckte Gruppe der Niobiden. Es ist ein heilloses Durcheinander, aber mit einzelnen genialen Zügen, und der Schluß, die Versteinerung der Niobe, deutet auf ein neues rhythmisches Gesetz, auf eine eigne Verbindung der Poesie mit der Musik.

„Diana, steinernes Herz, das kein Lallen sanfter Unschuld bewegt! barbarische Jungfrau, die nie mütterlichen Liebesschlag gefühlt! — Stürz' ein, Tempel, wo Menschen und Götter sich vergessen! . . . Im Dulden will ich noch überwinden, Königin der Mütter einst, nun der Schmerzen Königin. Ha, mich zückt aufwärts der Vater! Zu groß der Vernichtung, trotz' ich der Zeit: Jahrtausende werden die weinende Niobe sehn. . . Wo bin ich? trägt mich die Erde? Schon wälzt sich über mir der neue Himmel. Die Adern erstarren in mir. — Es fliehn von hinnen die Felsengeschwister, Olympus weinet und zürnet auf sie: zu weit sie trieben der Rache Wonne! Die Götter schaudern, Niobe's stummes Beben erschrecket sie; sie binden ihr Leben, sie halten mein Herz ach! — Wohl, ach wohl! Die Adern erfrieren, kalt mein Busen, ruhig mein Herz. Die Lüfte weichen, das Aug' erlischt, die Zunge gebricht." —

Müller blieb fortan in Rom; er täuschte mit seinen Leistungen die Erwartungen seiner Gönner, gerieth in Noth, und trat, um sich zu helfen, zur katholischen Kirche über. So traf ihn Heinse, der 1780, fast gleichzeitig mit Klinger, gleichfalls nach Rom kam. Beiden hatte die Sehnsucht nach Italien und Griechenland zum Theil das Deutsche Leben verleidet. — Weder Müller noch Heinse theilten die Ansichten Winckel-

manns über die Nachahmung der Alten, sie verwarfen die academische Abrichtung junger Maler nach antiken Mustern, die sich doch unter ihren Händen nur in Gliederpuppen verwandelten.

„Meister, die sich an Italienische Art gewöhnt haben", schrieb Heinse 1776 in den Briefen über die Düsseldorfer Galerie, „können nicht begreifen, wie Rubens zu seiner Zeit den tiefen Eindruck in aller Herz gemacht habe, da er nicht ein einziges Mädchen gemalt, das sich mit einer römischen Dirne in einen Wettstreit der Schönheit einlassen könne. Rubens hat in seinen besten Stücken meist eine seiner Frauen zu einer der weiblichen Hauptfiguren genommen; an diesen kannte er jeden Ausdruck der Freude und des Schmerzes, der Wehmuth und des Entzückens, und alles Nackende: dies treffend, wie reine Erscheinung dargestellt, mußte wirken, denn Leben allein wirkt im Leben." — „Schön ist nur dasjenige, was man begehrt!"

„Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen und er die Jugend verlebte; suche dessen Herzen zu erschüttern und mit Wollust zu schwellen — was geht uns Vorwelt und Nachwelt an! Wer seiner Nation am täuschendsten die Gestalt wiedergiebt von dem, was sie genossen, was sie verloren; wer ihr das wirklich macht, was sie glaubt, sich einbildet, hinter den Bergen oder hinter den Wolken sieht, hofft und erwartet: der ist für sie der größte Künstler!"

Trotz dieser Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer nationalen Basis für die bildende Kunst wurde Heinse von dem leidenschaftlichen Drang verzehrt, die echte Kunst an der Quelle, in Italien und Griechenland zu suchen. Das Resultat eines dreijährigen Aufenthalts in Rom war endlich der „Ardinghello", der Kraftmensch und Don Juan der Renaissance, der mit allen ihm zugehörigen Weibern und Spießgesellen auf einer der griechischen Inseln einen Seeräuberstaat gründet, und so das Ideal eines freien Menschen erfüllt. Dabei war Heinse mit all seiner Sinnlichkeit einem alle weiblichen Herzen bezwingenden Don Juan ungefähr so ähnlich wie Lenz. —

Verschaffte das Theater dem Sturm und Drang der Jugend eine schnellere und lautere Wirkung, so hatte dafür der Roman den Vorzug größerer Bequemlichkeit; er ist die Lieblingsform jener Periode. — In den meisten typischen Figuren derselben steckt eine starke Anlage zum Größenwahnsinn. Am stärksten ausgesprochen war er bei Wetzel aus Sondershausen, der schon damals an seine Mutter schrieb, er könne höchstens ihr Pflegekind sein, einen solchen Mann könne sie nicht geboren

haben! Später wurde er irrsinnig. — Er beschenkte Deutschland mit einer Reihe toller Romane. „Lebensgeschichte Tobias Knaut des Weisen, sonst der Stammler genannt", mit dem Motto: „Simia quam similis, turpissima bestia nobis!" der Held, ein buckliger Zwerg, macht sich durch sein Phlegma trotz aller schlechten Erlebnisse zu einem Magister Pangloß, der diese Welt für die beste hält; als er zum Schluß einmal in ein Bordell kommt, findet er daselbst eine alte Geliebte und heirathet sie sofort. — Eine ähnliche Paraphrase des „Candide" ist „Belphegor, die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", mit dem Motto: „Bellum omnium contra omnes!" Durch alle möglichen Martern, zwischen Negern, Amazonen, Wunderzwergen, immer von einer bösartigen Geliebten Akante verfolgt, windet sich der empfindsame und misantropische Held bis zu der Apfelweinkneipe seiner Heimath durch. — Nicht minder verwildert sind zwei Ehestandsgeschichten: „Peter Merks" und „die wilde Betty".

Die Autorschaft des „Tobias Knaut" wurde von seinen nächsten Freunden Herder zugeschrieben!

„Den größten Theil des Menschengeschlechts", schreibt Martin Miller, der Zögling des Göttinger Hains, 18. Juni 1776 aus Ulm an seinen Bundesbruder Voß, „möcht' ich anspeien mit Gift und Galle! Je tiefer man in das Wesen hineinblickt, desto schändlichere Greuel stoßen einem auf. . . Ich sehe täglich mehr ein, wie sehr der Bund Gottes Eingebung war und fortwirken muß, wenn die, so ihn schufen, nicht zuletzt noch Schurken werden! . . O Bruder! wie ergrimme ich oft, wenn ich in die scheußliche Cultur hineinblicke, und keinen habe, mit dem ich wüthen und toben könnte!" — Eben hatte er den Roman veröffentlicht „Siegwart eine Klostergeschichte", der fast eben so viel Lärm machte als „Werther", und der von Invectiven gegen Pfaffen und Junker strotzt. Sophie schmachtet für Siegwart, bescheidet sich aber, in ihm einen reinen ihr ewig unerreichbaren Heiligen anzubeten; Siegwart schmachtet für Marianne, diese wird in's Kloster gesteckt, er will sie befreien, sie stirbt vor Gram — scheinbar. Er geht aus Verzweiflung ins Kloster; eine Nonne ruft ihn als Beichtiger; es ist Marianne, die nun wirklich stirbt. Er stirbt auf ihrem Grab. Es sterben noch Andre. — Durchweg Menschen ohne Mark und Knochen, siech, schwindsüchtig, verhimmelnd; ihre Phrasen sind nicht eigen, Klopstock, Geßner, Ossian kehren überall wieder; Mondschein und Musik nehmen den Menschen den Platz.

Neben diesen verhimmelnden Romanen machen sich auch die humo-

ristischen breit, etwa im Stil des „Sebaldus Nothanker". Am breitesten ausgeführt und am meisten gelesen war „Siegfried von Lindenberg" von dem Buchhändler Gottw. Müller in Itzehoe: die Geschichte eines Pommerschen Landjunkers, der, von gesunder und selbst edler Anlage, theils durch Standesvorurtheile theils durch eine verschrobne Erziehung in allerlei Thorheiten getrieben wird, bis er endlich den Weg zur Vernunft und zum wahren Glück findet. Die Stimme der Vernunft vertritt der „braune Mann", ein Humorist im Stil Nicolai's. Nicolai wird von allen Genies verhöhnt und gelästert, aber sobald sie anfangen zu erzählen — selbst Lenz und Wagner — klingt es oft, als wenn der Berliner redete.

Das größte Ansehn in dieser wüsten Romanmasse gewannen bei den Gebildeten die „Lebensläufe in absteigender Linie", 1778—1780. In diesem seltsamen Buch zeigt sich bereits das Princip des Realismus in kräftigen und kühnen Strichen an. Die Figuren sind eckig, oft grotesk, ihr Inneres nicht selten incommensurabel, aber sie sind sämmtlich dem frischen Strom des Lebens abgeschöpft, sie sind wirklich gesehn und werden wirklich sichtbar: die kurländische und ostpreußische Localfarbe, die Schilderung der adligen und lutherischen Sitten und Gewohnheiten ist vortrefflich.

Die „Lebensläufe" würden einer unsrer gelesensten Romane sein, wenn sie einigermaßen componirt wären. Aber es ist ein wüstes Durcheinander, nur durch einen dünnen Faden verbunden. Zum Theil ist es wohl Mangel an künstlerischer Kraft, zum Theil Sterne's Vorbild; nicht zum kleinsten Theil aber Folge einer skeptischen alles zersetzenden Gemüthsart.

Die ersten Theile, die Kindheit des Helden und seine erste Liebesgeschichte, sind ausgezeichnet: durchaus starke Striche, grelle Farben, eine große Fülle des Gemüths, und neben allem Humor ein Ton von tiefer Wehmuth, der etwas Fascinirendes hat. „Vieles darin muß der unausstehlich finden, der nicht die Stimme der menschenfeindlichen Eiche verstanden: aus mir wird einst dein Sarg geschnitten!" Einen breiten Raum nimmt ein Graf ein, der fast nur mit Sterbenden und Todten verkehrt, und über die Philosophie des Sterbens wunderliche Reden hält. Der Verfasser selbst beschäftigte sich gern mit solchen Vorstellungen, obgleich er den Tod fürchtete.

In dem Anfang ist etwas Ahnungsvolles, das auf eine spätere Erfüllung hindeutet: aber diese bleibt aus. Zuletzt wird alles Excurs und Episode.

Der Roman machte großes Aufsehn; über den Verfasser zerbrach man sich lange den Kopf. Erst ziemlich spät wurde bekannt, daß es der Stadtrath v. Hippel in Königsberg war, Freund Kant's und Hamann's. Ein merkwürdiger Charakter! — Als junger Informator bei einer adligen Familie in der Nähe von Königsberg wurde er durch die Liebe zu einem Fräulein getrieben, seine Stelle sowie die Theologie überhaupt aufzugeben; im festen Vorsatz, sich einen ansehnlichen Rang zu erwerben, um der Geliebten ebenbürtig zu werden. Mit eiserner Festigkeit verfolgte er sein Ziel; er wurde endlich Oberbürgermeister von Königsberg, sehr reich, auch den alten Adel seiner Familie ließ er erneuen. — Aber geheirathet hat er nicht. — Mit den bedeutendsten Köpfen der Provinz stand er in naher, mit einigen in sehr zärtlicher Beziehung; aber diese erkannten nach seinem Tode, daß er vor ihnen nicht blos eine Maske getragen, sondern sie in wichtigen Herzensangelegenheiten bitter getäuscht habe. —

Hippel hat mit großer Neugier in allen Wunderlichkeiten des Zeitalters gewühlt, und seine spätern „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z" geben noch heute über die Abenteuer der Freimaurerei einigen Aufschluß. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich, — noch ehe die Französischen Romane den Stoff zur Virtuosität trieben — mit den Geheimnissen des Ehestandes. Sein Buch über die Ehe erlebte mehrere Auflagen, die sich in einigen Grundsätzen diametral widersprechen; er kannte die Sache wohl aus Anschauung, nicht aus eignem Erlebniß. Darin war ihm ein andrer Dichter überlegen, der, weicher als er, seine Figuren unsichrer zeichnete, aber in den Empfindungen besser Bescheid wußte.

Seit längerer Zeit hatte Fr. H. Jacobi mit stillem Groll, was in Weimar vorging, betrachtet. Als Merck Juli 1778 die Herzogin Amalie auf einer Kunstreise nach Düsseldorf begleitete, erstaunte er, wie wenig Jacobi, Heinse und ihre Anhänger von Goethe wissen wollten. Mit Wieland brach Jacobi förmlich und grob, als Jener in einer wunderlichen Laune für das göttliche Recht der Obrigkeit eintrat und das Recht des Stärkern vertheidigte. Aus liberalen Grundsätzen legte Jacobi Juni 1779 eine Geheimrathstelle in München nieder, kehrte nach Düsseldorf zurück, und richtete in der Nähe dieser Stadt, in Pempelfort, einen glänzenden Haushalt ein. Zugleich vollendete er einen schon lange angefangenen Roman „Woldemar". In diesem nimmt die Beschreibung seiner Pempelforter Herrlichkeit einen ungebührlichen Raum ein; bei Tische lungern hinter jedem Stuhl eine ganze Zahl Domestiken,

und von glänzenden Meubles, vornehmer Tracht und Haltung, Geburtstagsfesten, lebenden Bildern u. dgl. wird viel Wesens gemacht; seine schönen Seelen können den Luxus nicht entbehren.

Hatte Jacobi im „Allwill" Goethe zum Modell genommen, so saß er im „Woldemar" sich selbst, und er schonte sich ebenso wenig als Jenen. Es handelt sich wieder um die Frage über die Subjectivität der Moral. „Für Licenzen hoher Poesie", meint Woldemar, „hat die Grammatik der Tugend keine beständigen Regeln; keine Grammatik kann alles, was zu einer lebendigen Sprache gehört, in sich fassen. Die größte Weisheit, wozu ein Mensch gelangen kann, besteht darin, daß er alle seine Handlungen und Gedanken mit seinem moralischen Gefühl in Uebereinstimmung bringt, ohne sich um menschliche Einrichtungen und fremde Meinungen zu kümmern." Dazu bemerkt Henriette, die ideale Figur des Romans, ihr graue vor den Folgen solcher Lehre.

Noch mehr ist ihr Vater, der Kaufmann Hornich, gegen Woldemar eingenommen, so daß man mit Recht meint, er werde zu einer Heirath Henriettens mit Woldemar, die in der äußersten Intimität der Empfindungen und Gedanken leben, seine Einwilligung versagen. Als er im Sterben liegt, bedeutet man Woldemar, er könne ja seine Freundin heirathen: er stutzt, lacht und erklärt, er habe nie daran gedacht, und es ginge auch nicht, da sie sich geistig zu nahe stünden, da sie gewissermaßen Geschwister wären. Henriette, der man diese Erklärung hinterbringt, faßt sich philosophisch, und veranlaßt ihren Freund, eine andre, Alwine, zu heirathen: „haben Sie nicht versichert, daß Sie nie aus Leidenschaft heirathen, nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen würden?" — Nach einigem Sträuben geht Woldemar darauf ein. Da stirbt Henriettens Vater, und läßt sich vorher von seiner Tochter das Gelübde ablegen, daß sie Woldemar nie heirathen wolle. Woldemar wird davon unterrichtet, und nun folgt eine Reihe der unerhörtesten Scenen. Er hält ihr Gelübde und ihr Verschweigen desselben für einen Verrath an der Freundschaft, und spricht eine gelinde Verachtung gegen sie aus; dann findet er sie wieder engelhaft und betet sie an. Auf ihrer Seite gleichfalls ein großer Wechsel in den Stimmungen. Bald liegt er vor ihr auf den Knien und küßt ihre Hände, bald sie vor ihm; bald behandeln sie sich zärtlich, bald kalt; von beiden Seiten wird mit einer erstaunlichen Ausdauer geweint. Wehklagend steht der Chor der Freunde daneben überzeugt, daß die Beiden eine unglückliche Liebe zu einander hegen; der Leser hofft es auch, damit nur einmal diese Gemüthskrämpfe eine bestimmte Richtung nehmen. Aber

es erfolgt nichts dergleichen. Zwar wird einmal etwas zweifelhaft über den Mangel an sinnlicher Begier gesprochen, aber im Ganzen scheint es doch nur ein sophistisches Freundschaftsraffinement zu sein. Woldemar geräth in tiefere Zerrüttung, und sie findet mit Entsetzen, daß sie einmal seinen Tod gewünscht habe. Er findet, daß sein inneres Selbst satanisch geworden sei, dazwischen wirft sie sich in unaussprechlichem Wonnegefühl vor ihm nieder; er will sich einmal umbringen, unterläßt es jedoch. Alle Geschichten müssen einmal ein Ende nehmen, und so bringt Alwine als rettender Genius die verkehrte Welt wieder in die Richte; eigentlich bleibt aber alles beim Alten.

Es war nun keineswegs Jacobi's Meinung, diese Zustände als die normalen darzustellen. Er gab seinem Roman den Titel, „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" und ließ einen, freilich nüchternen Mann sich über seinen Helden recht derb aussprechen.

„Du vertraust Woldemar's schöner Seele. Grade diese verführt ihn, schwächt ihn, treibt ihn herum auf einem grenzenlosen Meer, hat ihn zum unseligen, unheilbaren Phantasten gemacht . . . Woldemar ist ein geistiger Wollüstling; und ob er gleich nur höhern Lüsten nachhängt, so sind es doch Lüste . . . Er hat wahrscheinlich von Jugend auf wenig Anlaß gehabt, gegen seine Gemüthsbewegungen mißtrauisch zu werden. Deswegen hat er nicht genug sich selbst kennen gelernt, hat die jedem Menschen so nöthige strenge Zucht entbehrt, und verschmäht sie . . . Der Trieb zum Guten und Schönen ist bei ihm der herrschende . . . Leider ist mit Schönheit der Reiz zur Eitelkeit verknüpft . . . Jeder der nur seinem Hange folgen darf, dünkt sich frei und edel vor seinen Brüdern, über die ein andres Gesetz waltet als der eigne Trieb ihnen gab. Jetzt drückt und unterdrückt der gute Woldemar sich selbst; sein eigner Wille verwirrt ihn, reibt ihn auf; sein eignes Recht bringt ihn um."

Das Urtheil lautet ja kräftig genug, aber es wird in diesem Roman soviel geurtheilt und reflectirt, daß man nie ahnt, welches denn das richtige Urtheil sein soll? Jacobi weiß, daß er eine Krankheitsgeschichte erzählt, aber seine Diagnose ist schwach, er erkennt nicht den eigentlichen Grund des Uebelbefindens, das Uebergewicht der Reflexion über den Willen. — Am ehesten versteht man noch den Roman, wenn man ihn als eine Reihe idealisirter Portraits betrachtet: Henriette ist wohl die „Tante" Johanna Fahlmer, schön von Seele, aber häßlich von Gesicht, jetzt Schlosser's Gattin; Alwine Jacobi's wirkliche Gattin, und so mögen die Gespräche des Romans in Jacobi's wirklichem Verkehr wohl vorgekommen sein. Uebrigens fuhr Jacobi fort, sich von Frauen verhätscheln

zu lassen, und seine überreizten Empfindungen in Briefen niederzulegen, die er in Abschriften circuliren ließ. — Bei solcher Analyse der Empfindungen fällt es schwer, die Coquetterie zu vermeiden. In dem Bemühen, sich als schöne Seele zu genießen und von Andern als schöne Seele gewürdigt zu werden, reflectirte man beständig auf das, was jeden Augenblick innerlich vorzugehn schien, und nahm es ungebührlich wichtig; man legte das Gefühl noch casuistischer aus einander als die Moralisten die Pflicht. Diese schrieben doch nur vor, was man thun und lassen solle: bei den Gefühlsphilosophen spielte die Empfindung in's Gebiet der Pflicht, und eine schöne Seele mußte sich jeden Augenblick darüber beunruhigen, ob sie auch schön, edel und eigen empfinde. Ebenso aufmerksam beobachtete man die Andern: daraus gingen Mißverständnisse hervor, Verkennungen, Empfindlichkeiten, kurz die ganze Litanei von kleinlichen Regungen, die man nur einem Verliebten in der Unsicherheit seines Herzens verzeiht.

Sein ganzes Leben hindurch fühlte sich Jacobi am intensivsten von edlen Frauen verstanden: die erste Stelle darunter nahm die Fürstin Amalia Galizin ein, die sich zuletzt in Münster aufhielt, mit der Erziehung ihrer Kinder nach Rousseau'schen Grundsätzen beschäftigt. Nach dem frühen Tode ihres Vaters, des Feldmarschalls v. Schmettau, war sie in einer katholischen Anstalt in Breslau, dann in dem geräuschvollen Haus ihrer jungen und lebenslustigen Mutter erzogen; sie lernte französisch parliren, las Französische Romane und Voltaire's Schriften. Im zwanzigsten Jahr verheirathet, folgte sie ihrem Gemahl, der russischer Gesandter war, nach Paris, wo sie mit den Encyclopädisten, namentlich Diderot, vertrauten Umgang pflegte. In der Schule des Sensualismus erwarb sie sich die Virtuosität, Empfindungen zu zergliedern. Der Platoniker Hemsterhuys, der sie zugleich mit stürmischen Zärtlichkeiten überschüttete, gab ihrem Geist eine idealere Richtung; er folgte ihr, nachdem sie sich von ihrem Gatten getrennt, nach Münster. Ein andrer vertrauter Freund daselbst war der Domherr v. Fürstenberg, der sie allmälig zu einer gläubigen Katholikin machte.

Die Fürstin Galizin spielte in Jacobi's geistigem Harem die Hauptrolle, aber die Zahl der schönen Seelen, die er anschwärmte und die ihn anschwärmten, ging weit über die der „Grazien" hinaus, die sich früher um Wieland gesammelt, und wurde später nur noch durch das Gefolge Jean Paul's überboten. Da die neuen Poeten soviel Wesens von ihrem Titanismus machten, war es nur consequent, daß sie auch Titaniden, Heroinen nnd dämonische Weiber zu malen versuchten, wie

Klinger seine Donna Solina, Lenz seine Donna Diana. Nur selten brachten es diese gewaltigen Weiber zu einer wirklichen Gestalt.

Goethe las den „Woldemar", der ihn empfindlich an den „Allwill" erinnerte, mit äußerstem Verdruß. In einem Augenblick übermüthiger Laune — 5. Sept. 1779 — nagelte er ihn vor den lustigen Gesellen an einen Baum und hielt ihm eine höhnische Standrede. „Der leichtsinnig trunkne Grimm", erläutert er später gegen Lavater, „die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir wohlbekannt." Jacobi, dem die Sache sofort hinterbracht wurde, schrieb 15. Sept. dem alten Freunde einen so larmoyanten Scheidebrief, daß Goethe nicht wohl etwas darauf erwidern konnte. Jacobi kannte in seinem Groll kein Maaß, er schrieb über den Vorfall nach allen Seiten, und erklärte Goethe unverhohlen für einen „ausgemacht schlechten Kerl und Hasenfuß". Er machte 1780 eine Rundreise durch Norddeutschland, um die Partei gegen Goethe aufzubringen: Klopstock, Lessing, Voß, Claudius, Gerstenberg u. A., und setzte das mit wahrer Tücke fort, bis ihn 1782 Goethe durch einen herzlichen Brief wieder versöhnte. —

Sämmtliche Romane jener Zeit haben nur soweit Interesse, als sie Bekenntnisse sind, ihr Werth bemißt sich danach, wieviel die Verfasser zu bekennen hatten, und wieweit ihr Thun und Leiden in die allgemeine Bewegung des geistigen Lebens verflochten war. Die meisten von ihnen bewegten sich nur in der Peripherie, sie wurden geschlagen von einem Mann, der recht im Mittelpunkt gestanden hatte. Rousseau, der seit dem Hubertsburger Frieden in seiner Hypochondrie mehr und mehr in Verfolgungswahnsinn verfallen war und sich eine Reihe der seltsamsten Schicksale zugezogen hatte, starb 5. Juli 1778, 66 J. alt, im äußersten Mangel, vielleicht an Gift, und hinterließ der Nachwelt die schon 1765 angefangenen Confessions, die mit ihrem psychologischen Raffinement fast ebenso stark wirkten als die „Neue Heloïse" und der „Emile". Sie sind in vieler Beziehung abstoßend: sie enthüllen eine Seele, in welcher mit großen Zügen eine gewisse Gemeinheit sich paart; aber sie üben durch die Darstellung einen gewaltigen Zauber. Es ist das Streben eines Kranken nach Gesundheit und Lebensfreude. Seine Krankheit war eine individuelle, zugleich aber litt er an der Unwahrheit seiner Periode, und seine Sehnsucht nach der Natur ist nicht schattenhaft, sie zeigt Farbe, und quillt mit voller Macht aus dem Gemüth.

Rousseau's Tod wirkte lebhafter auf Deutschland als auf Frankreich, das ganz von dem fast gleichzeitigen Ende Voltaire's hingenommen

war. Für den deutschen Sturm und Drang war er der Prophet gewesen, er hatte ihnen Haß gegen den Druck eingeflößt, den man früher als unausweichlich ertragen, und gegen den sie nun anfingen, sich zu empören. „Die Erfahrung lehrte bald", schreibt Zimmermann später, „daß diese aus dem Samen Rousseau's in sandigem Boden gezogenen Kraftknaben, die ganz Deutschland umwälzen wollten, nicht eine Fliege verjagen konnten." Gleichwohl hatte er aber auf die idealen politischen Empfindungen der Deutschen mächtig eingewirkt; das Ideal des aufgeklärten Despotismus verblaßte allmälig. „Der Fortschritt der Wissenschaften", schreibt Herder in der Abhandlung über den Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften 1779, „verlangt Freiheit und Gemeinthätigkeit. Die kühnsten göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, die schönsten und größten Werke sind in Freistaaten vollendet worden. Die Republik wirkt nicht durch directe Einmischung, sondern mittelbar, durch ihr bloßes Dasein."

Die theoretische Vorliebe für die Republik entsprang in Deutschland wie in Frankreich aus den Plutarchischen Bildern Römischer Tugend. Die Nachbarschaft der Schweiz hatte Einiges beigetragen, die Begeisterung für den aufgeklärten Despotismus abzukühlen, aber doch nicht viel, da die neuen Schweizer in zahmer und steifer Bürgerlichkeit die Tage von Morgarten, Gransee und Murten in Vergessenheit brachten. Nun aber schien die republicanische Idee wiederum eine wirkliche Macht zu werden.

„Hinaus, hinaus in's Ehrenfeld mit blinkendem Gewehr! ... Die Göttin Freiheit mit der Fahn' geht — Brüder, seht! sie geht voran. — Da seht Europa's Sklaven an! In Ketten rasseln sie. Sie braucht ein Treiber, ein Tyrann, für würgbares Vieh. Ihr reicht den feigen Nacken, ihr dem Tritt der Herrschsucht dar? — Schwimmt her! hier wohnt die Freiheit, hier! hier flammt ihr Altar!" So lautet ein Lied von Schubart; die Begeisterung für die Englischen Lords aus der Zeit der „Neuen Heloïse" hatte sich völlig verloren.

Ganz Europa sah mit gespannter Aufmerksamkeit über den Ocean hinüber; Amerika schien der rechte Ort, wo unbändige Leidenschaft sich austoben konnte. Ganz Deutschland war empört, als die Deutschen Kleinfürsten ihre Landeskinder in englischen Sold gegen die Sache der Freiheit verdingten. — Juli 1776 trat der Congreß zusammen, der im Herbst die „Vereinigten Staaten" für unabhängig erklärte; noch zu Ende des Jahrs erfolgten die ersten glücklichen Gefechte. Bald darauf eilten

ritterliche Männer, wie Lafayette und Kosciusko, nach Nordamerika, um dort für die Freiheit zu kämpfen: Klinger, Wagner, Heinse wären gern ihrem Beispiel gefolgt.

Es wäre seltsam gewesen, wenn die Stürmer nicht wenigstens an die Möglichkeit gedacht hätten, in Deutschland etwas annähernd Aehnliches zu schaffen: hatte ja schon der Hain davon geträumt. Seitdem war man praktischer geworden.

1. Mai 1776 gründete der junge Professor Weishaupt in Ingolstadt den Orden der Illuminaten als eine Abzweigung der Freimaurer. Zweck desselben war Ausbreitung der Aufklärung und des Liberalismus, die Mittel hatte man den Jesuiten abgesehn. Weishaupt selbst, der eine nicht geringe Meinung von sich hatte und Andern beizubringen wußte, wollte der unumschränkte Gebieter sein; jeder Ordensbruder sollte nur seine nächsten Obern kennen, übrigens wurde alles in tiefes Geheimniß gehüllt. Die Zeit kam dem Unternehmen entgegen: im Lauf von zwanzig Jahren waren in Deutschland sechzig neue Logen entstanden, man dürstete förmlich nach Mysterien und Weishaupt war unerschöpflich in Erfindung neuer wunderlicher Formeln. Vorerst war die Absicht nur auf die katholischen Lande und auf Süddeutschland gerichtet. Um praktisch zu wirken, bemühte man sich, Fürsten und hohe Staatsbeamte heranzuziehn, und es gelang im Ganzen über Erwarten. Juli 1780 trat Frh. v. Knigge ein, schloß Verbindung mit Weishaupt und breitete den Bund in Norddeutschland aus, während daneben im Stillen die Rosenkreuzerei wucherte. Die bedeutendsten Leute, vornehm und gering, gehörten bald zu den Mitgliedern: 23. Juni 1780 trat auch Goethe ein: freilich mit dem offenen Bekenntniß, daß nur gesellige Rücksichten ihn dazu bestimmten.

Wenn die Declamationen der „Titanen“ gegen die bestehenden Zustände meist einen knabenhaften Anstrich hatten, so läßt sich nicht leugnen, daß Grund zum Groll reichlich vorhanden war. Am sprechendsten ist das Schicksal Schubart's.

Ein Anempfinder von unleugbarem Talent, aber ohne alle Bildung. Als Genie hielt er sich für berechtigt, sich von dem Sittengesetz gewöhnlicher Menschen zu entbinden; freilich wurde sein Trotz dann immer durch weiche Reue abgelöst. Seit Sept. 1769 Organist in Ludwigsburg, trieb er es im Leichtsinn so weit, daß er Mai 1773 fortgeschickt wurde, und hatte in München schon Lust, der Versorgung wegen katholisch zu werden. Endlich gründete er in Augsburg die „Deutsche Chronik“, die wegen ihres dreisten Tons viel Beifall fand. Als er einmal schrieb:

„und nun werf' ich meinen Hut in die Höhe und rufe: o England! von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!" meinte der Bürgermeister: „nicht eine Nußschale voll soll der Vagabund haben!" Schubart setzte seit Juni 1775 die „Chronik" in Ulm fort, zum Theil mit Miller's Hülfe. Er schwärmte gleichmäßig für Klopstock und für Goethe: „Goethe ist ein Genie, groß und schrecklich wie ein Riesengebirge!" für Lenz und für Klinger, für Friedrich den Großen und für das englische Parlament; schließlich ergriff ihn die Begeisterung für Nordamerika. Da er in seiner „Chronik" die Fürsten wiederholt ärgerte, beschloß Herzog Karl Eugen von Würtemberg, das Experiment, das er an J. J. Moser und Huber angestellt, an ihm zu wiederholen, „um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Glied zu reinigen." Er ließ ihn 23. Jan. 1777 auf Würtembergisches Gebiet locken, dort verhaften und auf den Hohen Asperg, ohne Urtheil und Recht, in einen unterirdischen scheußlichen Kerker werfen. Moralisch ein verkommener Mensch, hatte Schubart doch Ansehn in der litterarischen Welt; trotzdem blieb alles stumm bei dieser unerhörten Gewaltthat; Klopstock, der „Bund", die Titanen. — Was aber das Aergste war: die Fürsten, darunter Karl August, fuhren fort, mit Karl Eugen zu verkehren, als wäre nichts geschehn! —

Der gelehrte Jurist Pütter in Göttingen, in dessen Auditorium sich immer mehr Grafen und Barone drängten, hielt vornehmen Ausländern Vorträge über die Deutsche Reichsverfassung. Am Schluß eines solchen Vortrags sagte ihm ein aufmerksamer Zuhörer, er sehe, daß er sich von der „Deutschen Freiheit" unrichtige Begriffe gemacht habe: es sei doch mehr Freiheit der Fürsten als der Unterthanen. Pütter war betroffen, es war ihm noch nicht eingefallen: „ganz konnte ich ihm diese Scrupel nicht benehmen!"

Die ehemaligen Göttinger Bundesbrüder waren, nachdem die Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands sich abgeschwächt, auf einer beständigen Jagd nach einem gelobten Land der Freiheit. Neben dem Mythus von Nordamerika bildete sich noch ein zweiter, von den glückseligen Inseln und den Naturmenschen von Tahiti. Gegen den Herbst 1777 gab Georg Forster in London die Geschichte seiner Weltumsegelung mit Cook heraus.

„Horchen Sie, Voß!" schreibt der sanfte Lyriker Overbeck in Lübeck, 17. Nov. 1777; „Gerstenberg und ich, wir sind einig geworden, unsre Freunde allesammt aufzubieten, mit uns die falsche Euro-

päische Welt zu verlassen. Sie werden von Tahiti gehört haben: hier ist das zweite Paradies, der Lustgarten Gottes, wo man sein Bild in den Menschen wiederfindet, welches Adam zwar verlieren aber nicht für ein ganzes Geschlecht verlieren konnte. Haben Sie Muth, Freund, so theilen Sie mit uns diesen edlen Entschluß, der verderbten Brut Europa's den Rücken zu kehren. . . Wir werden zu einem Volk kommen, das sehr reine Begriffe einer natürlichen Religion besitzt: lassen Sie uns ihre Gesetzgeber werden! ein zweites Brahminengeschlecht." Aufgefordert sollten werden: Claudius, Hahn, Stolberg, Sprickmann u. s. w., womöglich Klopstock; Forster sollte die Führung übernehmen. — Forster kam bald darauf nach Deutschland zurück, wo der geistvolle und berühmte Reisende überall großen Beifall fand. Jan. 1779 fand er eine Anstellung in Kassel, wohin ihm bald darauf sein Freund, der Physiker Sömmering folgte. Hier fiel der freisinnige Weltumsegler in die Netze der Rosenkreuzer, die ihn als willenloses Werkzeug ausnutzten.

In dieser Situation erlebte der „Robinson", der schon zu Anfang des Jahrhunderts so lebhaft auf Deutschland eingewirkt, eine neue Auferstehung. Campe in Hamburg, begeistert für Rousseau's „Emile", Begründer einer Pension, in welcher die pädagogischen Ideen desselben in's Werk gesetzt werden sollten, bearbeitete 1779 den „Robinson" zu einem förmlichen Lehrbuch. Als Kunstwerk betrachtet, in jeder Hinsicht eine Verschlechterung des Originals, aber wichtig für die Empfindung der damaligen Zeit, daß die Europäische Civilisation mit ihrer formellen Abrichtung der Jugend kraftlose Menschen hervorbringe, die sich in einer ungewohnten Situation nicht zu helfen wüßten. Wenn Campe seinen Robinson Herr werden läßt über alle Fährlichkeiten der einsamen Insel, so versündigt er sich fortwährend an der Wahrscheinlichkeit: eigentlich wollte er zeigen, daß alle vernünftige Erziehung darauf ausgehn müsse, muthige und kraftvolle Männer hervorzubringen, die auch der gefährlichsten Lage gewachsen wären. Versuche der Art wurden in allen Theilen Deutschlands gemacht, doch nur für kleine exclusive Cirkel: es dauerte viele Jahrzehnte, ehe man dahinter kam, daß der öffentliche Unterricht, daß die Volksschule mit diesen gesunden Ansichten sich aus einander zu setzen habe.

Die originellste Figur der Sturm- und Drangzeit war Lavater's Jünger Chr. Kaufmann, der 1775, 22 J. alt, in Zürich erschien. Sohn unbemittelter Eltern in Winterthur, hatte er sich 1774 als Apothekerlehrling in Straßburg aufgehalten. Schon sein Aeußeres fiel auf: mit mähnenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust bis an den

Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen oder einem rothen Rock, einen Freiheitshut auf dem Kopf, so wanderte er zu Fuß, einen mächtigen Knotenstock in der Hand, oder ritt auf einem Schimmel. Ueberzeugt von seinem Vermögen, die Welt umzugestalten, bemächtigte er sich zuerst der Ideen über Erziehung, wie Rousseau sie aufgestellt: er trat mit allen Philanthropinen in Verbindung, mit Basedow in Dessau, mit Pestalozzi, mit Salis in Marschlinz. Gegen die Gewohnheit der Kraftmenschen verlobte er sich sehr jung, mit einem Mädchen, die gleichmäßig für Lavater und für Goethe schwärmte. — Mit einem Reisegeld, das er aus Dessau erhielt, machte er sich 1776 auf, die Welt zu sehn: auch bei den Höfen nahm er keinen Anstand, in seinem gewohnten Costüm aufzutreten.

So in Karlsruhe, wo Schlosser sein Freund und Anhänger wurde. Dann in Mannheim, in engem Verkehr mit dem Maler Müller. In seinem „Faust" erzählt dieser von „einem Wundermenschen, der bei vollster Leibes- und Seelenkraft Herablassung genug besitzt, alle Mischungen der Charaktere wirkend zu umfassen, und so auf alle Menschen ohne Unterschied wirkt; der die Menschen mit seinen tief eindringenden Blicken würde zittern machen, weil alle vor ihrer Sonne nackt ständen, wenn nicht Sanftmuth und Wohlwollen wie ein leise gefalteter Flor sich dreifach umherwölkten, den zu mächtigen Glanz zu mildern." Er nannte sich Gottesspürhund, weil er auf der Gottesspur zu sein behauptete. — In Darmstadt, wo er unter die Freimaurer trat, bezauberte er alle Welt. „Ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschheit!" schreibt Caroline Herder. Nicht minder in Weimar, 22. Sept. bis 9. Oct. und 24. bis 26. Dec. In Goethe's Tagebüchern wird wiederholt eine „hohe Nacht mit Kaufmann" angemerkt.

Auf dem Wege nach Rußland, wo eben Cagliostro sein Wesen trieb, und wo er ein großes Philanthropin zu gründen beabsichtigte, zog Kaufmann als Reiseapostel durch ganz Deutschland. Auch die Berliner suchte er zu bekehren. „Er ließ mir merken", schreibt Sulzer April 1777, Herder, Goethe, Lavater, Schlosser, er selbst und einige Andre seien von der Vorsehung berufen, die Menschen wieder zur Natur zurückzuführen. Eigentlich ist Herder sein Held, und als ich ihm sagte, ich hielte Herder entweder für einen Narren oder einen Schalk, der uns zum Besten habe, wurde er ganz stutzig. Er ist ein lebendes Beispiel von den Menschen, wie Herder sie haben will: voll Feuer, Drang und Kraft, die, weil es ihnen an Vernunft fehlt, verworren durcheinander rasen."

Auf der Rückreise nach Rußland ließ sich Kaufmann in Königsberg durch Hamann, der nicht recht klug aus ihm wurde, selbst Kant vorstellen. In Hamburg suchte er Fühlung mit der Schule Klopstocks. August kam er nach Wandsbeck.

15. Juli 1777 hatte Voß seine Ernestine heimgeführt, und in Wandsbeck ein vorläufiges Heim begründet, dem sich auch Claudius anschloß. Diesem hatte Herder 1775 ein kleines Amt in Darmstadt ausgewirkt: er sollte die Cultur des Landvolks fördern, wußte aber nicht, wie er das anfangen solle. Nach seinem Thun und Lassen gefragt, gab er den Bescheid: „ich thue nichts, und lasse alles!"

Claudius war 15. April zurückgekehrt; er hatte sich mit Moser, der ihn zu nichts verwenden konnte, entzweit, und lebte nun mit Rebekka und seinen Kindern aus der Hand in den Mund. Die beiden Familien standen im innigsten Verkehr; es wurde frugal im Freien geschmaust, und Klopstock, Schönborn und Campe waren häufige stets willkommene Gäste.

„Kaufmann", erzählt Ernestine Voß, „war ein schöner, sehr kräftiger Mann, der alles was er redete in dunkle Worte hüllte, und doch Alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man schließen, daß er trotz seines jugendlichen Aussehns schon mit einem Menschenalter vor uns in Berührung gestanden. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien und trank nur Milch und Wasser. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen zu ihm hätte, stürbe, und wirklich machte er einige Curen, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten erzählte er gern. Er dictirte den ganzen Tag. Merkwürdig war es mit anzuhören, wie Voß und Claudius sich allerlei Zweifel über diesen Wundermann mittheilten, und doch Jeder beflissen war, ihn gegen den Andern in Schutz zu nehmen.

„Sei froh, daß Kaufmann dir nicht zu nahe kam!" schreibt Lavater an Zimmermann. „Seine bloße stille Gegenwart würde dich tödten, und ein Wort von ihm deine Gebeine zerschmettern! — Warum Kaufmann als Arzt unbekannt sein will? — Weil alle berühmten Aerzte Philister werden!" — Das kam dem berühmten Arzt doch zu toll vor: er hatte bisher alle Gegner der Physiognomik aus Leibeskräften bekämpft, nun aber kündigte er Lavater die Freundschaft, „die in meinem Herzen Wurzeln zur Ewigkeit hatte!"

Oct. 1777 kehrte Kaufmann in seine Heimath zurück, seine Rolle war ausgespielt, man war des Kraftgenies müde, und verhöhnte ihn in derben Satiren. Hier eine aus dem Deutschen Museum, Dec. 1774.

„Wenn ich kräftiglich will und vertraue fest: da will ich sehn, was mir widerstehn wird! Ja ich sage dir: wenn du willst und vertraust, und du sagst zum Berge, er soll sich heben! so muß er, und braucht es da keiner Eingebungen und Wundergaben, weil die Kraft von Natur im Menschen liegt. Ja Welt und Tod sind dein, und Fürsten und Gewaltige werden dir nichts anhaben. Auch der Tod muß zurückweichen, wenn du willst; und wenn er auf deinen Lippen säße und du sprichst: er soll und muß weichen! so muß er dich gehn lassen, bis du vernünftigen Vorstellungen Gehör giebst, und, deinen Nachkommen Platz zu machen, dich in die Ordnung der Natur fügst."

„Ihr alle aber von schwachem und kleinmüthigem Geist, o ihr armen ausgedorrten, ausgemergelten Geschöpfe! tretet her zu mir, daß ich mich herzkräftiglich über euch neige und euch von meiner Kraft einhauche, die wahrhaftig, überschwenglich und unüberwindlich ist!"

Als Goethe damals die Selbstbiographie seines Straßburger Freundes Jung herausgab, „Heinrich Stilling's Jugendjahre", hielt man fast allgemein Kaufmann für den Verfasser. In denselben Tagen, wo Lavater mit Zimmermann brach, 30. Oct. 1777, las Goethe seinen „Satyros": bald ging ihm auf, daß er in dieser Farce, ohne es zu ahnen, das Conterfei eines wirklichen Menschen geschaffen habe. „Alle, denen der falsche Prophet die Eingeweide bewegt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert werden und bei Tage keine Rechenschaft zu geben wissen." — „Ich hab' als Gottesspürhund frei mein Schelmenleben jüngst getrieben: die Gottesspur ist längst vorbei, und nur der Hund ist übrig blieben."

Eigentlich hatte Kaufmann gar kein rechtes Talent, und seine Orakel zündeten nicht mehr. Er unternahm allerlei, nichts wollte ihm glücken; er erhielt von Haugwitz, dem Freunde der Stolberge, der ein eifriger Herrnhuter war, Unterstützung; endlich Juli 1781 zog er ganz zu ihm nach Schlesien, und fand nach langem Warten Aufnahme in der Brüdergemeinde: auch dort traute man ihm nicht recht. Er hinterließ (21. März 1795) eine große Masse frömmelnder Schriften. — —

Der lange Friede, der das Aufblühen der Litteratur so sehr begünstigte, langweilte die Jugend und machte sie unruhig; singt doch selbst der alte Gleim: „o Vater! Vater! diese Rast macht unsere Herzen schwer! O ging's in dieser kühlen Nacht, ging's deinen Feinden zu! Viel besser wär's uns in der Schlacht als hier in dieser Ruh! — Es schien die Möglichkeit heranzutreten, daß Deutschland „aus den Städten wieder in's Lager" geführt wurde.

3. Jan. 1778 starb der Kurfürst von Bayern, der letzte seines Stammes; mit seinem nächsten Erben, dem Kurfürsten von der Pfalz, hatte das Wiener Cabinet einen geheimen Vertrag abgeschlossen, wonach ein beträchtlicher Theil von Bayern an Oestreich fallen sollte, und sofort besetzten östreichische Truppen die abgetretenen Gebiete. Friedrich's Einspruch fürchtete Kaiser Joseph nicht: „il faudra qu'il prenne patience, n'osant seul se mettre en avant!" Er täuschte sich: entschlossen, eine so bedenkliche Vergrößerung des Kaiserstaats nicht zuzugeben, erklärte Friedrich 11. März 1778 den Krieg für unvermeidlich.

Die Vorbereitungen zum Krieg riefen Karl August von Weimar, der von mütterlicher Seite des Königs Neffe war, nach Berlin; er nahm Goethe mit, das einzige Mal, daß der die Preußische Hauptstadt sah. „Es ist ein schön Gefühl", schreibt dieser am 17. Mai 1778, „an der Quelle des Kriegs zu sitzen, in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden! Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die große alte Walze F. R. gezeichnet schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt. Je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce!" — Später: „In Berlin guckte ich nur wie das Kind in den Raritätenkasten. Aber es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Dem alten Fritz bin ich recht nah worden; ich hab' sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde raisonniren hören".

Die Gefahr des Kriegs ging noch vorüber. Zwar standen sich im Sommer die beiden Armeen in Böhmen gegenüber; aber Keiner hatte Lust, loszuschlagen. Endlich mischte sich Dec. 1778, die Russische Kaiserin ein, und auf ihr Drängen wurde der Friede zu Teschen abgeschlossen, in dem Friedrich sein Stück durchsetzte; aber Rußland hatte seitdem seine Hand in allen deutschen Händeln.

Da es keinen Krieg gab, die Gährung der Jugend zu beschwichtigen, nahm die stille und laute Opposition gegen die Gewalthaber immer weitere Dimensionen an; darunter in erster Reihe Professor Schlözer, der im sichern Port zu Göttingen seit 1776 in seinem „Briefwechsel" den Deutschen ziffermäßig zeigte, wie man mit ihnen umging. Er hatte in demselben einen Artikel veröffentlicht, in welchem der Züricher Magistrat Verrath von Geheimnissen witterte. Als Verfasser wurde der abgesetzte

Pfarrer Waser ermittelt; er wurde 18. März 1780 eingezogen, da er einen Fluchtversuch machte, in Ketten gelegt, bei Wasser und Brod gehalten, mit der Folter bedroht, endlich zum Tode verurtheilt (auch Sal. Geßner stimmte dafür!) und 27. Mai hingerichtet.

„Schlözer", schreibt Goethe an Lavater, der sich in diesem Proceß recht pharisäisch benommen, „spielt eine scheußliche Figur, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch sein ganzer Briefwechsel das Unternehmen eines schlechten Menschen ist." In den „Vögeln", die er dem Aristophanes nachbildete und Juli 1780 in Weimar aufführen ließ, setzte er ihm ein Denkmal.

„Ich habe", sagt der Schuhu, „Correspondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Documente. Wenn man mit Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit." — „Wir haben uns also", sagt Treufreund, „an die rechte Schmiede gewendet; wir suchen einen Staat, wo wir uns besser befinden als da, wo wir herkommen." — „Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem, wo's schlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen."

Aeußerst verstimmt über die Schweizer, schreibt Goethe an Lavater: „Unter dem republicanischen Druck und in der Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften würde jeder vernünftige Mensch auf der Welt toll. Nur die Einbildung, Beschränkung und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich."

Daß dergleichen nicht blos in Freistaaten vorkommt, sollte Goethe unmittelbar darauf erfahren. Juni 1780 erfolgte in Darmstadt der Sturz K. Fr. Moser's, veranlaßt durch die geheimen Wühlereien der Büreaukratie, zu deren gehässigem Vertreter sich leider Merck hergab; und es schlossen sich Verfolgungen daran, die den Unglücklichen fast ins Elend trieben, wie es vorher mit seinem Vater geschehn war. In Weimar blieb nur Herder dem ältern Freunde treu.

Wenn man auf den Lärm horchte, mit dem grade im kleinen deutschen Bürgerthum die bestehenden Zustände bekämpft wurden, so hätte man einen nahe bevorstehenden Ausbruch vermuthen sollen. Aber es war in diesen Bewegungen kein Zusammenhang und grade die Bessern zogen sich unwillig von einem Treiben zurück, das ihre schönsten Bildungswünsche zu bedrohen schien. Dafür sind die Zustände in Weimar der beste Beleg.

Anders sah es jenseit des Rheins aus. Die „Philosophen" führten ihre Fehde gegen das Bestehende in den zierlichsten Formen des Salons,

aber ihre Versuche waren im Zusammenhang; wie eintönig der Ruf klang: „écrasez l'Infames!" er wurde der Leitton der guten Gesellschaft. Diese gute Gesellschaft dachte nicht daran, die wilde Masse gegen die Formen zu hetzen, in denen sie selber Schutz fand; aber in ihrer eignen Bildung hatte sie diese Formen verwischt, zerbröckelt, widerstandslos gemacht, und so der kommenden Revolution den Weg gebahnt.

Rousseau war unbeachtet von ihr, verkommen und gestorben; einen ganz andern Ausgang nahm, fast in der nämlichen Zeit, der Führer der „Philosophen": Voltaire starb in Paris, 84 J. alt, 30. Mai 1778. Die letzten Tage seines Lebens waren auch seine höchsten: er empfing Huldigungen, wie nie ein Fürst; Paris war in einer Art Raserei, es warf sich nicht blos vor ihm nieder, es hätte am liebsten alle seine Feinde ihm zum Sühnopfer geschlachtet. Seine Ideen schienen einen Triumphzug durch die Welt zu machen; der Quäker Franklin, der in Paris die neu aufkeimenden Colonien Nordamerika's vertrat, ließ seinen Sohn von ihm segnen; der neue französische Monarch bemühte sich, wenn auch mit geringer Willenskraft, den Staat nach den Ideen der Encyclopädisten umzugestalten; in Rußland predigte die Kaiserin selbst die Ueberzeugungen, für welche Voltaire gekämpft. Der Sterbende fühlte sich als einen mächtigen Fürsten.

Er war ein Fürst, aber er täuschte sich über die Nachfolge seiner Herrschaft. Er hatte für die Honnêtes Gens gewirkt; die dumpfen Tritte der Menge, die sich der von ihm entkräfteten Staatsgewalt bemächtigen sollte, vernahm er nicht; er hatte keine Ahnung von den dämonischen Kräften, welche die Revolution entfesseln sollte.

9.

Goethe's Umkehr.

1777—1781.

„Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag? Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen? und was du thust, sagt erst der andre Tag, war es zum Schaden oder Frommen . . . Ich brachte reines Feuer vom Altar; was ich entzündet, ist nicht reine Flamme. Der

Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr; ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme!"

Immer fremder wurden Goethe seine eignen alten Gedichte. Als ein Berliner Nachdrucker sie herausgab, schrieb er verdrießlich: „Lang verdorrte, halb verwehte Blätter voriger Jahre, ausgekämmte, auch geweiht' und abgeschnittne Haare, alte Wämser, ausgetret'ne Schuh' und schwarzes Linnen, haben sie für baar und gut neuerdings dem Publicum gegeben." „Von ungefähr Werther in die Hand genommen", schreibt er 27. April 1777 in sein Tagebuch, „wo mir alles neu und fremd war." „Das Werdende, sich Entfaltende wird mir immer ferner; große Gedanken, dem Jüngling fremd, füllen meine Seele und beschäftigen sie in einem neuen Reich."

In einer tollen ausgelassenen Operette, „die geflickte Braut", verhöhnte er jene empfindsamen Naturschwärmer, für deren Nerven die wirkliche Natur zu robust war, die sich ihre ideale Natur, Landschaft, Mondschein und alles ohne Zugluft, Ungeziefer und Regen in Kisten packten, und als Geliebte eine mit sentimentalen Büchern ausgestopfte Puppe mit sich führten.

16. Juni 1777 erfuhr er den plötzlichen Tod seiner geliebten Schwester Cornelie. — „Mir ist ihr Tod", schreibt er an seine Mutter, „nur desto schmerzlicher, da er mich in den Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeugt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit! wir sind nur einmal so beisammen." Mit sehr gemischtem Gefühl erfuhr Goethe einige Monate darauf, daß Schlosser sich mit der Freundin Johanna Fahlmer verlobt habe: „das macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu! — Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgerissen worden, daß die Aeste von Oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben mußten."

— „Das Glück des Lebens liegt dunkel auf mir! . . . Wie die Götter mit mir stehn, weiß ich nicht; soviel weiß ich, daß sie Geistern Macht über mich gegeben haben, die in ihrem Streit mich treten und treiben." — „Alles geben Götter die unendlichen, ihren Lieblingen ganz! alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz!"

Immer mehr schienen die Bande zu reißen, die ihn mit seiner eignen Vergangenheit verknüpften. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel; ich bin stiller in mir als je, schreibe

Niemand, höre von Niemand; mich kümmert außer meinem Kreis rein garnichts."

Ganz wurde er die Schatten seiner alten Bilder nicht los, es erschütterte ihn tief, als Jan. 1778 ein Fräulein aus Weimar, den Werther in der Tasche, aus Liebesgram den Tod in der Ilm suchte; als bald darauf sich die Nachricht von Lenz' Wahnsinn verbreitete.

In frühern Jahren, da er sich den „Wandrer" nannte, war er unruhig umhergeschweift, um an den Sorgen und Zerwürfnissen Andrer theilzunehmen; jetzt suchte er sich solchen Verlockungen übertriebener Theilnahme zu entziehn: der unruhige Wandrer war in seiner Gesinnung seßhaft geworden.

„Von allen, die ich kenne", schreibt Goethe 28. Sept. 1777 an Kestner, der ihn wegen einer Veränderung seiner Lage um Rath fragte, „bin ich der Glücklichste. Aus der Ferne ist schwer zu rathen, aber der erprobteste Rath ist: bleibt wo Ihr seid! tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, weil Ihr es nicht besser finden werdet, wenn Ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf Euerm Platz, fest und treu auf Einem Zweck; Ihr werdet vordringen durch Euer Bleiben. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Reise- und Einrichtungskosten, moralisch und ökonomisch."

„Mich freut's", schreibt Merck in den nämlichen Tagen, „zu sehn, was an Goethe's Situation ist. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr so viel wie die Bedienten hinter'm Stuhl von ihren Herrn und deren Gespräch urtheilen. Aus Liebe zum Herzog würde ich dasselbe thun, was Goethe thut. Das ganze Geheimniß, warum Goethe, wo er ist, unentbehrlich ist, ist seine wahre Liebe gegen die Menschen, mit denen er lebt, darin wird's ihm Niemand gleich thun. Er liebt den Herzog, wie Keinen von uns, weil vielleicht Keiner ihn so nöthig braucht, und so wird ihr Verhältniß ewig dauern. Goethe hat nicht das Geringste von seiner poetischen Individualität eingebüßt, dagegen an Hunger und Durst nach Menschenkenntniß und der daraus folgenden Wirkung auf die Menge gewonnen."

Sein Bildungsbedürfniß lagerte Goethe in einem Roman ab, der allmälig aufwuchs, und seine Frankfurter Erinnerungen lose mit einander verband. Er erzählt die Abwendung des aufstrebenden Poeten von den steifen bürgerlichen Sitten theils zu den Vagabunden, theils zum Adel, der sich wenigstens frei vom Druck einseitiger Geschäfte hielt. Wie wir von Herder erfahren, führte Goethe den Leser nicht sofort in medias res, sondern zeigte ihm den Helden von seiner Knabenzeit an,

wie in einem Erziehungs-Roman. Wilhelm Meister ist eine Metamorphose seines Wesens, die hart gegen Werther absticht: er wollte nicht mehr mit einer starken aber ungebildeten Individualität dem Weltzusammenhang trotzen, sondern ihn verstehn und durch Bildung sich ihm eingliedern.

2. Jan. 1778 hatte Goethe das erste Buch des „Wilhelm Meister" fertig: was darin stand, darf man nur errathen, meist wohl Reminiscenzen aus seinem Jugendleben: das Puppenspiel, der Besuch des Schauspiels gegen den Willen des Vaters; der Bildungstrieb, der ihn aus der Enge des bürgerlichen Hauses in die Adelskreise lockte. Eine Seiltänzergesellschaft zeigte sich in Weimar 23. Mai 1777. Die Wiederholung der Namen-Combination aus den „Geschwistern" — Wilhelm und Marianne — deutet auf eine geheime persönliche Beziehung. Die militärischen Bilder aus dem bayrischen Erbfolgekrieg — Prinz Heinrich mit seiner Vorliebe für das französische Theater — gaben die Zeitfarbe. Wilhelms Mutter und Vater sind wohl Portraits der eignen Eltern. — Wilhelm ist wie Goethe der allgemeine Liebling der Frauen: die Mariannen und Philinen sind wohl Reminiscenzen aus der Frankfurter, vielleicht gar der Leipziger Zeit.

Nur spärlich treten in Goethe's Gesichtskreis die großen Verhältnisse Deutschlands ein. Der Besuch in Berlin, als das Stillleben in Weimar sehr bedenklich durch den Krieg bedroht wurde, verstimmte ihn völlig gegen alle Politik. „Die Blüthe des Vertrauens welkt; die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich garnichts mehr durchrinnen wird. Ich bitte die Götter, daß sie mir meinen Muth und Gradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Theil des Ziels lausig hinkriechen zu lassen."

Indeß wurde Goethe immer mehr in die wirklichen Geschäfte des Landes gezogen: über den Weg- und Brückenbau, über die Wiedereröffnung des Ilmenauer Bergwerks und Aehnliches hatte er Gutachten auszuarbeiten, und suchte sich darin gründlich zurechtzufinden. In der Unruhe dieser Geschäfte schien die poetische Production stocken zu müssen, aber mitten in der ärgsten Zerstreuung, Anfang 1779, schuf Goethe eine seiner herrlichsten Dichtungen, die „Iphigenie".

6. April 1779 wurde die „Iphigenie" zum ersten Mal aufgeführt; Goethe selbst spielte den Orest, im Griechischen Costüm, zum Entzücken Aller; die schöne Sängerin Corona Schröter die Iphigenie, welche Rolle ihr immer blieb: sie schmeichelte sich wohl, das Urbild zu sein.

Bei der zweiten Aufführung, der auch Merck beiwohnte, 12. Juli 1779, gab der Herzog selbst den Pylades: ein Zeichen von der Innigkeit ihres Zusammenseins.

Die „Iphigenie" ist die eigentliche Katharse in der Geschichte der Deutschen Dichtung: leuchtend geht die Idee des Reinen in ihr auf, die Titanen haben den Göttern Platz gemacht.

Mit der sittlichen Katharse verbindet sich die Idee eines neuen Kunststils. In Goethe's Lustspielen, wie in den „Geschwistern", war er in Ton und Inhalt ganz imitativ gewesen, im „Clavigo" klang etwas von Lessing durch, „Faust" war ganz eigenartig, dunkel, gothisch, in der Form frei bis zur Formlosigkeit; „Götz" und „Egmont" sind von Shakespeare angeregt. Shakespeare war das Feldgeschrei der Sturm- und Drang-Poeten geworden, von denen sich Goethe entschieden abwandte. Damit wurde ihm auch Shakespeare als Vorbild fraglicher, und er suchte wieder Verständigung mit den Griechen.

Herder's Einfluß hatte ihn den Franzosen entfremdet, indeß hatte er ihrer „classischen" Dichtung seine Aufmerksamkeit nie ganz entzogen. Nun wurde sie durch einen großen Tondichter in Erinnerung gebracht. Gluck, geb. 4. Juli 1714, in Prag erzogen, hatte während eines längern Aufenthalts in Italien ganz dem Italienischen Geschmack gehuldigt, dem er auch noch in Wien, 1762—1769 folgte; die daselbst componirten Opern „Alceste", „Orpheus", „Helena", hatten durch ganz Europa Aufsehn gemacht. Nun wandte er sich den Franzosen zu, er componirte eine französisch, nach dem Vorbild des Racine gedichtete „Iphigenie in Aulis", und brachte sie 19. April 1774 in Paris selbst zur Aufführung: das Stück wurde im Lauf von zwei Jahren 170 Male gegeben. Es folgten 1777 „Armida", 1779 „Iphigenie in Tauris"; die Antike trat in einer ganz neuen Beleuchtung auf. Daß Gluck kein Franzose geworden war, daß er deutschen Sinn treulich wahrte, zeigt seine Composition der Chöre aus Klopstock's „Herrmannsschlacht".

Den Griechen war Goethe nie entfremdet, aber erst jetzt stellte er sich die Möglichkeit vor, auch ihrer Kunstform gerecht zu werden. Die Art, wie er 1773 im „Prometheus" der Antike näher trat, kam ihm nun zu verwegen vor; das Monodram „Proserpina", das Jan. 1778 im „Mercur" erschien, hat seinen Hauptreiz in der Entfaltung schöner Stellen; die Declamation ist zur Musikbegleitung gedacht. Die Sprache ist vornehm, rhythmisch gehoben. Müller's „Niobe" mit dem plastisch musikalischen Schluß wurde 1778 aufgeführt. Das alles kam wohl zusammen, um Goethe für den Stoff der „Iphigenie in Tauris"

die Form einzugeben; das Stück wurde verhältnißmäßig schnell in den ersten Monaten des Jahrs 1779 ausgeführt: es war ihm „unter soviel kümmerlichen Zerstreuungen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesen".

Die Sprache steht in strengem Gegensatz gegen die naturalistische leicht bewegliche imitative der „Stella" und der „Geschwister"; es ist ein tiefer und getragener Ton; offenbar sind auch die Gesten und Gruppirungen nach diesem Tonfall berechnet. Die ganze Haltung soll den Zuschauer über die gemeine Wirklichkeit in eine höhere ideale Welt hinausrücken. Der Iambische Rhythmus prävalirt, geht aber in jeder erhöhten Stimmung ins Lyrische über.

Wie die Griechen auf dem modernen Theater eingebürgert werden könnten, mit Umgehung des Chors, hatte Goethe den Franzosen abgesehn; aber er hatte auch die Griechischen Originale gründlich studirt. Von Euripides', „Iphigenie in Tauris" hat er freilich wenig benutzt, eigentlich nur den Gang der Handlung, der ohnehin gegeben war; desto mehr vom „Orest" desselben Dichters, einem sonst sehr unbedeutenden Stück; aber für die Art, wie die Eumeniden den Schuldigen quälen, ist Euripides dem Dichter unbedingtes Vorbild gewesen. Ohne Zweifel haben ihn auch Aeschylus' gewaltige Töne erschüttert.

Iphigenie ist eine griechische Gestalt, aber nicht plastisch, nicht in Marmor gedacht; ihr reines zartes Wesen erinnert mehr an die sixtinische Madonna. Die Fabel führt uns in die heidnische Mythe, aber nicht um in ihr stehn zu bleiben, sondern den Fluch des Tantalus zu lösen im Reich reiner Menschlichkeit.

„Götter sollten nicht mit Menschen wandeln! das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach, in dieser Ungleichheit sich gleich zu halten. Unedel war er nicht und kein Verräther; allein zum Knecht zu groß und zum Gesellen des Donnerers nur Mensch. Menschlich war sein Vergehn, streng ihr Gericht."

— „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! sie haben Macht, und brauchen sie, wie's ihnen gefällt. Der fürchte sie mehr, den sie erheben! Auf schroffen Klippen stehn ihre Stühle um den goldnen Tisch. Erhebt sich ein Zwist, so stürzt der Gast unwiderbringlich in's Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finsterniß. Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich andern Opfern ein leichter Rauch. Von ganzen Geschlechtern wenden sie weg ihr segnend Aug', und hassen im Enkel die ehemals geliebten und nun verworfnen Züge des Ahnherrn."

Ein Gräuel löst den andern ab im Hause der Pelopiden. Zuletzt hat Klytämnestra ihren Gemahl gemordet, zum Theil, um die Opferung Iphigeniens zu rächen; Orest, als Landesfürst, und noch besonders durch die Götter angetrieben, hat die Schuldige zu strafen; er tödtet seine Mutter, und sofort heften sich die Eumeniden an seine Fersen. Ein berechtigter Wille hat ihn in Blutschuld gestürzt; er hat nach seiner Ueberzeugung Recht gethan, und dennoch kann er sich der Stimme des Bluts nicht erwehren. „So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet und verknüpft, daß Keiner mit ihm selbst und mit den Andern sich rein und unverworren halten kann." Niemand wagt mehr zu bestimmen, was gut und recht ist. Damit die grüne Erde aufhöre, ein Tummelplatz für Larven zu sein, warnt der Schuldige die unschuldige Schwester, „nicht den Tag zu lieb zu haben und die fröhlichen Sterne, und kinderlos und schuldlos hinabzusteigen."

Wie soll der Conflict gelöst werden? — Am großartigsten im Alterthum ist das Problem von Aeschylos gestellt. Athene die weise Vermittlerin findet den Wahrspruch zwischen den jungen hellen und den alten dunkeln Göttern; Apollos Schützling wird losgesprochen, aber die Rächerinnen der Blutschuld werden in einem unterirdischen Heiligthum verehrt. Der Wahrspruch ist schön, aber die Motivirung ist schwach.

Tiefer drängte sich dem modernen Dichter, trotz seiner griechischen Neigungen, die christliche Ueberlieferung auf. — Das Menschengeschlecht ist in Sünden verstrickt wie das Haus des Tantalus, aber es wurde erlöst durch einen göttlichen Menschen, der in den Verstrickungen dieses Erdenlebens rein blieb. Wer ihn, den Reinen, ergreift, wird sündlos. Dies Motiv hat Goethe, unabhängig von allen Ueberlieferungen des Alterthums, für sein Problem gefunden; ein reines Mädchen söhnt das ganze blutbefleckte Haus; „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit".

„Durch deine Berührung", sagt Orest zur Schwester, „sollt' ich wunderbar geheilt sein. In deinen Armen faßte noch das gottgesandte Uebel mich mit allen seinen Klauen, und schüttelte zum letzten Mal entsetzlich mir das Mark; und dann entfloh's wie eine Schlange zu seinen Höhlen, und ich genieße neu durch dich das Licht des Tags. Schön löst sich der verhüllte Rathschluß der Göttin auf. Gleich einem heil'gen Bilde, woran der Stadt Geschick durch ein geheimes Götterwort gebannt ist, hub sie dich auf in ihrer Wohnung, zum Segen der Deinen, wo alle Rettung auf der weiten Erde verbannt schien." Die reine Jungfrau versöhnt nicht blos, wie Athene, die Unterirdischen, sondern den warm-

fühlenden Barbaren, den sie schwer gekränkt, durch die Zaubermacht der Wahrheit.

Iphigenie kann keine Unwahrheit sprechen, auch wo sie geboten scheint. „O weh der Lüge! die Brust wird nicht wie von einem andern wahrgesprochenen Wort getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedrückt, verwundend auf den Schützen zurück." Ein reiner Sinn durchbricht das anscheinend unentwirrbare Netz des Verhängnisses, und läßt das ganze Gewebe irdischer Klugheit fallen. Eine reine Seele bedarf nicht der List, sie schöpft aus ihren Tiefen die Kraft, das Unerhörte zu wagen. „Was nennt man groß? was hebt die Seele schaudernd dem Erzähler? als was mit unwahrscheinlichem Ausgang muthig begonnen ward." Und ihr, der reinen Seele, gelingt die Sühne des alten Fluchs: „Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt."

Nicht mit Hilfe eines Gottes aus der Maschine wie im Philoctet der Conflict gelöst wird, sondern unmittelbar versöhnt Iphigenie Menschen und Götter: sie verwandeln sich unter dem Einfluß ihrer frommen Denkungsart. „Unreif bricht nie eine Gottheit der Erfüllung goldne Früchte. Dem Menschen verdeckt jedes Abends gestirnte Hülle die Zukunft. Aber sie haben ihr Menschengeschlecht lieb, sie wollen ihm gern sein kurzes Leben fristen, und gönnen ihm den Mitgenuß des ewig leuchtenden Himmels, die hohen Unsterblichen." Das sind andre Götter, als die den Tantalus stürzten!

Iphigenie, war ohne irgend eine Rücksicht auf die deutschen Schaubühnen ausschließlich für den Kreis der Freunde gedichtet, 6. April 1779. — An demselben Tage verschickte Lessing seinen „Nathan"; die beiden Stücke bezeichnen den Eintritt einer neuen Zeit; Sturm und Drang ist durch die Idee des Reinen überwunden.

Wäre die „Iphigenie" damals erschienen, sie hätte vielleicht auf dem deutschen Theater Epoche gemacht. Aber Goethe hielt zurück, um das Stück noch weiter abzurunden. In welcher Art? das verräth vielleicht das Fragment des „Elpenor", den er zwei Jahre später dichtet. Ein Stoff, der mit seinem innern Leben garnichts zu thun hatte; er ballt sich düster fast wie in einem Stück Seneca's zusammen. Eine geheime Unthat ist begangen; wie das Geheimniß zu enthüllen, scheint sich der Dichter selbst nicht recht klar gemacht zu haben.

Die Sprache des Elpenor ist in den Hauptstellen von einem wunderbaren Adel; sie entfernt sich noch weiter als die der „Iphigenie" von

der Prosa des gemeinen Lebens; sie ist getragen, feierlich, vornehm wie die der Griechischen Chöre, sie scheint eine musikalische Begleitung herauszufordern. Der Rhythmus schließt, wie in der Iphigenie, jede metrische Strenge aus, doch gliedert er sich in drei dominirende Formen, die einander der Stimmung nach ablösen. In den referirenden Stellen dominirt der Jambus; sobald die Stimmung in's Getragene übergeht, wiegt das trochäische Metrum vor („Rastlos schleicht die Rache hin und wieder" u. s. w.); in leidenschaftlichen Ausbrüchen, oder wo die Reflexion sich gleichsam von der dramatischen Bewegung löst, die Pindarische Form: „Freude verwandelt in Knirschen, und vor den ausgestreckten Armen scheitre die Hoffnung!" „Die stille hohe Betrachtung deines künftigen Geschicks schwebt wie eine Gottheit zwischen Freud' und Schmerz."

In der Verarbeitung dieser wechselnden rhythmischen Motive wird man gewahr, daß nicht die dramatische Bewegung ausschließlich die Composition bestimmt, sondern bald ein malerischer, bald ein musikalischer Zweck; das Schöne sollte sich nicht blos in der Handlung, sondern in der Stimmung, in der Gruppirung, selbst in der Gewandung zeigen. Die grandiose Scene, in welcher Antiope die Rache auf ihren Pflegesohn abwälzt, würde in einer Oper eine ergreifende Wirkung ausüben, z. B. die dreifache Wiederholung der Schwurformel ist musikalisch gedacht. In der Iphigenie ist die Handlung selbst vollkommen durchsichtig, klar und einfach; alles was darin vorkommt, geht aus der dramatischen Entwickelung mit Nothwendigkeit hervor; im Elpenor dagegen lösen verschiedene retardirende Motive einander ab; solche ruhende Scenen, wie die Aufzählung der Geschenke, welche Elpenor zu erwarten hat, finden sich in der Iphigenie garnicht, wohl aber später in der Natürlichen Tochter, der Helena, der Pandora. Durch alle diese Mittel breitet sich über die Handlung etwas Geheimnißvolles, das wohl beabsichtigt ist.

Dachte nun Goethe daran, die Bearbeitung der Iphigenie im Stil des Elpenor zu versuchen? — Etwas der Art muß ihm vorgeschwebt haben, in Wirklichkeit hat er den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und man kann ihm nicht Unrecht geben: trotz der hohen lyrischen Schönheiten des „Elpenor" muß man Schiller beipflichten, wenn er später in dem dramatischen Gang des Stücks etwas Dilettantisches fand.

Die Idee des Reinen, welche die „Iphigenie" eingegeben, spricht sich mehr und mehr auch in des Dichters Leben aus.

„Zu Hause aufgeräumt", schreibt Goethe in sein Tagebuch

7. Aug. 1779, „meine Papiere durchgesehn und alle alten Schreiben verbrannt. Andre Zeiten, andre Sorgen! Stiller Rückblick auf's Leben. Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen und dunkeln Imaginationen eine Wollust gefunden habe, wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns auch des zweckmäßigsten Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr wie ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, getrau' ich noch nicht zu übersehn. Gott helfe weiter, und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst im Wege stehn, lasse uns vom Morgen bis Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und alle Abende zuviel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich zu mir nehme, immer lichter in mir werden"! —

„Wandrer" im Sinn seiner ehmaligen wilden Sturm- und Drangzeit durfte sich Goethe nicht mehr nennen, wohl aber in einem andern Sinn: unermüdlich durchstreifte er von allen Seiten den Thüringer Wald, zu Fuß, zu Pferde, im Kahn, um der Natur, die er liebte wie eine Braut, recht nahe zu rücken. Er bezeichnete sich auf diesen Fahrten gern als Landschaftsmaler, um der geliebten Natur gegenüber einigermaßen productiv zu sein.

„O, daß die innre Schöpfungskraft durch meinen Sinn erschölle! daß eine Bildung voller Saft aus meinen Fingern quölle! Ich zittre nur, ich stottre nur, ich kann es doch nicht lassen; ich fühl', ich kenne dich Natur! und so muß ich dich fassen."

Wie wohl er die Natur kannte, wie innig er mit ihr vertraut war, verrathen am glänzendsten die Lieder jener Zeit: „der Fischer" ist in der Sprache wie in der Empfindung wohl das Herrlichste, was die Deutsche Dichtung zu allen Zeiten geschaffen; jeder Ton Musik! Das „Mondlied" kommt ihm am nächsten. In diesen Liedern erkennen wir

den echten Goethe; in der lärmenden Gesellschaft der Hoffeste zeigt sich nur sein Schatten, in der Waldeinsamkeit fühlt er sich wahrhaft zu Hause. Einige von diesen Einsiedlerzellen drängen sich am innigsten hervor; vor allen die Wartburg, sein Aufenthalt vom 13. Sept. bis 9. Oct. 1777.

„Hier oben! In dem linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wälder und Waldblößen, die Felsabhänge davor und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt! wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt! — Wie der lang Gebundene reck' ich erst die Glieder, aber mit dem echten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. — Diese Wohnung ist das Herrlichste, was ich erlebt habe!"

Er schwelgte in dem tiefen Gefühl des Alleinseins, und wurde wild, wenn Knebel und Andre mit ihren hypochondrischen Grillen ihn belästigten: „die Kluft zwischen mir und alle den Menschen fiel mir in die Augen." — „Gern kehr' ich aus der Gesellschaft zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu thun habe."

Nach der Rückkehr, 14. Nov. „Heiliges Schicksal! du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über mein Bitten! Laß mich nun auch froh der Reinheit genießen. Ja und Amen winkt der erste Sonnenblick."

Bald darauf machte er einen zweiten Ausflug.

Der Herzog war in den Harz auf die Jagd gezogen; 29. Nov. folgte ihm Goethe; incognito wie er es liebte. „Gar hübsch ist's, auf seinem Pferd wie auf einem Schiff herumzukreuzen. Wie doch nichts abenteuerlich ist, als das Natürliche, und nichts groß als das Natürliche!" Es wurde ihm wohl unter den schlichten Leuten, bei denen er unterwegs einkehrte. „Die Menschenclasse, die man die niedere nennt, ist gewiß vor Gott die höchste! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren. — Wie wenig doch der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm ist, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf! — Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehn: es ist mir, als wenn ich mein Verhältniß zu Menschen und Sachen weit wahrer fühlte."

Goethe hatte vor, einen jungen Selbstquäler aufzusuchen, der sich in leidenschaftlichen Briefen an den Dichter des „Werther" gewandt, und von ihm Mitgefühl für sein Grollen mit Gott geheischt hatte, Plessing, Sohn des Pastors in Wernigerode. 3. Dec. war er bei ihm, als Landschaftsmaler unerkannt; er schilderte ihm auf seine Klagen in warmen Bildern die Freude am Leben der Natur, in das sich zu versenken das Herz allein beglücken könne; als aber Plessing ungeduldig solchem Trost widerstrebte, verschloß sich ihm das Mitgefühl des Dichters. — 10. Dec., auf schwierigem Weg, bestieg er den Brocken.

Alle diese Motive klingen in der schönen Ode durch, die „Harzreise im Winter." — Ein Geier, der über ihm schwebte, als er ins Gebirge ritt, gab ihm die Stimmung. — Er denkt an den Selbstquäler. „Abseits, wer ist's? Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad, hinter ihm schlagen die Sträuche zusammen, das Gras steht wieder auf, die Oede verschlingt ihn. . . Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe! ein Ton, seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz! öffne den umwölkten Blick über die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste!" — Der Gipfel der Schilderung ist der Brocken. Bei dem schlimmen Wetter hatte der Dichter kaum gehofft, ihn zu ersteigen, aber unerwartet ging die Sonne auf, und bald stand er oben, „grenzenlosen Schnee überschauend, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, unter sich ein unbewegliches Wolkenmeer." Endlich war von der Sonne das ganze Bild in Purpur gekleidet, er glaubte sich in einer Feenwelt. — „Den Einsamen hüll' in deine Goldwolken! Umgieb mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe! deines Dichters!"

Den Höhepunkt dieser Naturanschauungen sollte ein kühnes Unternehmen bilden, zu dem er bald nach Vollendung der Iphigenie, Sept. 1779, mit dem Herzog auszog: eine Winterfahrt in die Alpen. Die Reise sollte zugleich Gelegenheit geben, alte Schulden im Sinn seiner neuen Richtung zu sühnen.

In Frankfurt 20. Sept. logirte der Herzog in Goethe's elterlichem Haus. In Straßburg, 26. Sept., sah er Lilli wieder: sie hatte vor einem Jahr einen jungen Banquier v. Türkheim geheirathet, der sie schon als Kind geliebt. „Ich sah den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, wurde mit Verwunderung und Freude empfangen, sah in alle Ecken, und fand sie in recht glücklichen Verhältnissen." „So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten,

unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine reine ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in das man von einem hohen Berge sieht."

Lilli (22 J.) lebte noch 38 Jahre; sie hatte nicht nur den alten Reiz, die alte Liebenswürdigkeit bewahrt, sie erwies sich in Tagen schwerer Prüfung — während der Revolution — als treues edelherziges Weib, ja als Heldin. Noch einmal erhielt sie von Goethe einen herzlichen Brief.

— Von Straßburg aus ritt Goethe, 25. Sept. Abends, allein nach Sessenheim. „Ich fand die Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, und betrug sich mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Ich erkundigte mich nach Allem, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." —

Von Bern aus, 8. Oct. 1779, ging es nun in die Alpen; 13. Nov. blickte Goethe vom Gipfel des St. Gotthard zum zweitenmal nach Italien herab, 20. Nov. kehrte man, bei Zürich, wieder in die Ebene zurück. Diese kühne Winterreise zeigt Goethe von einer neuen Seite.

Haller hatte die Aufmerksamkeit zuerst auf die Alpen gelenkt, Rousseau hatte sie in glänzenden Bildern geschildert. Diese Bilder im Kopf, hatte Goethe 1775 zum ersten Male das Hochgebirge bestiegen. Aber damals war ihm die Natur noch zu gewaltig, er fühlte sich ihr gegenüber nicht frei. „Wie mich sonst die Wolken reizten, mit ihnen

fort in fremde Länder zu ziehn, wenn sie hoch über meinem Haupt weggezogen, so stehe ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehn. Welche Begierde fühle ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen! Mit welchem Verlangen hole ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt! — Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor dem Rückweg schaudern und vor dem Fall zittern?" —

„Was ist denn das, dies sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" —

Von Weimar aus hatte er alle verborgenen Schlupfwinkel des Gebirgs aufgesucht; mit der Harzreise im Winter begann sein Studium der Geologie, mit der Eröffnung des Bergwerks ging es ihm grade wie Leibniz hundert Jahre früher, seine halbamtliche Thätigkeit erweckte zugleich in ihm Ideen über die Erdbildung.

So vorbereitet, kam er nun zum zweitenmal ins Hochgebirge. Wie ganz anders klingen nun seine Schilderungen als die Reisebriefe von 1775! — „Wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten Mal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzliches Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. — Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen! Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgend falsch widerstieß, so wirkten sie, was sie sollten."

Im Verständniß dieser Alpenwelt kommen ihm seine geologischen Studien zu statten. „Man ahnt im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehn sein wann und wie es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese noch

nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuern Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit."

Aber nicht in der Beschreibung des Festen sondern des Bewegten in der Natur liegt die wahre Kunst des Landschaftsmalers: Goethe's ganze Reisebeschreibung ist wie aus Nebel- und Wolkenbildern zusammengesetzt, das eine immer prachtvoller als das andre.

„Ich bin in die Thür getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehn. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel; aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an den höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken, und von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sack stoßen, die ungeheuern Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Auf dem platten Lande ist man sie nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt; man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbei gezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innere Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen."

„Unsre Augen waren nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet, die letzten links im Oberland schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten rothen Seiten gegen uns; nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich; es sah fast ängstlich aus: wie ein gewaltiger Körper von Außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüberglänzte, und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will."

„Der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheueren Gebirgen eingeschlossen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht fest im Sattel säße, gar leicht

herabwerfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst: da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, sobald er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen .... Es war ein seltsamer Anblick: in der ödesten Gegend der Welt, in einer ungeheuern einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehn, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat."

„Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem, die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den die Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehn müsse ... Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen, es war das einzig Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen." — —

Der Dichter hat es nun zur vollendeten Meisterschaft in der Landschaftsmalerei gebracht, er hat sie aber in seinen spätern Dichtungen, auch wo es, z. B. in den Romanen, wohl angezeigt schien, nie angewendet. Die Reinheit der epischen Poesie schloß ihm das aus, er wendet sich zur Natur, wie früher im Mondlied, im Fischer, im Erlkönig, nur in lyrischen Stimmungen: die Natur soll die Gegenstände beleuchten, sie melodisch begleiten, aber nicht sie ersetzen. So vernahm er in Lauterbrunnen am Fall den Wettgesang der Geister. — „Strömt von der hohen steilen Felswand der reine Strahl, dann stäubt er lieblich in Wolkenwellen zum glatten Fels, und leicht empfangen, wallt er verschleiernd leisrauschend zur Tiefe nieder ... Wind ist der Welle lieblicher Buhle ... Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!"

Mit Sehnsucht und doch etwas bange ging Goethe dem Zusammentreffen mit Lavater entgegen. „Dich wiederzusehn", schreibt er ihm 8. Oct., „ist einer meiner beständigen Wünsche diese vier Jahre her. Wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken. Eins werden wir aber wohl thun: daß wir unsre Particular-Religion ungehudelt lassen. Du bist gut

darin, aber ich bin manchmal hart und unhold, und da bitt' ich dich im Voraus um Geduld."

Seine neu gewonnenen Grundsätze trennten ihn von den alten Glaubensgenossen, eben hatte er mit Jacobi gebrochen; es ängstete ihn doch zuweilen, ob er in dieser Trennung nicht zuviel Härte zeigte. Aber mit Lavater gestaltete sich das Verhältniß unerwartet günstig, hauptsächlich wohl, weil Goethe in einer überaus frohen Stimmung war.

20. Nov. bis 5. Dec. 1779 waren die Reisenden in Zürich. „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog, wie ich gehofft, Siegel und Spitze der ganzen Reise. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit die Idee von ihm sich verschwächt hat, wird man neu überrascht. Es ist uns allen eine wahre Brunnencur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und webt: alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsre Seelen offen behalten und zu öffnen vermögen! Könnt' ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen!"

„Diese Schweizerreise", schreibt Wieland kurze Zeit darauf, „gehört unter Goethe's meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehn, daß er das wahre Enfant gâté der Natur und des Schicksals ist: ein einziger unglücklicher Zufall war hinreichend, das ganze Drama zu verderben."

Die Reise machte für Goethe noch in einem andern Sinn Epoche: bisher hatte er der Natur nur als Künstler beikommen wollen; er erkannte nun die Nothwendigkeit ernstern wissenschaftlichen Studiums, und begann dasselbe sofort nach seiner Rückkehr. Er war der Natur in ihren gewaltigsten Erscheinungen näher getreten: die Andacht zur Natur und ihr Verständniß war nun das Glaubensbekenntniß, das er den Schwärmereien Lavater's gegenüberstellen durfte.

„Wenn ich bedenk', wie manches Jahr sich schon mein Sinn erschließet, wie er, wo dürre Haide war, jetzt Freudenquell genießet: da ahnd' ich ganz, Natur, nach dir, dich frei und lieb zu fühlen. Ein luft'ger Springbrunn wirst du mir aus tausend Röhren spielen, wirst alle

deine Kräfte mir in meinem Sinn erheitern, und dieses enge Dasein hier zur Ewigkeit erweitern."

Die Natur war für Goethe nicht mehr, wie für Werther, ein ewig gebärendes ewig zerstörendes Ungeheuer; nicht mehr, wie für Faust, ein bloßes Schauspiel. „Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm!" und er verstand ihr Lied.

— „Wir sind von ihr umgeben und umschlungen; unvermögend, aus ihr heraus zu treten, und unvermögend, tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen." — So beginnt im „Tiefurter Journal" Febr. 1782 eine von Goethe's schönsten Dichtungen, die er wunderbarer Weise später ganz vergessen hatte.

„Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Jedes ihrer Werke hat ein eignes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles Eins aus. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillstehn geheftet. — Sie hat sich einen eignen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. — Auch das Unnatürlichste ist Natur; wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht. — Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen. — Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. — Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, und schüttelt ihn immer wieder auf. — Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt

sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht. — Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie macht alles was sie giebt zur Wohlthat, denn sie macht es unentbehrlich. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. — Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammenzuziehn. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. — Alles ist immer da in ihr; Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht; Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. — Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben. Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen, und ist immer dieselbe."

Dies ist kein philosophisches System, es ist eben ein Gedicht. Der Dichter bemüht sich, den eigentlichen Gegenstand seiner Anbetung zu verstecken, aber hinter all den tausend Erscheinungen, die er aufzählt, verborgen lauscht schelmisch die Göttin, der er seine Neigung schenkt. „Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst." Aber wer sich an ihren Busen werfen will, den muß sie mit zwei Menschenaugen verständlich anblicken: Gott oder Göttin, es ist einerlei!

„Denn unfühlend ist die Natur! es leuchtet die Sonne über Bös' und Gute." Wie auch das höhere Wesen sich verstecken mag, wir können es uns nur vorstellen als den Sohn des Menschen. „Nach ewigen, ehrnen, großen Gesetzen müssen wir alle unsers Daseins Kreise vollenden. — Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche: er unterscheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihn. — Heil den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen! Des edlen Menschen Beispiel lehr' uns sie glauben. Wir verehren die Unsterblichen, als wären sie Menschen." Freilich begrenzt unser Leben ein kleiner Ring, an ihres Daseins unendliche Kette reihen sich viele Geschlechter. Jenes Gedicht steht im Tiefurter Journal, hart neben der „Natur"; das eine Weltbild ergänzt das andre.

Goethe als Dichter verkündete das reine Evangelium der Natur; als handelnder Mensch war er ernst und gewissenhaft in dem Streben,

die ethischen Mächte voll in sich aufzunehmen, und alle Wirren des Lebens durch die Idee des Reinen zu verklären.

Bei der Rückkunft nach Weimar, 13. Jan. 1780, freute sich der Herzog, der unterwegs noch die Höfe in Karlsruhe, Darmstadt, Homburg und Stuttgart aufgesucht, über den guten Eindruck, den die Leute, mit denen er zusammenleben mußte, auf ihn machten: „es hat mich eine gewisse Honnêteté angerochen.“ Die Einigkeit der maßgebenden Männer in Weimar schien durch die kurze Trennung gewonnen zu haben, nur Einer, und zwar der Bedeutendste, widerstrebte.

Herder war im besten Zug des Schaffens; die schönen Werke über Religionsphilosophie waren in Vorbereitung oder schon in Ausführung begriffen; in seinen sittlichen und naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen stand er Goethe so nahe wie noch nie. Aber die Schweizerreise, oder vielmehr was man davon erzählte, verstimmte ihn seltsam. Er war eifersüchtig auf Lavater und den Eindruck, den derselbe auf den Herzog gemacht; eifersüchtig auf Goethe, durch den ihm Lavater entfremdet sein sollte. Er brach mit Lavater einiger übelwollenden Aeußerungen wegen, förmlich; zu Goethe war sein Verhältniß einige Jahre hindurch kühl, argwöhnisch, unerquicklich. Desto herzlicher gestalteten sich die Beziehungen des Letztern zu Wieland.

„Ihr könnt euch leicht vorstellen“, schreibt Wieland 17. Jan. 1780 an Merck, „daß der glückliche Ausgang dieser Reise, des Herzogs ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen bei männiglich Effect gemacht und Goethe in ein sehr günstiges Licht gestellt hat, und dies um so mehr, da auch er in einem Ton zu musiciren angefangen hat, in den wir übrigen einzustimmen nicht ermangeln werden. . .

16. April. „Ich kann dir nicht sagen, wie gänzlich ich mit Goethe's ganzer Art zu sein zufrieden bin. Auch in seinem öffentlichen Betragen nehme ich eine σωφροσύνην wahr, welche die Gemüther nach und nach beruhigt.“

„Es ist mir viel wohler hier“, schreibt der Herzog 8. April an Lavater, „seit der langen Abwesenheit, und Goethe alle Tage lieber. Vom Schicksal verlange ich zwar viel, danke ihm daher auch ziemlich wenig; aber dieser Schatz, war doch über alles Hoffen und Verlangen, und dafür danke ich mit ganzem Herzen und Seele.“

„Ich habe“, schreibt Wieland an die alte Freundin Sophie Laroche, „eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, vier Mädchen und vier Jungen, alle gesund und munter. Das Alter überschleicht

mich ganz unmerklich unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger je mehr, daß alle unsre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite." — Sophie lebte in beschränkten Verhältnissen zu Speier, seitdem ihr Mann wegen „satirischer Briefe über das Mönchswesen" seine Stelle verloren; sie erhielt sich durch litterarische Arbeiten, wobei ihr Wieland treulich an die Hand ging.

13. März 1780 wurde, nach einjähriger Arbeit, der „Oberon" vollendet, der „Ritt in's alte romantische Land". Freilich das romantische Land, wie es Franzosen und Provençalen kannten; wenn Wieland sich schmeichelte, die Elfengeister des „Sommernachtstraums" wieder lebendig gemacht zu haben, so täuschte er sich: er hatte den luftigen Spukgestalten das moralische Bleigewicht angehängt und sie dadurch mit sich selbst in Widerspruch gebracht. — Gleichwohl ist es die Krone seiner Leistungen: die Sprache ist künstlich zu vollständiger Freiheit durchgebildet, die Erzählung ist lebhaft, sehr unterhaltend, und die Geschichte, im Gegensatz gegen Idris und Amadis, wirklich zu Ende gebracht; der Leser geht um so befriedigter nach Hause, da er durch keine Cynismen gestört wird, wie sie ihm sonst bei Wieland's Dichtungen begegnen. Es ist hauptsächlich dies Werk, das ihm, und zwar mit Recht, eine Stelle unter den Classikern verschafft hat. Das ganze Publicum fiel ihm zu, selbst Klopstock sprach seinen Beifall aus, vielleicht, um Goethe einen Nebenbuhler zu geben.

Goethe schickte dem Dichter nach Vollendung des „Oberon" einen Lorbeerkranz zu, und hat sein Urtheil festgehalten: „Oberon wird", schreibt er einmal an Lavater, „solange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden!"

Nicht wenig wurde Wieland's Ruhm durch die „Abderiten" gefördert, die Sept. 1780 fertig wurden: die besten Episoden daraus, der Proceß um des Esels Schatten und die Frösche der Latona, treten erst gegen das Ende auf; erst da wird der Scherz recht übermüthig und fast poetisch. — Der „Mercur" gewann theils durch diese Dichtungen, theils durch Merck's Kritiken, die sehr gern gelesen wurden: „Du, vor dessen verwünschtem Scharfsinn kein Nebel schützt!" schreibt ihm Wieland einmal. Merck war damals für Weimar eine sehr wichtige Person: für alle Natur- und Kunstgegenstände unbedingte Autorität, und des Herzogs

vertrauter Rathgeber in allen ökonomischen Fragen und Unternehmungen. Auch Goethe fragte ihn in Geschäften wie in seinen künstlerischen Studien gern um Rath.

„Es wird mit mir noch bunt gehn!“ schreibt er 14. Mai 1780. „Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreise hab' ich wenige Hinderung außer mir. In mir noch viele. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen.“ —

„Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr, anstatt daß man diese Mängel nehmen sollte gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen, diese zu contrabalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann.“ —

— „Ich habe hundert Pläne, die ganz sacht in mir lebendig werden, und meine Existenz scheint mir noch immer einförmig. Ich komme mir vor wie der Steinfresser, der, um satt zu werden, nach der reichlichsten Mahlzeit noch immer Kiesel verschlucken muß.“ —

An Kestner, 14. Mai. „Meine Schriftstellerei subordinirt sich dem Leben, doch erlaub' ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, manchmal eine Uebung in dem Talent, das mir eigen ist.“

— „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge. Was ich trage an mir und andern sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen könnte.“

14. Juni. „Ich wende alle Sinne und Gedanken auf, das Nöthige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes. Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. — Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab; meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast.“

An Lavater, Aug. 1780. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, nur darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andre. Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor,

und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. . .

Lavater hatte sich gegen Goethe auf das zärtlichste gestellt, sagte ihm aber in seinen Briefen nach Weimar manche üble Dinge nach. Knebel nahm ihn in Schutz: „er hat widrige Seiten, ich hab' es wohl erfahren; aber die Summe des Menschen ist unendlich gut. Verkannt muß er werden, er gefällt sich selbst darin, eine Maske zu tragen. Er ist ein wunderlich Gemisch von Held und Komödiant, doch prävalirt der Held. Er ist so biegsam als einer von uns, aber er hat die Eitelkeit, seine Schwäche nicht zu zeigen; da läßt er Lücken, oder stellt einen Stein davor, und wenn man sie doch berührt, schlägt er mit Fäusten drein." Die seltsame Aeußerung gehört doch auch zu den Zeugnissen über die Art, wie Goethe damals mitunter von den Freunden betrachtet wurde.

Goethe selbst charakterisirt sich am meisten in den Fragmenten des „Wilhelm Meister". Bei allem Selbstgefühl will er sich in die Gesellschaft schicken lernen, die, wenn auch nur durch Zufall, über die bürgerliche Sphäre hinausgehoben ist: er will sich gleichsam erziehen lassen. Wie bei Wilhelm, dem Liebling der Frauen, übernehmen auch bei ihm edle Frauen bei dieser Erziehung das Hauptgeschäft.

„Den sogenannten Weltleuten suche ich abzupassen, worin es ihnen eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen?" Dafür kam ihm die Bekanntschaft mit einer intimen Freundin des Herzogs, der Gräfin Werthern auf Neunheiligen, zu statten. „Wie oft habe ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen, und mir nie dabei etwas denken können. Dies kleine Wesen hat mich erleuchtet, diese hat Welt. Sicher ihres Rangs, handelt sie mit einer Aisance, die man sehn muß, um es zu denken. Sie tractirt anscheinend sorglos, daß man sie für ein Kind halten sollte, das auf dem Klavier, ohne auf die Noten zu sehn, herumruschelt; und doch weiß sie immer, was und mit wem sie spielt. Es kleidet sie alles gut, was sie sich von Jedem aneignet, und was sie Jedem giebt, thut ihm wohl."

Ein andrer Gegenstand seiner Studien war die Marquise Branconi, die ehemalige Maitresse des Herzogs von Braunschweig, der sich Goethe 22. Oct. 1779 in Lausanne vorstellte, und die später Weimar besuchte. „Sie kommt mir so schön vor, daß ich mich in ihrer Gegenwart etliche Male still fragte, ob's denn wahr sein möchte? Ein Geist, ein Leben, ein Offenmuth, daß man nicht weiß, woran man ist! Unver=

letzt die Flügel, streift kein Vogel an ihr vorbei!" Sie hatte eine an Verliebtheit grenzende Freundschaft mit Lavater geschlossen: er nennt sie einen mißkannten Engel, heilig trotz einiger Anomalien ihrer Laufbahn: ihre innere Herrlichkeit werde nur wenig Menschen offenbar.

Am treusten stand ihm die schöne Sängerin Corona Schröter zur Seite, die er Ende 1776 aus Leipzig nach Weimar gebracht, in Weimar der allgemeine Liebling bei Hof und Stadt.

Weit über alle diese Damen hinaus trat aber Frau v. Stein ihm nah. „Sie hat", schreibt er schon Aug. 1780 an Lavater, „meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band zwischen uns geflochten, wie die Bande der Natur sind." Freilich kam es oft zwischen ihnen zu argen Stürmen; sie wußte es stets so zu wenden, daß er sich als der Schuldige fühlte und um Vergebung flehte. „Es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch", schreibt er ihr 10. Oct. 1780, „wenn der Unglückliche sich dadurch Luft zu machen sucht, daß er sein Liebstes beleidigt! Aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kind herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der Andern wie mit hellfressendem Feuer verzehre. — Es sah in meiner Seele aus wie in einem Pandämonium, von unsichtbaren Geistern angefüllt!"

7. Nov. „Ich recapitulire mein Leben seit diesen fünf Jahren, und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtwandler: er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlaf."

„Sag' ich's euch, geliebte Bäume? die ich ahndevoll gepflanzt, als die wunderbarsten Träume morgenröthlich mich umtanzt. Ach, ihr wißt es, wie ich liebe, die so schön mich wiederliebt, die den reinsten meiner Triebe mir noch reiner wiedergiebt. Wachset wie in meinem Herzen, treibet in die Luft hinein, denn ich grub' viel Freud' und Schmerzen unter eure Wurzeln ein. Bringet Schatten, traget Früchte, neue Freude jeden Tag! Nur daß ich sie dichte, dichte, dicht bei ihr genießen mag!" (16. Dec. 1780.)

„Ich habe mein Herz einem Raubschloß verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben. Das Gesinde ist daraus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache werth! nur durch Eifersucht erhält man den Besitz. Machen Sie's gut mit mir! mit dem freiwillig sich Uebergebenden muß man edel handeln und sein Zutrauen belohnen. Wir sind in der That unzertrennlich, lassen Sie es uns auch immer glauben und sagen. — Ich habe das liebe Band im Schreiben um die Hand gewunden, und küsse Ihnen in Gedanken tausendmal die Hände!"

schreibt Goethe 8. März 1781 an Frau von Stein und 12. März 1781. — „Meine Seele ist so fest an die Deine gewachsen; ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte! — Mein Noviciat war doch lang genug ... Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit und Geduld theilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk und mache mich recht gut!" — 22. März. — „Meine Liebe ist wie der Morgen- und Abendstern; er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf; ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht." — 23. März. „Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was Deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innern macht. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe! — Adieu, meine Neue." —

„Den Einzigen, Lotte! welchen Du lieben kannst, forderst Du ganz für Dich. Auch ist er einzig Dein. Mir scheint des schnellsten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt immerfort wie in Wolken erblicke; sie leuchtet mir freundlich und treu, wie durch des Mondlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne schimmern." —

Niemand wird verkennen, daß in dem Briefwechsel eine gründliche Veränderung eintritt. Die erste Periode desselben — sein „Noviciat" — trägt das Gepräge des sehnsuchtsvollen ungestüm drängenden Liebenden; die zweite die des glücklich Liebenden. Verstimmungen kommen auch dann noch vor, Eifersucht und auch wohl das dunkle Bewußtsein, daß etwas nicht in Ordnung ist; aber der große Zug bleibt das selige Gefühl völlig befriedigter Liebe. — —

Ein Moment von dem Quälenden, das in solchen Verhältnissen liegt, hat Goethe garnicht empfunden: das Unrecht, welches dadurch der Gesellschaft geschieht. Das Leid, welches er bestimmten Personen zufügte, empfand er sehr tief; die Gesellschaft war für ihn nur eine Abstraction. Da der Einzige, der persönlichen Grund hatte, sich zu beschweren, es unterließ, so focht den Dichter nichts an.

Es war eine Art der Aufregung, wie Goethe sie nicht blos liebte, sondern deren er bedurfte. Seine Liebe war stets von einer starken Thätigkeit der Phantasie begleitet. Für jene Jahre kann man

sich nicht leicht ein Verhältniß denken, das seine Seele so beschäftigt haben würde. Hier hatte er eine kräftige Natur sich gegenüber, der er nie auf den Grund kam, deren er sich nie vollkommen sicher fühlte; sie hielt ihn beständig in Athem, er brauchte für die Gymnastik seines Empfindens nicht weiter zu suchen. Nicht leicht hätte ein andres Verhältniß ihn so lange gefesselt. Freilich mußte einmal eine Zeit kommen, wo die Befriedigung schwächer wurde, wo ihn die Unruhe ergriff, wo jeder Zufall einen Conflict herbeiführen konnte: daß Frau von Stein das verkannte, war das Tragische.

Nirgend hat Goethe das Eigenthümliche der Dichterliebe so schön und so treffend gezeichnet als im „Tasso", den er, Oct. 1780, zu dichten anfing, und im nächsten Jahr bis zum Schluß des zweiten Acts durchführte, durch den Mund der jüngeren Leonore.

— „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum. Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur; was die Geschichte reicht, das Leben giebt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf; das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth, und sein Gefühl belebt das Unbelebte. In diesem eignen Zauberkreise wandelt der wunderbare Mann, und zieht uns an, mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen; er scheint uns anzusehn, und Geister mögen an unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen."

„Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er ein einzig Bild in allen seinen Reimen. Bald hebt er es in lichter Glorie zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend vor dem Bilde; dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach. . . Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall, füllt er aus einem liebekranken Busen mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft: sein reizend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach."

„Uns liebt er nicht! — Aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf Einen Namen nieder. . ." —

Das merkwürdige Schicksal Tasso's fand eine Art Gegenbild in Rousseau's „Confessions"; mehr noch in den Erinnerungen an Lenz. In dem vergeblichen Streben, in die vornehme Gesellschaft einzutreten, war Lenz in Irrsinn verfallen, verdorben. Goethe hatte über seine imaginäre Nebenbuhlerschaft von Friederike Dinge erfahren, die er seinem Tasso gegen Antonio in den Mund legt. „Irr' ich mich in ihm, so irr' ich gern! Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind, und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn gelinder denken müßte!"

Goethe machte es wie im „Werther" mit Jerusalem, er substi-

tuirte dem angekränkelten Lenz seine eigne Persönlichkeit. Tasso empfängt den Lorbeer von der Princessin, wie der Dichter der „Iphigenie" aus den Händen Corona's. Das Geheimniß der edlen Liebe zu Frau v. Stein wird „dem holden Lied bescheiden anvertraut". Die Princessin bewegt sich im Verkehr mit gebildeten Männern grade wie Frau v. Stein. „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen. . . Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt, ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen." Lenore hat einen Anhauch von Kränklichkeit wie Charlotte. Der Dichter will nur für seine Geliebte, nur für seine Freunde leben, nur von ihnen verstanden werden; die goldne Zeit der Dichter erscheint ihm wieder, wo edle Frauen entscheiden, was sich ziemt. Wie tief sich die Beziehungen zu Frau von Stein in dies Gedicht verflechten, bezeugen die gleichzeitigen Briefe.

25. März 1781. „An Tasso wird heute schwerlich gedacht werden! Wie doch die Liebe für ihren Dichter sorgt! Vor Monaten war mir die nächste Scene unmöglich, wie leicht wird sie mir jetzt aus dem Herzen fließen!

28. April. „Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gabe gegeben, in wohlklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht!" — „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen was ich leide." —

19. April. „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab' ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter kann." — 20. April. „Ich habe gleich am Tasso schreibend dich angebetet." 22. April. „Gestern Nacht hatt' ich große Lust, meinen Ring wie Polykrates in das Wasser zu werfen, denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit, und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Tasso schreiben können." 23. April. „Als Anrufung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben; ob es an dem Ort gut ist, weiß ich nicht." —

— „Was auch in meinem Liede wiederklingt, ich bin nur Einer alles schuldig! . . Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild vor meiner Stirn; mit meinen Augen hab' ich es gesehn! Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben. . . Und was hat mehr das Recht, zu bleiben, als das Geheimniß einer edlen Liebe, dem holden Lied bescheiden anvertraut!" —

Goethe theilte seiner Freundin alles mit, was ihn innerlich beschäftigte; sie verhielt sich freilich dabei nur receptiv, aber sie munterte ihn durch ihr aufmerksames und verständnißvolles Zuhören auf. Der

Genuß unmittelbarer und starker Resonanz war ihm ein unabweisbares Bedürfniß, und kam die Resonanz aus einem unbedingt hingebenden Vertrauen, so fühlte er sich glücklich, gehoben und zum Schaffen angeregt. Indem sie geistvoll empfing, förderte Frau v. Stein in der That sein Schaffen: im Spiegel ihrer Seele sah ihn sein eignes Gesicht verklärter an. In allen seinen damaligen Dichtungen war sie die Muse, die Heilige, die Madonna, die ihm vorschwebte; selbst die „Wahrheit", die ihm den Schleier der Dichtung überreichte, kleidete sich „in der Freundin liebliche Gestalt". Lilli hatte er leidenschaftlich geliebt, aber ihr hatte er nur die eine Seite seines Geistes und Herzens gezeigt; Frau v. Stein zeigte er sein volles Herz, seinen vollen Geist. Freilich ist in jeder Leidenschaft etwas von Illusion.

Wohl fühlte er oft das Bängliche der Lage, und ein Dämon wollte ihm den Gedanken der Flucht eingeben; „bald aber fühlte ich, daß ein Blick, ein Wort von dir alle diese Nebel verscheuchen kann. Wir sind wohl verheirathet, d. h. durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht." (8. Juli 1781). — —

„Ich habe mein ganzes Leben Einen idealen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traum des Wahns vergebens gesucht; nun, da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann. — Ich bin dir so fest angebunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an Trennung dächte! — Ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich dich verlieren könnte. Gegen alles was mir begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen das Einzige nicht. — Nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich. Jeder Zweifel an dir erregt ein Erbeben in den tiefsten Vesten meines Herzens." — —

Hätte Goethe nichts weiter geschrieben als die Briefe an Frau v. Stein, so könnte man in ihm schon daraus den größten Dichter der Liebe ahnen; die Liebe war das Element, in dem er sich von frühester Jugend bis zum höchsten Alter mit inniger Lust bewegte.

„Meine Lage", schreibt er an seine Mutter, 11. Aug. 1781, „hat ungeachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andre möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehn möchte. Sie erinnern Sich

der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel sich und Andern unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehn, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andre kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch soviele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir nach meiner Art zu sein einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? — Sie sehn, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die so viel Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen, oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indeß quillt ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde mir manches sehr sauer werden."

So viel man draußen gegen das, was in Weimar vorging, einzuwenden hatte, so gewöhnte man sich doch allmälig, die kleine Stadt als Vorort der geistigen Bewegung Deutschlands zu betrachten: man opponirte wohl, zuweilen hart genug, aber eben wie gegen eine führende Macht. Goethe, Herder und Wieland schienen in voller Eintracht, und waren es zum Theil.

Goethe, obgleich man wenig von ihm erfuhr, stand unbezweifelt in der Mitte; es ist rührend, in seinen Briefen und Tagebüchern zu ver-

folgen, wie eifrig er darauf bedacht war, sich dieser hervorragenden Stellung würdig zu zeigen.

Goethe war im Begriff, für Deutschland zu werden, was Voltaire für Frankreich gewesen war: der Repräsentant seines geistigen Lebens. In mancher Beziehung war Voltaire's Geschick günstiger. Er hatte Fürstengunst gesucht, aber nur, um den Weg, den er sich vorgesetzt, abzukürzen: eigentliche Fühlung hatte er als Dichter wie als Kritiker nur mit der Nation, die er als eine Macht bereits vorfand, mit deren Interessen er völlig verwuchs. Ferney war seine Residenz, aber Paris seine Hauptstadt, die er regierte: wo hätte Goethe in Deutschland eine Hauptstadt gefunden, die ihm die Nation vertrat, die seiner Residenz Weimar und seinem Freundeskreis die Wage hielt?

Es ist der größte Segen für den Menschen, wenn er Arbeit und Spiel, Traum und Wachen rein zu halten vermag. In Goethe's Beruf wogte beides durch einander; er war in einem unruhigen Maskenspiel, wo der Schein die Wirklichkeit durchkreuzte und den Maßstab unsicher machte. Goethe hatte, wie Wilhelm Meister, die Sehnsucht, die große Welt kennen zu lernen, und er meinte, die Herzogthümer Weimar und Eisenach könnten vorläufig als ein kleines Bild dieser Welt gelten. In dieser Voraussetzung irrte er sich. Seine Persönlichkeit war denen des Hofs so überlegen, daß er nur wie in einen Spiegel sah. Nebenbei lernt man die Welt nicht im Spiel kennen, und die ersten fünf Jahre in Weimar wurden die Staatsangelegenheiten beinah wie ein Spiel getrieben.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!“ — Neigung und Pflicht veranlaßte ihn, den geistreichen, anspruchsvollen und doch nachsichtigen Kreis der Freunde mit dichterischen Scherzen zu unterhalten, und an dies Spiel Geist und Gemüth über Gebühr auszugeben. Die großen Dichter aller Nationen waren äußerlich und innerlich genöthigt, für einen gegebenen Zweck, für die fernstehende und doch im großen Sinn ihnen verwandte Menge zu schaffen, die scheinbare Schranke gab ihnen zugleich die rechte Perspective. Daß Goethe dieser Nothwendigkeit überhoben war, gereichte seiner Kunst nicht zum Segen, denn es verleitete ihn, auch in größern Werken der Eingebung des Augenblicks zuviel zu überlassen. Ohnehin zum fragmentarischen Schaffen geneigt, fand er nun für jede halbfertige Improvisation ein bereites Publicum, und ließ sich daran genügen. Die echte Stille fehlte ihm wie der Strom der Welt; Weimar war eine sehr kleine Welt, unruhig geschäftig wie alles Kleine; die Stille mußte er heimlich suchen, wenn er sich in seine Waldeinsamkeit vergrub.

Dennoch wurde er wie Voltaire eine Großmacht, indem er innerlich zur idealen Bildung ausreifte. Leibniz hatte den Deutschen Idealismus begründet, Goethe hat ihm für die Deutsche Bildung die Herrschaft erworben. Mit Titanentrotz hatte er das Abgelebte bekämpft, er endete damit, das Verständniß für die Weltmacht zu suchen und zu finden.

„Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen, ist der Götter Werk; die laßt gewähren!"

10.

Lessing's Ausgang.

1776—1781.

Lessing schien endlich das Glück zu begünstigen, einen lang gehegten Wunsch zu verwirklichen. Ein Braunschweigischer Prinz forderte ihn auf, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten; unterwegs wollte er Eva in Wien treffen. Febr. 1775 reiste er aus Wolfenbüttel ab. Aber eine Reihe von Mißgeschicken verfolgte ihn. Eva war bereits aus Wien abgereist, und blieb völlig ohne Nachricht, da die Briefe durch eine seltsame Kette von Zufällen fehl gingen. Was er in Italien erwartet hatte, fand er nicht; der Prinz wurde mit faden Festlichkeiten überschüttet, wobei ihn Lessing begleiten mußte und dadurch verhindert wurde, nach Herzenslust zu sehn und zu studiren. Dann wurde der Prinz unerwartet schnell, Dec. 1775, wieder zurückberufen, und Lessing mußte von Italien Abschied nehmen: er war hingegangen in der geheimen Hoffnung, dort zu leben und zu sterben.

Die Zustände in Wolfenbüttel sah Lessing bei seiner Rückkehr so düster an, daß er schon Lust hatte, um seinen Abschied einzukommen, aber Eva's freundlich ernste Briefe stimmten ihn um, und es gelang ihm Juni 1776, seine Angelegenheiten leidlich zu ordnen. Da indeß auch Eva mit ihrem Geschäft zu Stande gekommen war, stand der Verbindung nichts weiter im Wege.

Wir finden Lessing 3. Aug. 1776 in Hamburg. „Er hat einen Blick", schreibt Voß, der ihn hier zuerst kennen lernte, „wie ich ihn noch nie gesehn, einen rechten Geierblick!" — „Möchten Sie", schreibt seine Freundin Elise Reimarus, „in diesem seltenen Mann doch auch

einmal den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach allem, was Witz und Schein heißt, ebenso erbsündenmäßig haßt, als seine ungesuchte Laune die Freuden der Geselligkeit unvermerkt zu beleben weiß . . . . Sein Geistestriebwerk steht im Verhältniß mit seinem Pulsschlag. Einst fanden wir, daß bei völliger Gemüths- und körperlicher Gesundheit sein Puls die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte . . . Sonderbar genug, daß er noch so wenig das Mißtrauen der Orthodoxen erregt! Noch neulich hörte ich Goeze mit großer Achtung von ihm reden . . . Daß Lessing sich verheirathet, wird Ihnen ebenso besonders vorkommen, als daß Jerusalem sich erschoß, und doch wird es bald ebenso wahr." — Sie nennt Eva eine liebenswürdige Frau von vielem Verstand, „der vermuthlich alles gehört, was Herz in Lessing ist".

8. Oct. 1776 fand auf einem Landgut in der Nähe von Hamburg die Hochzeit statt. Lessing (47 J.) hatte gegen alle Welt geschwiegen, selbst Mutter und Schwester erfuhren die Sache erst mehrere Wochen später. Was ihm den Entschluß erleichtert hatte, war ein Gehalt von 100 Louisdor, das ihm von Mannheim zugesagt wurde gegen die Verpflichtung, jährlich einmal in die Pfalz zu kommen und an den Arbeiten des Nationaltheaters wie der Academie theilzunehmen. Da der Herzog von Braunschweig in die Theilung seiner Functionen willigte, glaubte Lessing seine Zukunft gesichert, überzeugte sich aber schon April 1777, daß für ihn in Mannheim nichts zu suchen sei.

Dieser Mißerfolg störte indeß nicht das Gefühl seines Glücks. — „Sie scheinen mir", schreibt ihm Mendelssohn 11. Nov. 1777, „jetzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkart unendlich besser harmonirt als jene geistreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt."

Auch in Lessing's Briefen an seinen Bruder ist jetzt ein ganz andrer Ton: heiter, herzlich, selbst neckisch. Lessing war nun endlich glücklich geworden. Einen unverdächtigen Zeugen haben wir an dem jungen schwäbischen Magister Spittler, der April 1777 drei Wochen in Wolfenbüttel zubrachte, auf der Bibliothek und in täglichem Verkehr mit Lessing's Haus. „Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Mann man umgeht. Und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen anzutreffen als bei ihm, so wär's bei seiner Gattin. Eine

solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, die Seelenruhe, die sie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehn! Das Beispiel dieser großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht." —

Lessing's Glück sollte nicht lange währen. 3. Jan. 1778 schreibt er an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, Ihnen für Ihren Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andre Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." — 5. Jan. an seinen Bruder: „Die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bett, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. — 7. Jan. an Eschenburg. „Ich schäme mich recht herzlich, wenn mein Brief das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt." — 10. Jan. „Meine Frau ist todt; diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht." — 14. Jan. „Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln." —

Lessing vertheidigt in der „Dramaturgie" die Anwendung des Witzes beim Ausbruch des bittersten Schmerzes; seine Gründe sind überzeugend, aber wie tief er sie aus dem Innersten seiner Natur schöpfte, das zeigt dieser Ausbruch in einer der traurigsten Stunden seines Lebens.

Für seine gemüthliche Existenz hatte Lessing durch den Tod seiner geliebten Gattin das Centrum verloren; für seine geistige Existenz fand er das unruhig gesuchte erst wieder, als er mit der alten Kampflust gegen die Feinde der Freiheit und Vernunft ins Feld zog.

Lessing hatte das Interesse für kirchliche Fragen, das sich aus seinem Vaterhaus herschrieb, nie ganz verloren. Während seines zwei-

maligen Aufenthalts in Wittenberg studirte er eifrig die Geschichte der Reformation, und suchte sich in kleinen Aufsätzen, die er aber nie zu Ende führte, mit den kirchlichen Lehren auseinander zu setzen.

Er war, und darin stand er mit Voltaire auf gleichem Boden, aus Ueberzeugung Deist: er konnte sich wie Leibniz die Welt nicht ohne eine allgemeine umfassende Intelligenz vorstellen, die sich an der Schönheit derselben freute; bei jeder ernsten Gefühlsaufwallung tritt bei ihm der persönliche Gott hervor.

Er hatte aber zugleich, und das scheidet ihn von Voltaire, im Vaterhause begriffen, welchen Werth das geistliche Amt für die Cultur des Volks habe. Er war bibelfest, in der Geschichte seiner Kirche aufgewachsen, protestantisch in seinem Gewissen, voll reiner Verehrung vor Luther, voll hoher Achtung für das historische Christenthum, wenn ihm auch mitunter die Lectüre der Kirchenväter harte Ausdrücke gegen die Kirche eingab.

Lessing will das Christenthum auch vor dem Richterstuhl der Vernunft zu Ehren bringen, aber er stellt ihm die natürliche Religion als etwas Höheres gegenüber.

„Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese Begriffe bei all unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion. Zu dieser ist jeder Mensch nach dem Maß seiner Kräfte aufgelegt und verbunden. Da aber dieses Maß bei jedem Menschen verschieden und sonach jedes Menschen natürliche Religion verschieden sein würde, so hat man, um die Religion gemeinschaftlich zu machen, sich über gewisse Begriffe vereinigt, und diesen conventionellen Begriffen eben die Wichtigkeit beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten an sich selbst hatten."

„Alle positiven Religionen sind gleich wahr und gleich falsch; gleich wahr, insofern es überall gleich nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen; gleich falsch, indem das, worüber man sich verglichen, nicht sowohl neben dem Wesentlichen steht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion wird die sein, welche die wenigsten Zusätze zur natürlichen Religion enthält."

Lessing war fest überzeugt, daß man in jeder positiven Religion, auch ohne Religion, ein rechtschaffener Mann sein könne; daß die Rechtschaffenheit von der Religion unabhängig sei. — Das Christenthum erschien erst zu einer bestimmten Zeit: sollte es vor ihm keine Offenbarung gegeben haben, die ihre Gläubigen selig machte? Die heiligen Bücher

der Brahminen nehmen es an Alter und würdigen Vorstellungen von Gott mit dem Alten Testament auf.

Er suchte am Christenthum festzuhalten, wie er es in seiner Jugenderziehung überkommen; aber er erlaubte sich gelegentlich, was die Gegner gegen das Christenthum eingewendet, recht derb, wenn auch im Namen der Gegner, zu wiederholen.

Schon 1754, in einer seiner Rettungen, läßt er einen Mohamedaner sowol die jüdische als die christliche Religion einen „Wirrwarr" von Sätzen schelten, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird, und die den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen. Der Glaube an diese Sätze, an die Offenbarung und an die Wunder, kurz, die Verehrung heiliger Hirngespinnste mache den Christen auch ohne Gerechtigkeit selig. Diese Wunder sollen die eine Unbegreiflichkeit durch die andere wahrscheinlich machen. Der Islam dagegen lehre blos, was der gesunde Menschensinn begreift: die Einheit Gottes, und Lohn und Strafe nach dem Tode. „Wir danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht durch Wunder hat verdächtig machen wollen." Das spricht freilich ein Mohamedaner, aber Lessing ist es, der ihn so sprechen läßt. — Es ist in derselben Tendenz, wenn er einmal sich auf Leibniz' Seite stellt, gegen die Socinianer, welche Christus die Gottheit absprechen. „Wenn Christus nicht wahrer Gott ist, so war die Muhamedanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen, und Muhamed selbst ein ungleich größerer Mann als Christus, indem er wahrhafter und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgab, wenigstens hundert zweideutige Dinge sagte, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen."

In den zunächst folgenden Jahren trat die Theologie hinter andern Beschäftigungen zurück, das Theater und die Philologie nahmen ihn ganz in Anspruch. In Hamburg gehörte zu seinem nächsten Verkehr der aufgeklärte Pfarrer Alberti, aber er suchte nicht selten auch dessen Gegner, den Hauptpastor Goeze auf, der ihm seiner ausgebreiteten Bibelkenntniß wegen werth war, und in dessen Rechtgläubigkeit er den consequenten Charakter schätzte. Halb im Scherz halb im Ernst suchte er Alberti deutlich zu machen, daß man, um recht tolerant zu sein, auch die überzeugungsvolle Intoleranz in ihrer Berechtigung begreifen müsse.

Diese Vorliebe für consequentes Denken spricht sich am deutlichsten in der Schrift über Berengarius aus, die Lessing 1770 ausarbeitete.

„Ich weiß nicht", heißt es darin, ob es Pflicht ist, „Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder garnicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren. Die Gaben, welche das erfordert, stehn in unsrer Gewalt. Wer die nicht erworben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er uns grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mittelweg von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Je gröber der Irrthum, desto kürzer und grader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann." —

Vielfach sah man diese Schrift als Absage an den Rationalismus an. „Sie glauben nicht", schreibt er 25. Oct. 1770, „in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe! Machen Sie sich nur gefaßt, mich als eine Stütze unsrer Kirche ausgeschrien zu hören."

„Ernesti", meldet ihm sein Bruder, „ist deines Lobes voll; er führt dich in seinen Collegien als Beispiel an, daß man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne, wenn man humaniora gründlich verstehe; er hat öffentlich erklärt, dich zum Dr. Theol. machen zu wollen." — „Wenn dir um sonst nichts bange ist", antwortet Lessing 4. Juli 1771, „als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst du meinetwegen ganz ohne Sorgen sein."

Eben damals lenkte Prof. Semler in Halle in der Schrift „von freier Untersuchung des Kanons" die Aufmerksamkeit auf die Entstehungsgeschichte der Bibel von ihrer menschlichen Seite, als einer Sammlung von Büchern aus verschiedenen Zeiten; einzelnen, wie dem Hohenlied und der Apokalypse, sprach er alle Autorität ab, und suchte überhaupt das specifisch Jüdische von dem Gemeinmenschlichen zu sondern: die Dogmatik habe beständig gewechselt, bleibend sei nur, was zur Ausbesserung des Menschen beitrage. —

Diese „freie Untersuchung" regte Lessing zu dem lebhaften Wunsch an, dem Publicum eine „noch freiere Untersuchung" vorzulegen.

Während seines Hamburger Aufenthalts war Samuel Reimarus 1. März 1768 74 J. alt gestorben. Seine hinterlassene „Schutzschrift für

die natürlichen Verehrer Gottes", die er vor allen Freunden verborgen gehalten, wurde von seinen Kindern Lessing mitgetheilt, der zwar die Ueberzeugung des Verfassers von der totalen Verwerflichkeit des Christenthums nicht theilte, an der ungeschminkten Wahrheitsliebe desselben sich aber erfreute, und es für wünschenswerth hielt, das beachtenswerthe Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Als er Oct. 1770 das Manuscript an Mendelssohn mittheilte, war dieser sehr unzufrieden, er fand seine Patriarchen gar zu schlecht behandelt. Lessing gab zu, daß man bei Beurtheilung historischer Charaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Rechnung ziehn müsse, welches den Zeiten zukommt, in denen sie lebten; bei Charakteren dagegen, die man uns heute als Vorbilder aufstellen will, müsse der Weise die ganze Verachtung aussprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen. Eben war Mendelssohn in der Fehde mit Lavater begriffen. „Sie allein", ermahnt Lessing den Freund, „können über diese Dinge mit vollem Nachdruck sich äußern, und sind darin unendlich glücklicher als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders befördern können, als unter dem Vorwand, es neu zu unterbauen." (9. Jan. 1771.) — Ohne Zweifel ist das dogmatische Christenthum gemeint. Es ist ein Ausbruch des Unmuths: Lessing tritt nicht mit einer fertigen Ueberzeugung auf, sondern als Suchender; und wie unruhig er sucht, zeigt der weitere Verlauf des Briefs. — „Ist es wohl gut, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch wir nun einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? — Vieles davon habe ich schon lange für keine Wahrheit mehr gehalten. — Doch ich besorge nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach wieder den ganzen Unrath ins Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden."

Den Versuch, der Vernunft die Religion deutlich zu machen, wollte Lessing keineswegs aufgeben, wie abfällig er auch über die verfehlten Versuche Andrer nach dieser Richtung urtheilte. Als 1760 ein Anhänger Klopstock's sich verächtlich über „die kalte metaphysische Art von Gott zu sprechen" ausdrückte, entgegnete Lessing: „jene kalte Art muß der Probirstein unsrer Empfindungen über Gott sein; der hitzigste Kopf denkt

oft am unwürdigsten über Gott, wenn er am erhabensten zu denken glaubt". Er machte einmal den Versuch, im „Christenthum der Vernunft", auf Ideen von Leibniz gestützt, die Hauptlehren der Kirche metaphysisch zu begründen, und es kitzelte ihn, den flachen Rationalisten seiner Zeit gegenüber nachzuweisen, um wieviel tiefer Leibniz in das Christenthum eingedrungen war. Wo Lessing auf Leibniz zu sprechen kommt, ist es stets in einem Ton der Bewunderung, den er sonst gegen keinen Andern anschlägt; er sucht auch bei sehr anfechtbaren Aeußerungen desselben den bedeutenden und bleibenden Sinn zu retten.

„Wer war mehr kaltblütiger Philosoph als Leibniz!" heißt es in einem Entwurf über die Schwärmerei 1776, der also in die Zeit seiner völligen Reife fällt; „und wer würde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen als Leibniz! denn wer hat so viel Enthusiasten besser genutzt als eben er? und wer ist den Enthusiasten gleichwohl mehr verhaßt? Wo ihnen sein Name aufstößt, gerathen sie in Zuckungen. Weil Wolff einige von Leibniz' Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. Einige wissen wohl, wie weit Meister und Schüler von einander abstehn, aber sie wollen es nicht wissen; es ist so bequem, unter der Eingeschränktheit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der immer genau wußte, ob und wieviel eine unverdaute Vorstellung Wahrheit enthalte."

„Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite wahr sei, wußte er diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar zu machen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten; er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsre neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind; er setzte willig sein System bei Seite, und suchte Jeden auf dem Weg zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

Man hat gesagt, Leibniz habe selber nichts von dem geglaubt, was er gelehrt. War es ihm darum weniger vergönnt, die verschiedenen Meinungen von Christus als so viel verschiedene Hypothesen zu betrachten, die Schrift zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Ja, sollte man sein Urtheil nicht eben darum für so viel unparteiischer halten? „Er glaubte! Wenn ich

doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen ist es mir ein wahres Räthsel! Diese Männer haben so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig hat sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Was ich in ältern Dogmatikern blos als Vermuthungen angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen; wovon aufrichtig bekannt wird, daß es weder einzeln, noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dies haben neuere Gottesgelehrte so ineinander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich, wenn er nichts dabei thun will, so ist es eben das." — Solche Ueberschätzung des gemeinen Menschenverstandes hatte Lessing im Auge, wenn er gegen die Rationalisten zu Felde zog.

Vergebens hatte er sich nach einem Buchhändler umgesehn, die ganze Handschrift des Reimarus herauszugeben; endlich beschloß er in den „Beiträgen aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek", für welche er als Bibliothekar Censurfreiheit hatte, dem Publicum wenigstens einige Fragmente daraus vorzulegen. Er wählte nicht gerade die schlimmsten Stellen aus, aber doch solche, die sowohl den Orthodoxen als den Rationalisten Aergerniß geben mußten.

Der Fragmentist hatte auf die Widersprüche der Evangelien hingewiesen. Lessing suchte nachzuweisen, daß auf der Zuverlässigkeit der Evangelien allein die Wahrheit des Christenthums nicht beruhen könne, da es lange vorher bestanden, ehe die Evangelien geschrieben oder gar zum Kanon gesammelt wurden. Dagegen war nichts einzuwenden: aber wenn die Evangelien sich wirklich widersprachen, so fiel damit die Theorie, daß sie unmittelbar vom Heiligen Geist eingegeben seien, und diese Inspirationslehre war nicht die der Rationalisten, sondern der Orthodoxen.

Wenn ferner der Fragmentist auf die Absurdität mancher biblischen Geschichten hinwies, so meinte Lessing, daß so etwas den Rechtgläubigen gar nicht anfechte, der ja der Allmacht auch die Durchführung des Absurden zutrauen dürfe. „Wenn der Rechtgläubige so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achsel zucken über seine Antwort; aber stehn muß man ihn lassen, wo er steht. Das ist der

Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch im gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht." — Das sollte augenscheinlich ein Compliment für Goeze sein, Lessing verkannte nicht blos die geistliche, sondern die menschliche Natur. In der Hitze des Gefechts riefen die Rechtgläubigen ihren Gegnern wohl einmal ein credo quia absurdum! zu; wenn aber ein andrer ihre Lehre absurd nannte, so konnten sie sich das nicht gefallen lassen.

Die Rationalisten standen auf einem praktischen Boden: sie waren ehrlich in ihrer Ueberzeugung, daß die christliche Kirche für die gegenwärtige Generation nicht blos zuträglich, sondern nothwendig sei; daß sie in ihrer vollen Kraft fortbestehn könne, wenn man das Unwesentliche, gleichsam die Localfarbe ihrer Entstehung allmälig abwische und durch allgemeine Vernunftwahrheiten ersetze. Dasselbe hatte Lessing selbst früher als Aufgabe jeder positiven Religion hingestellt; aber ihm war der Dogmatismus zuwider, in welchen die Vernunftgläubigen sich verfahren hatten, und um die innern Widersprüche dieses Dogmatismus nachzuweisen, legte er gleichsam die Maske eines Rechtgläubigen an.

„Die Orthodoxen", schreibt er an seinen Bruder, „verachte ich wie Du, nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden als die Orthodoxen. — Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei; ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist dasjenige Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. — Wie leicht waren jene Theologen zu widerlegen, die durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten. Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien!" Genau so argumentirte eben damals Herder in den Schriften, die ihn allgemein in den Ruf eines Mystikers brachten.

Die Theologen schwiegen eine lange Zeit. „Das bestärkt mich", schreibt Lessing 25. Mai 1777 an seinen Bruder, „in der guten Meinung,

die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben, was man will. Nicht was man ihnen nimmt, sondern was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf; und mit Recht: wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten gangbaren ebenso gut dazu als neue." — Er meinte also im Ernst, daß die Orthodoxen leidenschaftlicher gegen die Rationalisten auftreten würden als gegen die offnen Verächter des Christenthums. Er sollte seinen Irrthum bald gewahr werden.

Zuerst hatte er es noch mit einem gemäßigten Gegner zu thun, der ihm und dem Fragmentisten den „Beweis des Geistes und der Kraft" entgegenhielt, den Beweis der Offenbarung durch das Wunder. Lessing hielt in seiner Antwort noch zurück: er leugnete die Wunder nicht an sich, sondern nur ihre Beweiskraft für religiöse Wahrheiten. Dieser Beweis war für die Zeitgenossen, nicht für uns Bürger des 18. Jahrhunderts, wo es keine Wunder mehr giebt. „Der Beweis des Geistes und der Kraft hat jetzt weder Geist noch Kraft mehr; sondern ist zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken. Nachrichten von erfüllten Weissagungen sind nicht erfüllte Weissagungen, Nachrichten von Wundern nicht Wunder. Zufällige Geschichtswahrheiten können nie Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden. Zum Glauben an Christi Lehren verbindet mich nichts als diese Lehren selbst, die vor 1800 Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfang damals erkannter Wahrheiten so fremd waren, daß nichts Geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um die Menge aufmerksam zu machen. Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heißt dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen. Auf die kam er, auf der ist er: der Wunder braucht es nicht mehr. Mögen die jetzigen Nachrichten von jenen Wundern noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst."

„Die Ungenauigkeiten in den Berichten der Augenzeugen werden reichlich ersetzt durch etwas, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf dem sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten; wir haben dies große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grund seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Ich lobe mir, was über der

Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt! Vergieb es mir, lieber Baumeister! daß ich von diesem nichts weiter wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange! Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thür, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser will ich meine Betrachtungen weiden: in dieser dich preisen, lieber Baumeister! preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder auf lauter Seifenblasen ruhte!"

Der Schluß überrascht: Lessing fällt offenbar aus dem Bild: ein Gebäude, das auf lauter Seifenblasen ruht, würde einstürzen, wenn es nicht selbst eine Seifenblase wäre. Aber Lessing meinte es anders: die Solidität des Gebäudes bezeugt die Solidität seiner Grundlage; wenn das, was man bisher für seine Grundlage gehalten, eine Seifenblase sein soll, so muß es eine andre Grundlage haben. Die wahre Lösung dieses Problems konnte nur die allgemeine Weltgeschichte geben.

Bis dahin hatte Lessing seine Fehde wie ein gelehrtes, geistreiches Spiel geführt, nun aber sollte sie sich in bitteren Ernst verwandeln. Zwei Angriffe Goeze's erfolgten unmittelbar nacheinander. Goeze zeigte seine Consequenz nicht in der Art, wie sie ihm Lessing dictirt, sondern wie jeder, der mit der Orthodoxie genauer bekannt war, es hätte voraussagen können. Consequent war er wirklich: die Fragmente fügten beim Publicum der orthodoxen Ansicht vom Christenthum großen Schaden zu, und da er Lessing für einen gescheiten Mann hielt, so war seine Insinuation, daß dieser es wisse und wolle, ebenso begreiflich, als daß er seiner Gewohnheit nach die Obrigkeit zum Schutz der bedrängten Christenheit anrief.

Lessing war empört: vielleicht schämte er sich im Stillen, in seinen Voraussetzungen so fehlgegriffen zu haben. Er erwiderte die starken Ausdrücke Goeze's doppelt und dreifach, er behandelte ihn noch schlimmer als früher Lange oder Klotz; er ging auf die persönlichen Motive seines Gegners ein, und entwarf das Bild eines rechtgläubigen Zeloten, welches dem, das er sich früher entworfen, diametral entgegengesetzt war. Er beschreibt Goeze als einen Mann des Pöbels, dessen Grundsatz sei, auf dem nämlichen Punkt stehn zu bleiben, wo die Vorfahren vor mehren hundert Jahren standen. „Diese Geistlichen reißen sich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los."

„Herr Pastor! Wenn Sie es dahin bringen, daß unsre lutherischen

Pastores unsre Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; daß sie unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen, so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papst vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht viele so entschlossen reden dürften." — „Wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogenen Materien von sich auszustoßen, wird sie auf einmal so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals vor ihm gewesen." —

— Lessing hatte im Zorn wohl sonst alle Geisteskräfte beisammen, aber nicht die Gelassenheit, die zu einem abschließenden Urtheil gehört. Hätte er unter Katholiken gelebt, so würde er bald erfahren haben, daß dem Herausgeber der „Fragmente" von dieser Kirche schlimmere Dinge bevorstanden als von Seiten der kleinen lutherischen Päpste. Aber er glaubte recht schlau zu verfahren, wenn er die Feinde gegen einander hetzte. Wenn Goeze ihn mit der lutherischen Obrigkeit bedrohte, weil er die Göttlichkeit der Schrift leugnete, so gab ihm Lessing Lästerung der katholischen Dogmen schuld, weil er mit Luther die Tradition leugnete, auf der doch die Autorität aller Glaubenslehren und der Schrift selbst beruhe.

Das war der wesentliche Inhalt aller seiner spätern Streitschriften. Sie haben ungeheuer gewirkt, nicht sowohl durch ihren Inhalt als durch die glänzende Beredsamkeit und den sprühenden Witz; auf ein Menschenalter ist durch sie die Glaubensform, welche Goeze vertrat, bei allen Gebildeten in Verruf gekommen. Lessing schreibt nie glänzender als im Zorn.

„Ich fühle wohl", sagt er am Schluß der „Duplik" gegen die Evangelienharmonie, „daß mein Blut anders umfließt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm gesagt habe, als ich mich schämen würde in der Sache meines eignen Halses zu sprechen. — Was soll ich thun? — Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle? — Ja! ja! Ich verspreche, mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben."

Lessing pflegte, wenn ihn etwas verdroß, mit den Zähnen auf die Lippen zu beißen. „Indem ich das thue, sogleich steht er vor mir,

mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur in die Unterlippe beißen. Wenn ich ihn mir auf andre Veranlassung recht lebhaft denke, sogleich sitzen die Zähne auf meiner Lippe. Gut, alter Knabe! gut. Ich verstehe dich. Du warst ein so guter Mann und zugleich ein so hitziger Mann. Wie oft hast du es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitzest, so leicht in der Hitze dich übereilst. Wie oft sagtest du mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf der Hut! Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch gern, wenigstens in dir, gebessert haben! — — Jawohl Alter! jawohl, ich fühle es noch oft genug." —

Die Insinuationen der Gegner thaten doch ihre Wirkung. 6. Juni 1778 erging an die Waisenhausbuchhandlung zu Braunschweig der Befehl, nichts von Lessing zum Druck anzunehmen, wenn nicht zuvor die Handschrift vom Ministerium gebilligt wäre. 13. Juli Rescript an Lessing, „die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter einzuschicken, und sich aller fernern Bekanntmachung dieser und ähnlicher Schriften bei Vermeidung schwerer Ungnade zu enthalten." — „Ich weiß längst", schreibt Lessing an Ebert, „daß ein halb Dutzend vernünftiger Menschen oft nicht mehr als ein altes Weib sind." Uebrigens erklärt er sich entschlossen, die Sache aufs Aeußerste ankommen zu lassen: „nur will ich keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte."

Auch von denen, die im wesentlichen auf seiner Seite standen tadelten viele seine Heftigkeit. Gegen alles das setzte er seinen Kopf auf. „Ich muß nur vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die Fragmente herausgegeben zu haben. Verdruß freilich hat mir jener Streit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hat, und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht alles voraussehen mögen, was sie gar wohl voraussehen könnten." „Wer, ehe er zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten könne, der entsage doch nur allem Schreiben! Ich mag keinen Wurm vorsätzlich zertreten: aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, daß ich von ungefähr einen zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar

nicht rühre, keins meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpf Tod, indem sie jenem Leben bringt. Soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung oder Tod und Bewegung?"

Das ungemeine Aufsehn, das diese theologischen Streitschriften durch ganz Deutschland machten, galt zunächst dem großen Schriftsteller. Lessing's Stil ist hier in seiner vollen Blüthe: von einer Kraft, Frische und Lebendigkeit, die alles, was er früher geschrieben, hinter sich läßt. Die edle Männlichkeit, die sich darin ausspricht, machte den stillen Anhängern der freisinnigen Religionsauffassung Muth und nöthigte selbst den Gegnern Achtung ab. — —

„Das alles", schreibt Lessing 25. Febr. 1778, „sind Scharmützel der leichten Truppe; die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in der Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzufügen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht habe, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen bin."

Diese Hypothese ist folgende. Die synoptischen Evangelien beruhn auf einem Urevangelium, an dessen Abfassung sich sämmtliche Apostel betheiligten, und welches hebräisch, für die Judenchristen, geschrieben war. Aus diesem machte später Matthäus, indem er seine individuellen Erlebnisse zu Grunde legte, einen Auszug in Griechischer Sprache, und so verfuhren auch die beiden andern Synoptiker. Weder die Apostel, als sie das gemeinsame Evangelium zusammenstellten, noch Matthäus bei seinem griechischen Auszug bedurften der Inspiration des heiligen Geistes: sie zeichneten auf, was sie wußten, wie sie es wußten, und wie sie es für ihre Zwecke brauchten. — Die ganze Inspirationslehre ist ebenso unnütz als sinnwidrig.

In Johannes spricht sich ein neuer Geist aus, er ließ das Stammbewußtsein fallen, und schlug eine weltbürgerliche Richtung ein; ohne ihn wäre das Christenthum eine blos jüdische Sekte geblieben. „Nur Johannes gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur ihm haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, d. h. ewig."

Diese Hypothese hat Lessing mit großem Aufwand von Scharf-

sinn und Gelehrsamkeit entwickelt, und man muß lebhaft bedauern, daß er sie nicht zu Ende geführt.

Aber sie hat nachgewirkt: sowohl den glänzenden religiösen Schriften Herder's aus der nächsten Zeit als der jüngsten Evangelienkritik liegt Lessing's Gegensatz der Juden- und Heidenchristen zu Grunde. —

Tiefer ins Esoterische seiner Denkart scheint uns Lessing in der Schrift: „Die Erziehung des Menschengeschlechts", einzuführen, von welcher die ersten 53 Paragraphen 1778, das Ganze 1780 erschien. Hier scheint die große Frage nach der Entstehung und dem Werth der positiven Religion universal historisch erörtert zu werden.

„Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein hat entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn verdient in der besten Welt nichts und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiel, nur bei unsern Irrthümern nicht?"

Gott hat sich nicht einmal, sondern wiederholt offenbart, in jeder seiner Offenbarungen lagen wichtige Momente für die Erkenntniß der absoluten Wahrheit, die nur der Erfüllung harrten. „Die Offenbarung giebt dem Menschengeschlecht nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sie giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher." Mit andern Worten: die religiöse Wahrheit geht dem sinnlichen Menschen erst in der Form der Vorstellung auf, ehe er den Begriff findet.

Als Geschichtsphilosoph würde Lessing diese Ansicht auf sämmtliche Religionen ausdehnen; um aber bei dem Bild der Erziehung zu bleiben, beschränkt er sich auf zwei offenbarte Religionen, die im Zusammenhang stehn, auf das Judenthum und das Christenthum.

Als Moses erschien, waren die Juden ein elend verachtetes Volk; die Aegypter versagten ihnen das Recht, Götter zu haben. Jetzt wurde es mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt gemacht. Wie sich dieser zu den andern Göttern verhalte, war oft zweifelhaft, oft schien ein andrer Gott mächtiger zu sein; aber nach der vermeintlichen Erfahrung des Volks erwies sich der jüdische Nationalgott als der mächtigste, er erschien endlich als der Einzige. Das Lehrbuch des alten Bundes war für ein sinnliches Volk berechnet, irdische Belohnungen und Strafen: die Unsterblichkeit der Seele würde ein sinnliches Volk gar nicht verstanden haben. Dies Elementarbuch wurde in einem höhern Sinne erst ver-

standen im Exil, wo der Nationalgott an dem Wesen aller Wesen gemessen werden mußte, wie es die weiseren Perser verehrten: nun erhellte die Vernunft die Offenbarung.

Das Menschengeschlecht war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß es zu seinen moralischen Handlungen würdigerer Beweggründe bedurfte als zeitliche Belohnung und Strafe. Christus lehrte die Unsterblichkeit der Seele und verlangte Reinheit des Herzens. Bei der Eigennützigkeit des Herzens will der Verstand schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Ausbildung gelangen und diejenige Reinheit des Herzens erwecken soll, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Wir sollen uns hüten, die Wahrheiten des Neuen Testaments geringschätzig zu betrachten, die mehr als ein anderes Buch den menschlichen Geist beschäftigt haben, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollten, bis sie die Vernunft mit ihren andern ausgemachten Wahrheiten verbinden lernte. Als geistige Religion ist das Christenthum die vorläufige Erfüllung der im Alten Testament enthaltenen Verheißung.

Sobald das Neue Testament erschien, hörte die allgemein menschliche Berechtigung des Alten auf. „Jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter; das ihm entwachsene Kind länger dabei zu verweilen ist schädlich, denn dann muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann; man muß der Anspielungen und Fingerzeige zuviel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütten, die Beispiele zu verständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll von Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte: die nämliche Weise, wie die Rabbiner die heiligen Bücher behandelten; der nämliche Charakter, den sie dem Geist ihres Volks dadurch ertheilten."

Das Christenthum ist die Erfüllung, und damit zugleich die Aufhebung des Alten Testaments. Aber es ist noch nicht die höchste Stufe in der Erkenntniß der Wahrheit. „Soll das menschliche Geschlecht auf diese Stufe nie kommen? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Nein, sie wird kommen! Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes verheißen wird! Vielleicht hatten selbst gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen und irrten nur darin, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündeten. Der Schwärmer thut oft sehr richtige

Blicke in die Zukunft. Nur kann er sie nicht erwarten: wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseins reifen. Er will es erleben!"

Wenn nun aber wirklich eine Zeit kommt, wo durch eine absolute Offenbarung das dann lebende Menschengeschlecht zur adäquaten Erkenntniß Gottes geführt wird: wie rechtfertigt sich Gott vor den Seelen, welche diese Offenbarung nicht erlebten, denen also die höchste Vervollkommnung versagt blieb? Die echte Religion sollte sich doch grade dadurch legitimiren, daß sie alle geschaffenen Seelen erlöste.

Lessing findet diese Rechtfertigung Gottes in der Hypothese von der Seelenwanderung. Die Seelen sollen zu verschiedenen Malen auf die Welt kommen und sich bei einer jeden Wiedergeburt zu innerer, höherer Vollkommenheit ausbilden. Den Einwand, daß wir uns ja eines frühern Daseins nicht erinnern, läßt er nicht gelten: was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich dann das auf ewig vergessen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Entkleidet man diese Hypothese ihrer bildlichen Ausdrucksweise, so führt sie mit Nothwendigkeit auf Leibniz' Monadenlehre zurück: die geistigen Einheiten, die Monaden, oder wie Leibniz sich einmal ausdrückt, die unfertigen Seelen, sind ewig; sie denken stets, sind sich aber ihres Denkens nicht immer bewußt; sie fügen sich unter die Gewalt der stärksten Monade, zu einer vollen Seele, zu einer Entelechie zusammen, die durch den Tod vorläufig aufgelöst, aber durch neue Gesammtbildungen ersetzt wird, die dann zu höherer Vollkommenheit fortschreiten. Solche Ideen schwebten unstreitig Lessing bei seinem Bild von der Seelenwanderung vor, während es dem System Spinoza's, welches nur Eine Substanz kennt und alle Einzelerscheinungen nur als Attribute dieser Substanz gelten läßt, unbedingt widerspricht.

Ist nun diese Lehre von der zu erwartenden absoluten Offenbarung, und von der Erziehung des Menschengeschlechts auf dem Wege der Seelenwanderung Lessing's endgültige Ueberzeugnng? — In dem Brief, worin er die neue Schrift anmeldet, sagt er vom Verfasser, es sei seine Neigung, immer neue Hypothesen aufzustellen, um sie dann wieder einzureißen. — Im Eingang drückt er dasselbe etwas feierlicher aus. „Der Verfasser hat sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tags zu übersehn glaubt; aber er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andre Auge entzücken solle. Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehn und staunen lassen, wo er steht und staunt, wenn er aus der un=

ermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blick weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen."

Im Ton dieser Einleitung klingt der Ton einer andern Schrift nach: der „Unterricht in der Morgenröthe" aus Herder's „ältester Urkunde", deren leitendes Bild in § 48 der „Erziehung" ausdrücklich hervorgehoben wird. Auch Herder steht entzückt auf einem Hügel im Morgenroth und staunt: er sucht in der unermeßlichen Ferne einen Fingerzeig für die Geschichte der Religionen. — „Seht, die rothe Sonne steigt langsam schon empor! Kommt, ihr der Hütten Brüder, auf freiem Gipfel oben! kommt, der Morgenkönigin, dem Licht zu opfern!" — —

Der „Hütte Brüder" sind die Freimaurer; die Stellung Lessing's zu diesem Orden deutet, bei allem Klarheitsbedürfniß, auf eine geheime Ader der Mystik.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. Das Volk lechzt schon lange und vergeht vor Durst." Mit diesen Worten widmete Lessing 1778 dem Erbprinzen von Braunschweig, dem Großmeister aller Logen von der stricten Observanz, seine „Gespräche über Freimaurerei".

Die politische Tendenz, die seit zwei Jahren die Illuminaten dem Orden einzuhauchen suchten, lehnte Lessing unbedingt ab; er will die ursprüngliche Idee des Ordens zu ihrer vollen Geltung bringen.

Der Freimaurer Falk weist nach, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen nicht vereinigen könne, ohne sie zugleich zu trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern zwischen ihnen hinzuziehen. Eine Gegenwirkung der Weltbürger, die für sich diese Trennung nicht anerkennen, hätte es schon in dem Urbeginn der Geschichte gegeben, ja sie sei vielleicht älter als die bürgerliche Gesellschaft überhaupt; eine solche Organisation sei in der neuesten Zeit die Freimaurerei, die Angehörige aller Kirchen, aller Staaten und aller Nationen in sich vereinige.

Nun ergiebt sich zwar in der Fortsetzung des Gesprächs, die Lessing 1780 herausgab, daß diese Organisation entartet, aber daß diese Entartung mit dem Wesen des Ordens nothwendig verbunden sei, daß ein Orden mehr trenne als die Kirche, zu dieser Erkenntniß will sich der Freimaurer nicht verstehn.

Die Idee einer der wirklichen Gesellschaft gegenüberstehenden reinen Menschengesellschaft war eben die Mystik des 18. Jahrhunderts, das bei aller Aufklärung das heimliche Gelüst hatte, Versteck zu spielen.

Lessing spricht durch Falk ausdrücklich seine Ueberzeugung aus, daß es nothwendig sei, gewisse Wahrheiten, bis die Zeit gekommen ist, dem Volk zu verschweigen.

Bei der Vieldeutigkeit in Lessing's Aussprüchen wurden die Leute nicht müde, auskundschaften zu wollen, was seine geheimste Ueberzeugung sei. — 3. Juli 1780 fand sich Fr. Heinr. Jacobi in Wolfenbüttel bei Lessing ein, der ihm ein freundliches Wort über den „Woldemar" hatte zukommen lassen. Er trug ihm seine Ueberzeugung vor, daß der Spinozismus allen Glauben an Gott und die Freiheit untergrabe, und daß im Grund alle Philosophie Spinozistisch sei; daß man sich aus der Oede dieser Lehrart nur durch einen Schwung ins Reich des Glaubens retten könne. Lessing hörte den wunderlichen geistvollen Mann mit Humor, aber auch mit Interesse an, vertheidigte gegen ihn verschiedene Sätze des Spinoza, und überschüttete ihn mit Paradoxien: er versicherte, kein Bedürfniß nach Freiheit zu haben; die Idee einer höchsten Vollkommenheit errege ihm Langeweile, die bürgerliche Gesellschaft müsse abgeschafft werden u. s. w.: die Mittheilungen sind unschätzbar, denn sie zeigen, welche unverwüstliche Heiterkeit in dem hypochondrischen Mann steckte. Aber Jacobi schlug aus der Unterredung ein andres Capital. Er war nun hinter das große Geheimniß gekommen, das aller Welt, selbst Lessing's intimsten Freunden verborgen geblieben war: Lessing war Spinozist! — Jacobi sorgte dafür, diese wichtige Entdeckung nach allen Seiten hin zu verbreiten, namentlich nach Weimar, wo man sich gerade damals in Spinoza vertiefte, und die Neuigkeit wohl verwerthen konnte.

Nun ist es sonderbar, aus dem flüchtigen Gespräch mit einem Manne, der sehr viel geschrieben und in seinen Schriften keineswegs zurückgehalten hat, die versteckte Grundanschauung entdecken zu wollen. Noch sonderbarer, einen Mann, der alle Sekten gründlich haßte, selbst wenn sie die Wahrheit lehrten, zum Anhänger einer Sekte machen zu wollen. Lessing war seiner ganzen Individualität nach ein freier Denker, der sich wohl redlich bemühte, in die Forschungen der verschiedenen Philosophen, soweit er sie für seine Eigenart brauchen konnte, einzudringen, aber sich nie den Formeln einer Schule hingegeben haben würde; er würde laut gelacht haben, wenn er gehört hätte, daß man ihn zu einem „—aner" machen wolle.

Wenn man aber fragt, welchem philosophischen System sich sein Denken am meisten zuneigte, so war es nicht das System von Spinoza, sondern von Leibniz.

Lessing hatte tiefe philosophische Blicke, aber er war kein eigent-

licher Philosoph: auf seine schöpferische Thätigkeit haben seine philosophischen Aperçus nur geringen Einfluß geübt. Sein ideales Streben ging nicht dahin, zu besitzen, sondern durch unablässige Arbeit zu erwerben. Er war durchaus Dialektiker, sehr im Gegensatz zu Goethe, dessen prosaische Schriften durchaus lehrhaft sind. Goethe unterhält sich nicht, er trägt vor; er geht seinem einmal festgehaltenen Gedanken nach, Einwürfe sind ihm lästig und er überhört sie leicht, während Lessing sie mit Behagen hervorruft, freilich um sie dann recht derb abzufertigen. Auch in ihrem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit ist Lessing immer Dialektiker, Goethe Dogmatiker; daher ist es viel leichter, hinter Goethe's wahre Meinung zu kommen, wenn es gleich Lessing anscheinend dem Leser viel bequemer macht.

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein glaubt, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt, hinter die Wahrheit zu kommen, macht seinen Werth; nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung erweitern sich seine Kräfte. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, auch immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." —

Mit dürrem Wort seine innerste Meinung zu verkündigen, hatte Lessing stets abgelehnt; gern aber deutete er sie durch ein Gleichniß an. Dies ist das wesentlichste Interesse des „Nathan", den Lessing als ein heiteres Nachspiel zu seiner Polemik mit Goeze auffaßte. Es war ein alter Versuch, den er schon unmittelbar nach seiner Italienischen Reise hatte zum Abschluß bringen wollen.

Lessing hatte zuerst das deutsche Publicum auf Shakespeare gestoßen; als Dichter des „Nathan" war er ebenso wenig Nachahmer des Briten wie als Dichter der „Emilia". Der „Nathan" ist wieder ein Conversationsstück, er imitirt die Redeweise des wirklichen Lebens, wenn er sie auch durch Geist und Bildung vertieft; er ist ein Lustspiel, ein überwiegend witziges Stück, wenn er auch die Rührung nicht ausschließt. Durch den „Nathan" hat sich der fünffüßige Jambus oder vielmehr der englische blanc-verse, der freilich schon früher versucht war, auf dem Theater eingebürgert; kein späterer Dichter hat ihn mit so dramatischer Freiheit behandelt. Ramler hatte ein Maaß vorgeschlagen, das ans Lyrische streift.

Die Fabel ist aus verschiedenen Novellen des Boccaccio zusammengesetzt; auch daß die beiden Liebenden sich als Geschwister erkennen, über welchen Ausgang der Zuschauer stutzt, fand Lessing bereits vor. Diesmal ist indeß die Fabel das Geringste; wahrhaft erfrischend wirkt die reine, heitere Atmosphäre des Stücks und die bunte Mannigfaltigkeit der Figuren, die zugleich dem Schauspieler eine bedeutende Aufgabe stellen. Am meisten ist vielleicht der Tempelherr gelungen, der mit seinem Trotz, seiner Verschämtheit, seinen Bedenken und seinen Uebereilungen gerade so wie der Freigeist und Tellheim an Lessing selbst erinnert: so würde er selbst unter ähnlichen Umständen empfunden haben. Ein prächtiges und ganz eigenartiges Bild; der echte volle Mensch mit all seinen Widersprüchen, nicht ein stets gleichbleibendes Schema des reinen Verstandes!

Die Tendenz des „Nathan" ist, anschaulich zu zeigen, daß auch aus dem Judenthum heraus ein vollkommen weiser und tugendhafter Charakter erwachsen, daß es einem solchen wohl gelingen könne, das Vorurtheil gegen die Juden zu überwinden, ohne daß er aufhört Jude zu sein. Im Nathan, wenn man Sprache, Bewegung, die Weise seiner Gedankenverbindungen verfolgt, erkennt man die Art seines Stamms gar wohl heraus: es soll nicht blos der Angehörige einer besondern Religion, sondern der Angehörige eines unterdrückten Volks, der klug berechnende Handelsmann dem stolzen Krieger gegenübergestellt werden. Gleich Mendelssohn, dem unansehnlichen verwachsenen Mann, hat er eine Freude daran, durch Witz und Scharfsinn die Andern nicht blos zu belehren, sondern zu necken. Durch seine ganze Lage an Behutsamkeit gewöhnt, hält er mit seinen eigensten Gedanken und Empfindungen zurück, er zeigt nur die dem Verstand zugängliche Außenseite.

Als der Sultan von Nathan ein Urtheil über den Werth der drei offenbarten Religionen verlangt, sagt dieser zu sich selbst: „Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht; und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder." Was er sagt, muß also darauf hin geprüft werden, ob es Berechnung oder aufrichtige Meinung ist.

Die Parabel von den drei Ringen, die Lessing im Boccaccio fand und die ihm die Idee seines Stücks eingab, wird im Feuer einer dramatischen Action vorgetragen: Nathan bringt dieselbe nicht als fertiges System mit, ihr Sinn entwickelt sich ihm selbst im Eifer des Vortrags. Zuerst will er nur der Falle entgehn, die ihm der Sultan stellt; er will die Beantwortung der Frage, welche von den drei Religionen die richtige sei? durch die Ausflucht ablehnen, die Richtigkeit könne durch objective Gründe nicht ausgemacht, sie könne nur durch historische Zeugnisse ge-

prüft werden, und jeder Einzelne halte die Zeugnisse seiner Vorfahren für die glaubwürdigsten. So rechtfertigt er, daß er Jude bleibt. — Lessing hat im Gegentheil wiederholt ausgesprochen, daß jeder Denkende die überlieferten Begriffe von Gott an seiner eignen Vernunft zu prüfen habe.

Daß einer von den Ringen der echte sei, stellt Nathan vorerst nicht in Zweifel. Bei der gespannten Aufmerksamkeit des Sultans aber geräth er in Feuer; er führt die drei Religionen vor den Richter, und dieser verlangt, daß sie ihre Wahrheit an ihren Früchten erweisen sollen: wenn keine von ihnen im Stande ist, alle Menschen in Liebe zu vereinigen, so ist keine die echte. Vielleicht wollte Gott die Tyrannei einer absoluten Religion nicht dulden: er betrog die Gläubigen um ihres wahren Heils willen. Alle sind betrogen: da sie aber alle in gutem Glauben handeln, so möge jeder versuchen, innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre sich möglichst bis zum Ideal des rein Menschlichen durchzubilden, bis einmal ein höherer Richter kommt, die Sache endgültig zu entscheiden.

Es war Lessing's wirkliche Ueberzeugung, daß es in jeder Religion möglich sei, sich dem Ideal des Reinmenschlichen zu nähern; aber aus der Erziehung des Menschengeschlechts ergiebt sich, daß es die eine Religion schwieriger macht als die andre und daß in dieser Beziehung das Judenthum keineswegs gleichwerthig mit dem Christenthum ist.

— „Wißt Ihr, Nathan, welches Volk zuerst das auserwählte Volk sich nannte? Wie? wenn ich dieses Volk nun zwar nicht hasse, doch wegen seines Stolzes zu verachten mich nicht entbrechen könnte?" — Das sagt zwar nur der Tempelherr, aber historisch muß Lessing ihm beitreten. Auch den modernen aufgeklärten Juden steckt noch immer etwas von dieser Ueberhebung im Blut. „Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch seine Macht nicht über uns. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten! Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen für den erträglichern zu halten." — Dieser Aberglaube war der Mendelssohn's, der doch die besten seiner Ueberzeugungen aus der allgemeinen europäischen, in ihrem letzten Grund christlichen Bildung geschöpft hatte. Dennoch betrachtete er das Christenthum im Stillen mit Ueberhebung, und es war ein Laut, der ihm wider Willen entschlüpfte, wenn er nach der Lectüre des „Nathan" an Lessing schrieb: „im Grunde gereicht er der Christenheit zur wahren Ehre! Auf welcher hohen Stufe muß ein Volk stehn, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung aufschwingen konnte! Wenigstens wird die Nachwelt so denken müssen."

Nathan hat, als er von den Christen das schändlichste Unrecht erduldete, an einem Christenkind eine edle That gethan. Der Klosterbruder ruft aus: „bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein besserer Christ war nie!" Darauf antwortet Nathan: „Heil uns! Denn was mich euch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden!" Das ist fein gedacht, aber es stimmt nicht: der Klosterbruder wollte nicht sagen: so handeln die meisten Christen! Sondern: so handelnd erfüllst du die höchsten Gebote des Christenthums! Und in der That lehrt das Christenthum: Segnet die euch fluchen! thut wohl denen die euch hassen! Von einem solchen Gebot sagt das Judenthum Nichts.

Die correcte Durchführung des Problems wird im „Nathan" einigermaßen durch das historische Costüm verwirrt, das doch nicht gleichgültig ist: die Scheiterhaufen, von denen geredet wird, gehören wesentlich zum Verständniß und zur Beurtheilung der wirkenden Motive. Und hier stimmt vieles nicht. Zur Zeit der Kreuzzüge konnte es einem Juden nicht einfallen, seine Adoptivtochter confessionslos, d. h. außerhalb des Gesetzes, welches doch den größten Theil des Lebens ausfüllte, zu erziehn, sonst wären die Juden von Jerusalem schneller über ihn gekommen als der Patriarch. Im Reich Saladin's konnte der letztere sich keine Jurisdiction über die Juden anmaßen, er konnte den Tempelherrn nicht auf ein Theater verweisen, wo man moralische Probleme pro et contra behandelt. Daja soll eine bigotte Christin sein, gleichwol findet sie es unbedenklich, daß ein Tempelherr Recha heirathet und mit ihr ins Abendland zurückkehrt. Eigentlich hat Lessing moderne Menschen im Auge: im Tempelherrn steckt etwas von ihm selbst, Nathan ist Mendelssohn, der Derwisch einer seiner wunderlichen berliner Schachfreunde, der Patriarch ist Goeze; Saladin hat, was die Aufklärung betrifft, etwas vom alten Fritz.

Was aber wollen diese Ausstellungen sagen gegen den unaussprechlich reinen und heitern Eindruck des Ganzen Stücks! Es bezeichnet eine Epoche in Deutschlands geistigem Leben. Lessing vollendete es im Frühling 1779. Gleichzeitig hatte Goethe seine „Iphigenie" gedichtet. Beide Stücke sind einander verwandt, beide könnte man durch das Motto bezeichnen: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Auf den Unmuth, den Sturm und Drang der frühern Jahre folgte eine Periode der Selbstbesinnung: die Dichtung will nicht mehr Krieg führen gegen die Mächte, die das Leben regieren, sie strebt nach Versöhnung, nach Erkenntniß, nach Weisheit.

Lessing hatte sich geirrt, wenn er meinte, an die Aufführung könne

erst nach längerer Zeit gedacht werden: sie erfolgte schon nach drei Jahren. Die Berliner und Hamburger Freunde erklärten den „Nathan" für Lessing's Meisterstück; Herder, Schröder, Voß, alles war begeistert, und wenn das Stück 27. Nov. 1779 in Leipzig auf Betrieb der theologischen Facultät confiscirt wurde, sprachen alle Gebildeten ihren Unwillen aus. —

Lessing's letzte Tage bieten wenig erfreuliche Züge. Die kurze Ehe hatte einen bittern Nachgeschmack hinterlassen: Lessing kamen arge Verleumdungen zu Ohren, wegen seiner Stieftochter, die er bei sich behielt: bald sollte er ihr zu nahe stehn, bald sich an ihrem Vermögen vergreifen. „Ich habe hier", schreibt er 9. Aug. 1778 an Elise Reimarus, „keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich muß das einzige Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt, theuer bezahlen; ich muß alles aufopfern, um mich nicht einem unerträglichen Verdacht auszusetzen. — So ist meine wahre Lage. Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen."

26. Nov. 1780 erhielt der Herzog von Braunschweig aus Regensburg die Anzeige, man werde gegen den schändlichen Verbreiter der „Fragmente" ein Excitatorium erlassen; er versicherte Lessing seines Schutzes, aber dieser erwiderte trotzig, daß er auf ihn gar keine Rücksicht nehmen, sondern verfahren möge, wie er glaube, daß ein Deutscher Reichsstand verfahren müsse. — Immer finstrer wurde die Farbe seiner Briefe. „Ich glaubte, recht lustig geschrieben zu haben", schreibt er einmal an seine Freundin Elise Reimarus, „und Sie erschrecken! Mein gutes Kind! das war meine Absicht nicht. Ebensowenig will ich mit Ihnen zanken, wenn Sie mir mehr Paradoxie zutrauen als natürlich zu sein pflegt: ich könnte ja ebensogut Paradoxie als Andre Orthodoxie affectiren. Ich verstehe darüber so gut Spaß, daß es fast keine Lust ist, mit mir zu spaßen."

An Mendelssohn, 19. Dec. 1780: „die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. — Ich war in bessern Tagen ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorriger Stamm. Ach lieber Freund, diese Scene ist aus!" — —

15. Febr. 1781 starb er, 52 J. alt; die Section ergab Brustwassersucht. — Die Theater, Berlin und Hamburg voran, wetteiferten in der Feier des Verewigten. „Es muß auffallen", schreibt Elise Rei-

marus, daß man dem Mann, den man im Leben hätte verbrennen mögen, nach dem Tode einstimmig nachrühmt, rein die Wahrheit verkündet zu haben!"

„Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können als Lessing's Tod!" schreibt Goethe 20. Febr. „Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht kam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm; mehr als wir glauben."

Herder 21. Febr. an Mendelssohn: „Mir ist's, so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muth, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre!" „Er war ein Mann! sagt alles mit einem Wort! — Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn." So schloß der Nachruf, den Herder unmittelbar nach Lessing's Tod an den Mercur schickte. „Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein strenges Geschäft, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so Feind als der kriechenden Heuchelei, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will, am meisten der schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost in allem Wissen von früh an menschlichen Seelen nagt. Die Ungeheuer griffst du an wie ein Held, und hast deinen Kampf tapfer gekämpft! Viele Stellen in deinen Büchern werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist, Männer wecken, aufmuntern und befestigen, die wie du der Wahrheit durchaus dienen; jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfang häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde." —

In der Religionsphilosophie fühlte sich Herder als Lessings Erben, und er hat die Aufgabe, das Christenthum in seiner Reinheit darzustellen, in den Schriften der nächsten Jahre auf das edelste erfüllt. — Weniger in die Augen springend, aber bei genauerem Zusehn sehr merklich, ist der Einfluß, den Lessings theologische Schriften auf Kant ausübten.

Lessing und Kant waren neben Friedrich dem Großen für Deutschland die vorzüglichsten Vertreter des Geistes, der das 18. Jahrhundert charakterisirt, wie es Voltaire für Frankreich war. Die beiden ersten sind sich nie begegnet, zwischen Lessing und Friedrich bestand eine geheime Antipathie. Noch kurz vor seinem Tod, als eine abfällige Schrift des Königs über die deutsche Litteratur peinliches Aufsehn erregte, tadelte Lessing die Gewohnheit der Geschichtschreiber, das Zeitalter der Minnesänger mit dem Namen der schwäbischen Kaiser zu bezeichnen, die sich doch um die damalige Litteratur nicht mehr Verdienst erworben, als der König von Preußen um die jetzige; „gleichwohl will ich nicht darauf

schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrich des Großen zu nennen für gut finden wird!"

Wir sind mit Lessing vertrauter als mit irgend einem unsrer großen Schriftsteller. Ueber hundert Jahre ist er todt, und doch kommt es uns vor, als hätten wir ihn persönlich gekannt, mit ihm verkehrt; wir gedenken seiner wie eines jüngst Dahingegangenen, mit herzlichem Andenken und mit Bedauern, daß es uns nicht mehr verstattet sein soll, von ihm über alles, was uns durch den Kopf geht, Belehrung zu empfangen oder auch harmlos und lustig mit ihm zu plaudern: so nahe stehn uns seine Schriften, so sind wir gewohnt, mit ihm zu denken und zu empfinden.

Chronologisches Verzeichniß der Geburtstage.

1733,	5. Sept.	Wieland † 1813.
1734,	11. Oct.	Eberhard v. Rochow, Berlin (Kinderfreund) † 1806.
1735,	22. Jan.	Elise Reimarus, Hamburg.
—	5. Juli	Schlözer † 1809.
1736,	15. Jan.	Willamow, Mohrungen † 1777.
—	30. Jan.	Mich. Ign. Schmidt, Arnstein (Geschichtsschreiber) † 1794.
—	16. Febr.	Sturz, Darmstadt (Kopenhagen) † 1779.
—	28. Juni	Pfeffel, Colmar † 1809.
—	18. Nov.	Anton Graff, Winterthur (Maler) † 1813.
1737,	3. Jan.	v. Gerstenberg, Tondern † 1823.
—	27. April	Gibbon † 1794.
—	14. Sept.	Schönborn † 1817.
1738,	4. Febr.	v. Brawe, Weißenfels (Dramatiker) † 1758.
—	27. Mai	v. Thümmel, Schönfeld b. Leipzig † 1817.
—	13. Nov.	Klotz, Bischofswerda in der Lausitz † 1771.
—	25. Nov.	Th. Abbt, Ulm † 1766.
—	1. Dec.	Kretschmann, Zittau † 1809.
1739,	7. Juli	Wilh. Ludw. Weckhrlin, im Würtenbergschen † 1792.
—	24. Oct.	Amalie v. Braunschweig (Herzogin v. Weimar) † 1807.
1740,	15. Aug.	Matthias Claudius, Reinfeld † 1815.
—	2. Sept.	Georg Jacobi, Düsseldorf (Lyriker) † 1814.
—	12. Sept.	Jung-Stilling, Gründ, im Nassauschen † 1817.
1741,	31. Jan.	Hippel, Gerdauen in Ostpr. † 1796.
—	31. März	Leonh. Usteri, Zürich.
—	11. April	Merck, Darmstadt † 1791.
—	25. Aug.	Bahrdt, Bischofswerda † 1792.
—	30. Oct.	Angelika Kaufmann, Chur † 1807.
—	15. Nov.	Lavater, Zürich † 1801.
1742,	7. Febr.	Heinrich Füßli, Zürich (Maler) † 1825.
—	7. Jan.	Garve, Breslau † 1798.

1742, 1. Juli	Lichtenberg, bei Darmstadt	† 1799.
— 16. Dec.	Blücher, Rostock	† 1819.
— 25. Dec.	Charlotte v. Stein geb. v. Schardt	† 1827.
1743, 25. Jan.	Friedrich Heinr. Jacobi, Düsseldorf	† 1819.
— 8. März	Jac. Mauvillon, Leipzig	† 1794.
— 8. Juni	Caglioſtro, Palermo	† 1795.
— 7. Dec.	Eschenburg, Hamburg	† 1820.
1744, 8. Febr.	K. v. Dalberg, b. Worms	† 1817.
— 1. Juni	Salzmann, Erfurt (Schnepfenthal)	† 1811.
— 16. Juni	Gräfin Maria v. Lippe	† 1776.
— 19. Juli	Boie, Meldorf	† 1806.
— 25. Aug.	Joh. Gottfr. Herder, Mohrungen	† 1803.
— 3. Nov.	Schröder, St. Petersburg (Schauspieler)	† 1816.
— 30. Nov.	v. Knebel, Franken	† 1834.
1745, 3. Sept.	Archenholtz, b. Danzig	† 1812.
1746, 12. Jan.	Pestalozzi, Zürich	† 1827.
— 3. Sept.	Gotter, Gotha	† 1797.
— 31. Dec.	J. B. Michaelis, Zittau (Halberstadt)	† 1772.
— 29. Dec.	Klamer Schmidt, Halberstadt	† 1824.
	Franz Leuchsenring, Elsaß	† 1827.
1747, 19. Febr.	H. L. Wagner, Straßburg	† 1779.
— 26. Juli	Elisabeth, Klopstock's zweite Gattin, Hamburg	† 1789.
— 31. Oct.	Wezel, Sondershausen	† 1819.
— 31. Dec.	Bürger, Molmerswende	† 1794.
1748, 6. Febr.	Adam Weishaupt, Ingolstadt (Illuminat)	† 1830.
— 3. Mai	Siéyes	† 1836.
— 13. Juli	v. Göckingk, b. Halberstadt	† 1828.
— 28. Aug.	Amalie Fürstin Galizin	† 1806.
— 21. Dec.	Hölty, Mariensee	† 1776.
1749, 13. Jan.	Fr. Müller, Kreuznach (Maler)	† 1825.
— 16. Febr.	Heinse, Langenwiesen in Thüringen	† 1803.
— 9. März	Mirabeau, Provence	† 1791.
— 28. Aug.	Goethe, Frankfurt	† 22. März 1832.
— 7. Sept.	Sprickmann, Münster	† 1826.
— 27. Oct.	Kleuker, Ostende	† 1827.
— 17. Nov.	Biester, Lübeck	† 1791.
1750, 28. Jan.	Caroline Herder, geb. Flachsland	† 1809.
— 7. Sept.	Cornelie Goethe, verh. Schlosser	† 1777.
— 7. Nov.	Fr. L. Graf Stolberg, Bramstedt	† 1819.
— 2. Dec.	Martin Miller, Ulm	† 1814.
1751, 12. Jan.	Jak. M. R. Lenz, Liefland	† 1792.
— 14. Jan.	Corona Schröter, Guben	† 1802.

1751,	20. Febr.	J. H. Voß, Penzlin in Mecklenburg † 1826.
1752,	18. Febr.	Max Klinger, Frankfurt † 1831.
—	7. März	K. F. Cramer, Quedlinburg † 1807.
—	9. Mai	J. Ant. Leisewitz, Hannover † 1806.
—	10. Juni	v. Haugwitz, b. Oels † 1832.
—	16. Oct.	v. Knigge, Hannover (Illuminat) † 1796.
1753,	3. Jan.	Auguste Gräfin Stolberg † 1835.
—	11. Jan.	Lotte Buff, verh. Kestner, Wetzlar † 1828.
—	14. Aug.	Chr. Kaufmann, Winterthur † 1795.
1755,	29. Juni	Henriette v. Knebel † 1813.
—	21. Aug.	Overbeck, Lübeck † 1821.
1756,	31. Jan.	Ernestine Voß, geb. Boie † 1834.
—	31. Mai	Maximiliane Brentano, geb. Laroche † 1793.
—	21. Oct.	Philippine Gatterer (Göttinger Musen Almanach) † 1831.
1757,	30. Jan.	Herzogin Luise von Weimar † 1830.
—	3. Sept.	Herzog Karl August von Weimar † 1828.
1758,	23. Juni	Lilli Schönemann, verh. v. Türkheim † 1817.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Werner Schran
Buchbinderei
München 8
Br[illegible]acher Str.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Julian,

Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit

Bd.: 2

Berlin 1886

H.lit.p. 339 tz-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11168075-1